…ing. 498
Fiche

Ludwig Friedrich
Fürst zu Schwarzburg
Rudolstadt.

Fol. 232

Nb III 3
Nr 25

<36609070350011

<36609070350011

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen
zu Wasser und zu Lande,

nebst

der Geschichte meiner traurigen Gefangenschaft zu Algier, der Sitten und Gebräuche der Mauern und einer getreuen Uebersicht der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Spaniens, besonders der Stadt Madrid, ihrer Palläste, Klöster, öffentlichen Plätze, Anstalten rc. und des jetzigen spanischen Militärs,

mit steten Rückblicken auf die historische und politische Verfassung Spaniens,

von

Johann Friedrich Keßler,
königl. spanisch. pens. Chirurg.

Leipzig, 1805.
bey Erdmann Ferdinand Steinacker.

Hb/66/151.2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

An den Leser.

Herr Taurinius, auch genannt Damberger, ein ehrsamer Buchdruckergesell in Wittenberg, ist bey dem Publikum, das gern Reisebeschreibungen lieset, durch seine Reisen ins Innere von Afrika ꝛc. hinlänglich bekannt, d. h. die Meister vom Rezensentenstuhle haben diesem berühmten Skribenten die Larve so glatt weg vom Gesicht gezogen, daß man nun den Affen hinter der Löwenhaut ohne Brille erkennen und seine Nudidäten, freylich nicht zum Nutzen und Frommen des ge-

täuschten Publikums, mit Muße bejammern konnte! — Doch wozu dieß hier? — Hm! der Gebrannte fürchtet das Feuer! Auch jetzt erscheint eine Reise, zwar nicht in das Innere von Afrika, sondern nur in den Schwanz von Europa, nach Spanien, welche einen so unbekannten Nahmen an der Stirn trägt, daß der Leser leicht, vom Titel (doch nur auch von diesem) aus, auf den Argwohn gerathen könnte, durch eine neue Tauriniade betrogen worden zu seyn. Doch dem ist nicht also! — Und ob schon Herr Keßler kein Gelehrter und sein Nahme gar nicht berühmt ist, so wird doch der Leser seine Bemerkungen über das, was er sah und hörte, mit Vergnügen lesen und sich bey jeder Zeile innig überzeugt finden, daß er dem famösen Taurinius Damberger auch nicht auf ein Haar gleicht. Der Stempel der Wahrheit ist dem Ganzen überall aufge-

gedrückt; nirgends schimmert ein Plagiat durch; Herr Keßler bediente sich nicht einmahl der vorzüglichsten Reisebeschreibungen über Spanien, sondern vermied mit Bedacht alle Bücher der Art, um mit keiner fremden Feder zu glänzen; nur ein einziges Werk von Fischer gerieth ihm zufällig in die Hand, doch ehe er noch den Gedanken faßte, seine Biographie zu schreiben. Auch würde er dieß wahrscheinlich nie gewagt haben, wenn ihn nicht mehrere seiner Freunde, die in der ihnen gegebenen mündlichen Erzählung von seinen sonderbaren Schicksalen und Abentheuern so manches fanden, was ihnen des Drucks würdig schien, dazu aufgefordert hätten.

Aber wie komm' ich zu der Ehre, sein Vorredner zu werden? — — Herr Keßler kam am 20. July 1803 aus Spanien zurück, um im 61. Jahre seines Lebens seine

einzige ihm noch übrig gebliebene Schwester, die Pastorin Reichard in Frankenthal, ohnweit Gera, noch einmahl zu sehen und dann auf immer dahin zurückzukehren. Durch eine ganz besondere Veranlassung, deren Erzählung nicht hieher gehört, wurde Herr K. mein Freund. Bey einem wiederholten Besuche, den ich im vorigen Sommer von ihm erhielt, äußerte er den Wunsch, seine Biographie herauszugeben. Er theilte mir zugleich seinen Plan mit, wie und auf was für Art das Werkchen Nutzen stiften könnte, wie er es einzurichten gedächte ꝛc. — und nun ermunterte auch ich ihn recht herzlich dazu. Er schrieb die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten seines Lebens, seine Abentheuer und Reisen nur stückweiß nieder, und verband sie dann erst zu einem Ganzen, allein als er mir sie zur Durchsicht überlieferte, fand ich denn nun wohl, daß er jetzt ein weit bes-

ſerer Spanier als Teutſcher, und daß ſein Mſ. ſo, wie es aus ſeinen Händen gieng, des Drucks nicht fähig ſey. Mit Freuden unterzog ich mich nun einer ganz neuen Bearbeitung, d. h. ich ließ die Sache wie ſie war und unverändert, und bekleidete ſie blos mit einem Gewande, in dem ſie ſich, ich will hoffen, ohne Schaam und Furcht, getadelt zu werden, dem Publikum keck entgegen ſtellen kann. Kleine Fehler und Gebrechen, die vielleicht dem Ganzen zur Laſt gelegt werden dürften, wird der Leſer, dem das Seneka'ſche Omnia vitia in aperto leviora ſunt etc. einleuchtend iſt, mild verzeihen. Darum bittet Herr Keßler; darum bitt' ich.

Und ſo, gutes Büchlein! gehe wohlgemuth hinaus in die Welt; erfreue, nütze, vertreibe den Schlaf und die Langeweile ſo oft und viel du kannſt, danke dem braven Beur-

theiler (er urtheile nun streng oder mild über dich, wenn er nur Wahrheit sagt) für seine Freundschaft, höre aber nicht auf das Geschrey der Raben, die sich bisweilen Rezensenten nennen und fertige die gelehrten Harlequinaden, die sich etwa über dich lustig machen mögten, mit Vater Horaz ab:

Non recito cuiquam nisi amicis: — —
Non ubivis, coramve quibuslibet. In medio qui
Scripta foro recitent sunt multi, quique lavantes.

Gera,

zur Michaelismesse 1804.

Ernst Bornschein.

Shakes-

Shakespeare sagt mit Recht: „Das Gewebe unseres Lebens spann die Vorsicht aus gemischtem Garn, gut und böse durch einander. Unsere Tugenden würden stolz werden, wenn unsere Fehler sie nicht geiselten, und unsere Laster würden verzweifeln, wenn unsere Tugenden sich ihrer nicht annähmen!“ Diese Gedanken schweben mir in diesem Moment sehr lebhaft vor, indem ich noch einmahl den Roman meines Lebens durchdenke und auf alle die gespielten Szenen meines wundervollen Schicksals zurück blicke, die endlich mit den Jahren des ernstern Nachdenkens ihr Ziel erreicht zu haben scheinen. Auch das Gewebe meines Lebens spann die Vorsicht aus gemischtem Garn; auch meine Fehler würden oft den Sieg über mein besseres Selbst davon getragen haben, wenn nicht die Tugend ins Mittel getre-

ten wäre und mich in den Stürmen wilder Leidenschaft empor gehalten hätte. Aus dem Meere der Unruhe und der Leiden bin ich zwar jetzt eingegangen in den Hafen der stillen, ländlichen Einsamkeit, aber ob auch der Ruhe und des Friedens? — Daran zweifle ich um so mehr, da mich das Schicksal noch immer wie einen Ball aus einer Hand in die andere wirft und bis jetzt noch nicht fallen ließ. Noch ist meinem Auge der Schleyer der Zukunft nicht enthüllt; noch seh' ich im Hintergrunde dunkle schwarze Gestalten schweben, die drohend meiner Phantasie sich darstellen; nur der Vorsicht allein steht es zu, sie in Nebel aufzulösen, welche von der Sonne meines bessern Glücks zerrinnen mögen. Leuchtete sie auch erst dem Greisenhaupt — — immerhin, Friede und Ruhe kommen nie zu spät, auch wenn sie drey Schritte von meinem Sarge erschienen; genug, wenn mir nur das Labsal zu Theil wird, daß ich im Schatten der vaterländischen Eichen und in den Armen der schwesterlichen Liebe verscheiden kann, welche mit sanfter Hand mein Auge zudrücken, mein Todtenkreuz mit einem simplen Kranze, getränkt von den liebevollen Perlen ihres Auges,

schmücken und meiner Asche den letzten Zoll ihrer unaussprechlichen Liebe opfern wird. Wird mir dieß Labsal zu Theil; kann ich nur meinem Herzen den Trost gewähren, in meinem Vaterlande den letzten Odem auszuhauchen, so vergess' ich dann mit Freuden alle Stürme, die mich trafen; alles Unglück, das mich zu Boden beugte; alle schmerzlichen Thränen, die ich weinte, und alle Seufzer, die noch jetzt mein zusammengepreßtes Herz gebiehrt.

Auf diesem Punkte (zwischen Furcht und Hoffnung getheilt) steh' ich jetzt, indem ich die Feder ergreife, um der Lesewelt meine Geschichte zu überliefern. Sie ist reich an sonderbaren Ereignissen, und nicht arm an Szenen, welche vielleicht für den und jenen Interesse haben dürften. Sollte mir aber dennoch mancher seinen Beyfall weniger schenken, so hoff' ich ihn auf einer andern Seite durch die Aufzählung mehrerer Merkwürdigkeiten, die ich auf meinen Reisen sah, hinlänglich für die Aufmerksamkeit zu entschädigen, welche er dem unglücklichen Keßler weihete. Dabey gelob' ich heilig und theuer, daß ich mit

Wahrheit und Strenge schreiben und auch da nichts verhehlen will, wo etwa meine Fehler und Gebrechen zu sichtbar hervorschimmern könnten. Ich bin ja so wenig ein Engel, als alle meine Brüder, warum sollt' ich blos in meinen Tugenden glänzen und mich mit Lorbeern schmücken wollen, die nicht für mich wuchsen? Aufrichtigkeit und Wahrheit waren von jeher das Idol meines Herzens, und so soll mich der Leser in jeder Zeile wieder finden.

Ich wurde i. J. 1742 in Altenburg, der Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Nahmens, gebohren, wo sich mein Vater mit der Tochter des dasigen Hofapotheker (Dr. Kehlers) verheyrathet hatte. Er widmete sich vorher blos der Pharmacie, ließ sich aber auf Zureden seiner Braut, mit der er als Provisor bekannt wurde, bewegen, in Halle eine Zeitlang Medizin zu studieren und dann mit dem Doktorhute nach Altenburg zurückzukehren. Außer mir zeugte er 3 Töchter, von denen noch eine am Leben ist. Die Ehe meiner Aeltern war eine von den wenigen glück-

lichen, die unter diesem Monde statt finden; beyde liebten sich zärtlich, und trugen diese Gesinnungen auch auf ihre Kinder über. Ich war eben 5 Jahr alt, als mein Vater das Physikat in Schmölle, einem kleinen Städtchen ohnweit Altenburg, mit der Hoffnung erhielt, daß demselben so bald als möglich auch das Geraische folgen sollte. Theils, um diese Hoffnung zu begründen, theils aber auch einem theuren Verwandten in seiner Krankheit beyzustehen, reiste er i. J. 1750 nach Gera, von wo er aber nie zurückkehrte. Meine gute Mutter empfieng nämlich wider alles Vermuthen plötzlich ein Schreiben, worinnen man ihr meldete, daß sie sogleich nach Gera kommen müsse, wenn sie ihren geliebten Gatten noch einmahl zu sprechen wünsche. Dieser schrecklichen Zeitung folgte eine Summe von Thränen, welche sie auf uns niederweinte — sie riß sich los und fuhr eilig nach dem Ort des Schreckens, um dort noch den letzten Augenblick eines theuren Lebens mit ihrer Gegenwart zu erkaufen. Mein Vater starb in ihren Armen, und sie genoß wenigstens das Glück, den letzten Kuß der Liebe auf seine bleichen Lippen zu drücken und eine innige Thräne

der zärtlichsten Wehmuth auf seine Asche fallen zu lassen. Meine Mutter kam zwar nach Altenburg zurück — doch nur in der Absicht, um alle ihre Habseligkeiten zu verkaufen und nach Gera zu ziehen, zu welchem Entschluß sie ein Verwandter unseres Hauses, der Hofrath F — n, bestimmt hatte.

In Gera empfieng ich nun, nach Maaßgabe meiner Fähigkeiten, die sich bald auf das klärste entwickelten, einen sehr guten und vernünftigen Unterricht; mein Lehrer (der Informator der F — schen Kinder) war auch mit mir vollkommen zufrieden, nur daß er sich bisweilen sehr heftig über meine lustigen Streiche beklagte, welche jedoch nur Früchte eines jugendlichen Leichtsinns, aber nie der Bosheit waren. Besonders bemerkte er mit Unwillen, daß ich mit glühender Liebe an der Lectüre solcher Bücher hieng, welche er mir ausdrücklich verboten hatte. Dieß waren besonders Reisebeschreibungen und Romane von glücklichen und unglücklichen Seefahrern, alte Robinsonaden, worunter die Insel Felsenburg eine Hauptrolle spielte — kurz Bücher, die meine Phantasie Tag und Nacht beschäftigten und in meiner

Seele den Wunsch erzeugten, ein zweyter Robinson zu werden. Ich sah mich schon im Geiste auf einer Insel, die ich, freylich ohne alle Beschwerden, mit meinen Hirngeburten bevölkerte, und wo ich Fürst und Herr zu werden gedachte, um dann, wenn es mir dort nicht mehr gefiele, mit einer großen Anzahl Schätze nach Europa zurückzukehren. Mein Lehrer aber schien von diesen Grillen kein Freund zu seyn, und ermahnte mich mehr als einmahl, sie zu verbannen; da ich aber dennoch fortfuhr, den Lieblingsbüchern hold zu seyn, so verwandelte sich seine Güte in empfindliche Strenge, welche jedoch meine Mutter bestimmte, mich in das Gera'sche Gymnasium zu schicken.

Ich hatte die Schule einige Jahre besucht, als ich mich der Wundarzeneywissenschaft zu widmen wünschte. In dieser Hinsicht gieng ich zu einem Lehrherrn nach Ronneburg (12. Junius 1758), wo ich allenfalls das Rasiren und Schröpfen begriff, aber von der wahren Praxis der Chirurgie weit entfernt blieb. Die Frau im Hause zwang mich, Mägdedienste zu verrichten und mich Geschäften zu unterziehen, die meinen Stolz auf

das empfindlichste reizten, zumal da ich sahe, daß ich in der Kunst, der ich mich zu widmen gelobt hatte, täglich mehr zurückgesetzt ward.

Dieser Lebens-Art müde, faßt' ich einen kurzen Entschluß. Ich hatte erfahren, daß in Altenburg (1760) 2 Preußische Regimenter angekommen wären, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Sogleich erwachte in mir der Gedanke: „Wie? wenn du dein Glück im Soldatenstande versuchtest; vielleicht kommst du dann ein Stück in die Welt hinein; du lernst Menschen und fremde Gegenden kennen, und wie leicht ist dann der Sprung auf eine — Insel gethan? Wirf den Balbiersack und den Schnepper in einen Winkel, und zeige deinen Anverwandten, daß du zu etwas Besserm geschaffen bist." Schnell schnürt' ich mein Bündel und gieng nach Altenburg. Hier macht' ich mit einigen Feldscheeren der Preußischen Regimenter Bekanntschaft, und weil sie mehrere Blessirten aus der jüngst bey Torgau vorgefallenen Schlacht in den Lazarethen hatten, so strich ich Pflaster, öffnete Adern und verband leichte Wunden.

Im April 1761 brach das Regiment aus Altenburg plötzlich auf. Mein Entschluß, mit zu gehen, stand hell und klar vor meiner Seele. Es geschah! In Borna (einem sächs. Städtchen) empfieng ich den blauen Rock und ließ mir's in der Herberge auf Kosten der Unteroffiziere, die mich angeworben hatten, trefflich schmecken. Jetzt erfuhr ich erst, der Marsch gehe nach Schlesien. Das war kein Katzensprung — ich merkte dieß auch sehr deutlich an meinen Füßen, die, eines so weiten Spaziergangs ungewohnt, mir sehr bald den Dienst versagten; ich mußte mich deshalb auf den Kompagnie-Wagen einlogiren lassen, wo es mir etwas erträglicher gieng.

Wir giengen über Bautzen, Görlitz, Lauban, und kamen (den 22. May) in Wassergentsch, ohnweit Breslau, an, wo wir ein Lager bezogen. Zwey Tage vorher noch hatten wir eine Attake mit den kayserlichen Banduren, die vier von unsern Bagage-Wagen in Brand steckten; beynahe hätte auch den meinigen dieß Schicksal betroffen. Außer mir wurden noch 7 Mann ins Zelt einquartiert, und ich, als der

jüngste, mußte in dem sogenannten Sacke (dem Hintertheil des Zelts) schlafen, wo ich ohne Schutz dem Wind' und Regen ausgesetzt war. Dieß die Ursache, warum ich sehr bald noch kränker ward. Um meine Genesung zu befördern, kam ich ins Lazareth nach Breslau. Hier verwandelte sich meine Krankheit in ein hitziges Catharralfieber, woran ich zwey Monden sehr hart darnieder lag. Bey diesem elenden Zustande erbarmte sich eine gutherzige Fleischerin, die mir, besonders in den letztern Tagen meiner Krankheit, wo ich schon wieder (wiewohl an 2 Stöcken) auszugehen begann, mehrmals kräftige Suppen und Speisen zusandte, die mich dann trefflich erquickten.

Eines Tages erblickt' ich unvermuthet einen alten Bekannten, mit dem ich in Ronneburg die Lehrjahre bestanden hatte. Er äußerte viel Vergnügen, mich zu sehen, und gab mir den Rath, mich, da es dem Regiment dermahlen an Feldscheeren gebräche, zu einer solchen erledigten Stelle bey dem königl. Rath und Leibmedikus Kothenius zu melden. Ich that dieß, und Kothenius (ein liebenswürdiger Mann) bewirkte auch

in der That die Erfüllung meines Wunsches bey dem Hauptmann meiner Kompagnie, und dieß zwar um so eher, da ich meiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit wegen überdieß zum Kriegsdienst untauglich war. — Kurz ich wurde sogleich als Kompagniefeldscheer angestellt und erhielt einen Saal Kayserlich = Königlicher Kriegsgefangener, welche, hart blessirt, unter der Aufsicht des Oberchirurgus Siebert und noch eines ältern Feldscheers standen. Ich that meine Pflicht gewiß auf das pünktlichste, aber die Unglücklichen! — mancher von ihnen mußte die Probe mit dem Leben bezahlen, wie das denn in Kriegszeiten öfters der Fall seyn mag, wo unter den tausend medizinischen Kräutern besonders die Herba vitalis, Schonung und Barmherzigkeit, sehr oft fehlen soll. Täglich starben mehrere meiner Patienten, aber ihr Tod nutzte mir im Grunde mehr, als ihr Leben; denn bey den Eröffnungen ihrer Leichname hatt' ich oft Gelegenheit, die Ursachen so mancher Krankheit und den Fortgang derselben zu erforschen, und meine chirurgischen Kenntnisse auf das beste zu vermehren.

Das Lazareth befand sich in einem Augustiner Kloster, von denen die Ordensgeistlichen (wohlgenährte, sehr feiste Herren) den hintern Theil bewohnten; der vordere Theil war durchaus mit Kranken angefüllt. Einer von den Mönchen suchte mich mehr als einmahl zu bekehren und in den allein selig machenden Schoos der Kirche einzuführen, dabey versicherte er mir, daß kein Mensch selig werden könne, sobald er des Tages über und besonders Abends vor Schlafengehn nicht fleißig seinen Rosenkranz betete. Ich fragt' ihn, ob Christus, der uns das Vaterunser zu beten gelehrt, ein Wort von dem Rosenkranz gesagt habe? Der Herr Pater schien sehr betroffen zu seyn und ließ von dieser Zeit ab, mich für seinen Glauben einzunehmen.

Bekanntlich wurde 1763 der Friede zwischen Oesterreich, Sachsen und Preussen auf dem Schlosse Hubertsburg bey Wurzen geschlossen; alle Regimenter zogen ihre Kranken, welche zum Transport fähig waren, an sich, folglich erhielt der größeste Theil von den Lazareth-Feldscheeren seine Entlassung, worunter auch ich mich befand.

Noch war ich darüber betreten, als mich der Regiments-Feldscheer vom General Diskau Artillerieкorps, der sich durch einige kleine chirurgische Dienstleistungen mir verpflichtet hielt, fragte, ob ich wohl Lust hätte, statt eines kranken Feldscheers, der in Breslau zurückbleiben müßte, mit ihm nach Berlin zu gehen? Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an und war sogleich marschfertig. Es war den 12. May 1763 als wir mit Sack und Pack in Berlin einrückten und mit Jauchzen und Beyfall von den Einwohnern empfangen wurden. Ich erhielt ein sehr artiges, reinliches Quartier, und war täglich bey dem Regimentsfeldscheer, allein diese Herrlichkeit dauerte nicht lange, indem der in Breslau gebliebene Feldscheer unvermuthet nach Berlin zurückkam, und mich von meiner Pflicht lossprach. Der Regimentsfeldscheer entließ mich mit den besten Zeugnissen seiner Zufriedenheit. Gern wär ich in Berlin, und meiner Kunst treu geblieben, aber es fehlte mir an dem Nothwendigsten, an meinem Lehrbriefe. Um mich aus aller Verlegenheit zu ziehen, faßt' ich den Entschluß, selbst nach Gera zu reisen, und ihn in eigener Person auszuwirken. Alles

gieng nach Wunsch; die Meinigen traf ich gesund an, der Lehrbrief kam durch ein Stück Geld in meine Hände, und nun reiste ich, mit Wäsche und Kleidung wohl versehen, unter den Segenswünschen meiner braven Mutter (die ich ach! zum letztenmahl umarmte) von Gera nach Nürnberg ab.

In Nürnberg war ich dem Wundarzt Kohlhaas sehr angelegentlich empfohlen worden, der mich auch nach einer kurzen Zeit engagirte und mir eine Kundschaft von 60 Personen aus allen Ständen zum Rasiren anvertraute. Kaum war ich ½ Jahr hier, als mich die Lust anwandelte, der römischen Kayser-Krönung in Frankfurth beyzuwohnen. Joseph II. bestieg damahls den teutschen Thron, und viele tausend Fremde, welche diese Feyerlichkeit noch nie gesehen hatten, reisten über Nürnberg (wo sich die Reichs-Insignien, als Krone, Szepter und Mantel befanden) nach Frankfurth. Ich vermehrte die Zahl dieser neugierigen Pilgrimme, gieng bis Kitzingen zu Fuß und fuhr dann auf dem Mayn bis Frankfurth. Mein größter Wunsch, den ich hier zu erreichen hofte, schlug fehl. Ich glaubte nichts sicherer,

als daß ich dort sehr leicht eine neue Station erhalten würde, allein keine Balbierstube war mehr unbesetzt. Um nun nicht müssig zu gehen (welches sich meine Börse sehr höflich verbat) ließ ich mich bey den Soldaten der Krönungszeremonie anwerben. Der Leser muß nämlich wissen, daß der Rath in Frankfurth für die Dauer der Krönung Soldaten wirbt, und sie nach derselben wieder entläßt. Der Mann empfängt täglich 15 Kreutzer und seine ganze Dienstzeit dauert höchstens vier Wochen. Ich gewann mit diesem neuen Engagement wenigstens so viel, daß ich die prächtige Krönungsfeyer recht gemächlich mit ansehen konnte, ohne, wie andere Zuschauer, ein artiges Sümmchen dafür zu bezahlen. Wir besetzten die Straße vom Römer (Rathhaus) aus, durch die der neue Kayser in zahlreicher Begleitung in die Kirche zog. Die Anzahl der Menschen war ungemein groß und da der Erdboden vom Römer aus bis zur Kirche mit gelbem Tuch belegt ist, so suchte jeder, der sich an das Gefolge des Kaysers anschloß, mit einer Scheere oder einem Messer ein Stück zum Andenken dieses Tages abzuschneiden. Es war sehr natürlich, daß so viele tausend Scheeren und

Messer öfters einander sehr nahe kamen und statt ihre Pflicht auf dem Tuche zu thun, den Leuten in die Fersen fuhren; so erhielt auch ich von der höchst ungalanten Hand eines Frauenzimmers einen so heftigen Stich ins Bein, daß ich vierzehn Tage das Bett hüten mußte.

Nach der Zeremonie wurde dem Pöbel ein gebratner Ochse Preiß gegeben, zwey Fontänen sprudelten Wein, die Comödienhäuser öffneten sich, überall gab es Conzerte und Bälle. Diese Herrlichkeit dauerte wenigstens vier Wochen, die fremden Fürsten, Grafen und Herren verschwendeten große Geldsummen, und einer suchte es dem andern zuvorzuthun.

Ich verließ endlich Frankfurth, da hier für mich kein Brod wuchs und reiste den 25. May 1764 mit 2 Posamentiersgesellen und einem Mahler nach Strasburg. Der letztere war eine gutmüthige, ehrliche Haut, ein Mann von dem besten Herzen und sehr lustigem Humor. Auf der Reise suchte er, um unsere Kasse nicht Noth leiden zu lassen, mit seinem Pinsel mancherlei zu verdienen, wobey er freylich nicht selten den frommen

Aber-

Aberglauben der Katholiken nützte. Er mahlte nämlich allerhand Heiligenbilder und erzählte, während des Ausstellens, eine Menge Wunderthaten, welche die gemahlten Herren verrichtet haben sollten. In Landau in Elsaß stellte sich der eine von den Posamentiergesellen auf einmahl krank. Er blieb in dem Gasthof zurück, während wir ausgiengen, um uns die Gegend zu besehen. Nach unserer Zurückkunft aber war der saubere Vogel ausgeflogen; mir fehlten neun Laubthaler, welche in dem Felleisen gesteckt hatten und mein guter Mahler vermißte sein Reißzeug, einige Wäsche und andere Kleinigkeiten. Trotz dieses Raubes, der mich sehr schmerzte, kam ich doch glücklich nach Strasburg, wo ich in der Person des Oberältesten meiner Kunst den Bruder des Altenburgischen Generalsuperintendenten Dr. Reichlings traf, der mir, aus Liebe zum Vaterlande, so lange, bis ich eine Condition erhalten würde, seinen Tisch und sein Haus anbot. Nie zeigte sich mir wohl eine schönere Gelegenheit, mich in meiner Kunst zu vervollkommnen, als in Strasburg, und ich würde gewiß mit der größten Sorgfalt den anatomischen und chirurgischen Hör-

sal besucht haben, wenn mich nicht meine zu große Rasir-Kundschaft (die ich nachher bekam) von diesem Besuche abgezogen hätte, dennoch sucht' ich wenigstens die Woche ein paarmahl meinen Durst zu befriedigen und mich nebenbey auch der französischen Sprache zu befleißigen, worinnen ich einen guten Grund legte, da mehrere von den Herren, die ich rasirte, ein sehr reines Französisch sprachen. Bald gefiel es mir auch nicht mehr in Strasburg, besonders da ich hörte, daß in der Schweiz manches Stück Geld zu verdienen wäre. Mit einer guten Garderobe versehen, ging ich nun im Junius 1765 nach Basel, wo ich mehrere von meinen Bekannten antraf, die mich mit den nothdürftigsten Lebensmitteln hinlänglich unterstützten. Nach einem Aufenthalt von 10 Tagen ward ich zufällig mit der Dienerschaft des kayserlichen Gesandten bekannt; der Kammerdiener, der auch ein Wundarzt war, schlug mir vor, mit ihm nach Wien zu reisen, doch da das Bedientenkleid eine Hauptbedingung seines Vorschlags war, so lehnt' ich seine gute Meynung ab und wandte mich nach Bern, wo ich einen braven Herrn fand, der zugleich Spital-Arzt war und in der Stadt

eine Balbierstube besaß. Ich reiste im Januar 1766 nach Bern, und kam unterweges, wegen des häufig gefallenen Schnees, sehr oft in Gefahr, das Leben zu verlieren, nicht selten gerieth ich in tiefe Windwehen, aus denen ich mich nur mit der äußersten Anstrengung befreyete, daher ich auch das Gelübde that, künftig zum Schauplatz meiner Abentheuer und Reisen nur warme Länder zu wählen.

Bern war sonst einer der größesten und mächtigsten unter den 19 Schweizerkantonen; durch die neue Staatsorganisation ist jedoch der Flächeninhalt bis auf etwa 120 □ Meilen verringert worden. Unter den Thälern zeichnen sich das Emmen-, Sanen- und das Simmen- oder Siebenthal in Rücksicht seiner Fruchtbarkeit aus. Der vornehmste Fluß ist die Aar; die merkwürdigsten Seen aber sind, der Brienzersee (reich an Forellen und Brienzlingen, eine Art Heringe) und der Thunersee. Das Land erbauet Hülsenfrüchte, Obst, Flachs, Hanf, Wein, nur an Metallen leidet es Mangel. In dem obern Berner Gebiete sind besonders die seidenen und leinenen Manufakturen berühmt, und im

Emmenthal fertigen die Bäuerinnen Rindvieh-, Schaaf- und Ziegenkäse, welche nicht selten die Tafeln der Großen zieren. Das Land hat gegen 200,000 Einwohner und die herrschende Religion ist die reformirte, welche von einem großen und kleinen Rath regiert werden. Die Stadt Bern hat viele schöne Gebäude, eine Akademie, ein Gymnasium, eine Bibliothek, ein Münzen- und Naturalienkabinett, besonders trefflich ist das für Inn- und Ausländer gestiftete Krankenhaus (die Insel genannt); in den Ringmauern befinden sich ebenfalls viele Fabriken, die in Seide und Kattun arbeiten.

Ich blieb bis Johanni 1767 in Bern und gieng dann nach Basel, welches nur 12 Stunden von Bern entfernt ist. Die Stadt liegt am Rhein und ist der Haupthandelsplatz der Schweiz. Man theilt sie in Gros- und Klein-Basel ab, welche eine 600 Fuß lange steinerne Brücke trennt. In der prächtigen Münsterkirche, aus der Geschichte durch das 1431 — 1445 hier gehaltene Kirchenkonzilium bekannt, sieht man das Grabmahl des berühmten Erasmus.

Die öffentliche Bibliothek besitzt auserlesene Werke und Manuskripte, doch sind die darinnen aufbewahrten Gemählde von fast noch höherm Werth. Den Kirchhof von St. Jakob, ¼ Stunde von Basel, der durch die wackere Vertheidigung einer kleinen Mannschaft von Schweizern gegen die große Schaar der französischen Armagnaks 1444 bekannt geworden ist, haben die Baseler in neuern Zeiten mit Reben bepflanzt, davon sie den Wein zum Andenken jener Begebenheit, Schweizerblut nennen. Bey Laufen, ¼ Stunde von der Stadt, ist der berühmte Rheinfall, dessen Getöse mir oft werther war, als die schönste Musik. Mein Herr war ein sehr braver Mann, der es herzlich gut mit mir meinte; dieß merkten seine Töchter, besonders die jüngste, Emilie, nicht ohne Vergnügen. Ihre blauen Augen machten mich mehr als einmahl mit den Empfindungen ihres Herzens bekannt und jeder andere an meiner Stelle würde vielleicht diesen Wink verstanden und benutzt haben, nur ich war weit davon entfernt. Meine Neigung, die Welt zu sehen, hatte mein Herz bereits erfüllt, daher konnten die blauen Augen der schmachtenden Emilie darinnen

nicht Wurzel fassen. Als sie merkte, daß ich sie nicht verstehen wollte, schickte sie eine gute Freundin an mich ab, welche mit die Zukunft meines Glücks (das ich durch eine Verbindung mit Emilien zu gründen eingeladen ward) mit den buntesten Farben mahlte; sie stellte mir zugleich vor, daß sie, als die jüngste und rechte Tochter vom Hause, (die beyden andern waren Stiefgeschwister) nach dem Tode ihres Vaters die Barbierstube erben würde und daß sie nun nichts sehnlicher wünschte, als einen jungen Mann von meiner Kunst glücklich zu machen. Ich sey ein Jüngling, der sich ihr ganzes Vertrauen und besonders ihre Liebe erworben habe; wenn ich also geneigt wäre, mich in Basel niederzulassen, so wolle sie alles andere mit ihrem Vater besprechen und s. w. Doch — mein guter Genius sagte Nein, so sehr auch die blauen Augen der heyrathssüchtigen Schöne mein Ja blokirten, und wie lieb wurde mir diese Beharrlichkeit, da ich in kurzem einsahe, daß die schlaue Emilie in mir nicht den Liebling ihres Herzens, sondern nur den Deckel zum Topf gesucht hatte. Ihre Taille nämlich veränderte sich sehr sichtbar, die blauen Augen verlohren ihre Gluth

und kaum verflossen noch einige Monate, so gebahr sie einen jungen Weltbürger, dem ein flüchtiger Goldschmidt sein Daseyn gegeben hatte. Dieser Vorfall, so gut er auch für mich ausschlug, erfüllte mein Herz dennoch mit bitterm Haß gegen das schöne Geschlecht, und erzeugte sogar den Wunsch in mir, Basel zu verlassen und meinen Pilgrimsstab weiter fortzusetzen.

Mein Weg führte mich über Hohenwiel nach Stuttgardt, von da auf Rastadt ins Badensche nach Carlsruhe, dann ins Bayreuth- und Anspachsche; ich kreuzte bald links, bald rechts durch das ganze Reich bis nach München, von da schlug ich mich gen Ulm zu, doch an keinem Orte wollte der Stern meines Glücks aufgehen. Voll Verdruß über eine Menge fehlgeschlagener Hoffnungen, ergriff ich endlich den Strohhalm, der mir noch übrig geblieben war; wie wohl sehr ungern, weil ich von jeher keine Neigung zum Soldatenstande empfunden hatte — ja! ja! lieber Leser, der Soldatenrock lockte mich zum drittenmahl. Mit einem Worte, ich machte mit einem in Ulm lie-

genden Werber, dessen Transporte nach Pavia in Italien giengen, Bekanntschaft und verkaufte ihm für 10 Dukaten meine goldene Freyheit. Ich hoffte, wenn ich nur einmahl in Italien wär, wohin mein ganzer Sinn stand, die Muskete sehr bald mit der Lanzette vertauschen zu können. Uebrigens blieb mir ja keine andere Wahl übrig, da der Winter vor der Thür war, und sich noch immer keine Condition darbieten wollte. Das Korps, dem ich einverleibt wurde, bestand aus 100 Rekruten, mit denen ich zu Anfang des Monats März 1769 aufbrach und nach Günzburg marschirte, wo wir von einem Feld-Kriegskommissär gemustert werden und den Eid der Treue ablegen sollten. Von Günzburg gieng der Marsch, der für uns überhaupt sehr beschwerlich war, weiter, denn wir wurden insgesammt wie Gefangene behandelt; blieb einer von uns, eines nothwendigen Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zurück, so blieb der Unteroffizier mit gespanntem Hahn bey ihm stehen, und des Nachts mußten wir zu 40 und 50 Mann in einer Scheune kampiren. Wer dagegen seinen Verdruß äußerte, empfing eine Kette, die ihm nicht eher wieder abgenommen

ward, bis er seinen Fehler auf das demüthigste bereuete. Endlich kamen wir nach einer langen Reihe von Mühseligkeiten an einen festen Paß, Reute, in Tyrol, mit 4 Wagen Kranken. Hier waren die Lebensmittel ungemein theuer, besonders für uns, da unsere tägliche Gage von 6 Kreuzern und 1½ Pfund Brod kaum den dringendsten Hunger stillte. Mit mir hatt' es zwar weniger Noth, als mit den übrigen, da ich mir durch Rassiren manchen Kreutzer verdiente. Der Marsch gieng nun weiter über Botzen, Brixen, Inspruk, Trient, Roveredo, Borghetto nach Mayland, wo wir acht Tage Rast hielten, und mit den nöthigen Montirungsstücken versehen wurden, bis wir endlich ziemlich wohlbehalten in Pavia, als unserm Bestimmungs-Ort, eintrafen.

Mit Schrecken erfuhr ich hier, daß alle Posten bey der Kayserlichen Armee zwar mit Lutheranern besetzt werden könnten, daß aber die Feldscheerer durchaus dem römisch-katholischen Glauben zugethan seyn müßten. Zum Glück schrieb ich eine leserliche, reine Hand, auch konnt' ich so

ziemlich rechnen. Da nun mein Feldwebel ein alter Mann war, der mit beyden nicht wohl mehr umzuspringen wußte, so versah ich seinen Dienst fast ganz, schrieb Befehle, Löhnungs-Entwürfe, Plane von Kriegsübungen ab, und verdiente mir durch diese Nebenarbeiten manches Sümmchen, welches mir bey der schmalen Löhnung trefflich behagte. Meine deutlichen und wirklich recht freundlich ins Auge springenden Schriftzüge erwarben mir auch den Feld-Kriegs-Commissarius zum Gönner; er überlieferte mir ein ganzes Paquet zum Mundiren und erhöhete meine Kayserliche Gage noch mit 6 Kreuzern, gab mir Mittags und Abends freyen Tisch, der sehr gut besetzt war, befreyete mich von allen Regiments-Lasten, hielt mir freyes Logis, und vertrauete mir am Ende sogar seine zwey Fräulein Töchter an, welche ich im Schreiben und Rechnen unterrichtete, und wodurch ich mir nicht nur die Liebe des Vaters, sondern auch noch obendrein den Credit der Mutter im hohen Grade erwarb. Ueberhaupt war Herr von Gottschligg (so hieß dieser Brave) ein ädler, liebenswürdiger Mann, dessen Andenken mein Herz ewig feyern wird; denn nicht nur ich

genoß den ganzen Umfang seiner Güte, sondern auch viele Arme und Unglückliche in Pavia giengen nie ohne Trost und Unterstützung (wenn er anders helfen konnte) von seiner Thüre. Doch seine Güte gegen mich gieng noch weiter. Eines Tages fragt' er mich, ob ich Lust hätte, Fourir zu werden? Meine Leser können wohl denken, daß ich die Antwort so gab, wie er's wünschte, und so wurde ich denn (30. August 1771) als Fourir angestellt. Seine Gemahlin beschenkte mich mit einem spanischen Rohr und einem Degen, so wie ihr braver Gatte mit 12 Kremnitzer Dukaten zur Equipirung. Durch dieses schnelle Avançement zog ich mir viele Feinde zu, besonders erbitterte ich zwey Schreiber in der Regiments-Canzley; sie neckten und verfolgten mich auf alle nur ersinnliche Art, doch die Erfüllung meiner Pflichten stumpfte die Pfeile ihrer Kabale jederzeit so ab, daß sie mir weiter nicht schaden konnten. Besonders schien (doch aus andern Gründen) der Proviantbäcker einen unauslöschlichen Haß auf mich geworfen zu haben. Er hielt sich nämlich für einen ächt-katholischen Christen und für ein Kind Gottes, mich hingegen für ei-

nen Ketzer und für ein Kind des Teufels. Wenn ich nun in Geschäften zu ihm kam, wo er mir denn aus Höflichkeit einen Sessel bieten mußte, so wischt' er denselben nach meinem Weggange allemahl mit einem Tuche recht säuberlich ab. Doch Dank sey es der Aufklärung, daß ein so fest eingewurzelter Ketzerhaß in unsern Tagen mit unter die seltenen Zeichen der Zeit gehört.

Auf einmahl erhielten wir Befehl, nach Cremona aufzubrechen. Diese Stadt liegt am Pofluß, und 45 italienische Meilen (18 teutsche Stunden) von Pavia. Sie hat ein festes Schloß, dessen Thurm man für den höchsten in Europa hält. Es wachsen auch zweyerley Weine, ein weißer und rother, in der Cremonesischen Gegend, die noch überdieß durch die berühmten Violinen bekannt ist. Im J. 1702 in der Nacht überfiel der Prinz Eugen, durch heimliches Verständniß, den Marschall von Villeroy, der hier sein Hauptquartier hatte, und führte ihn gefangen aus der Stadt, trotz der ansehnlichen Besatzung, welche darinnen lag.

Kaum war ich in Cremona angelangt, als ich schon wieder mit einer Besatzung nach Mantua

abgehen mußte. Alle 4 Wochen nämlich wurde die dortliegende Besatzung wegen der fieberhaften Krankheiten, die besonders in den heißen Sommermonaten grassirten, abgelöst; nie kam ein ganzes Regiment dahin zu stehen, sondern allemahl nur ein Aushub von jedem, welches mit den übrigen abzuwechseln pflegte. Der Stoff zu den Krankheiten lag theils in der sumpfigen Gegend, theils auch in der zu heftigen Stärke der Weine, welche für die Teutschen höchst schädlich sind; überdieß erzeugt der zu häufige Genuß der Zucker-Melonen und grünen Feigen manche Unpäßlichkeit, welche nicht selten mit dem Tode gebüßt wird; daher auch das Sprüchwort entstanden ist: „Mantua ist der Teutschen Kirchhof!" *)

Die Stadt hat ein sehr festes Kastell, welches durch einen Morast, vom Mincio entstehend, umgeben wird. Ueber den Fluß führen 4 Brücken. Auf der Brücke, die nach Verona

*) Eigentlich schreibt sich wohl dieß Sprüchwort aus den Römerzügen der teutschen Könige und Kayser nach Italien her, welche wegen der Tumulte in Mayland, Mantua ꝛc. gewöhnlich immer viel Blut kosteten.

leitet, stehen die sogenannten Apostel-Müh-len, welche dem Staate sehr viel eintragen. Man erzählt, daß die Juden i. J. 1769 hier ein prächtiges Opernhaus gebauet hätten, um dadurch die Erlaubniß zu erhalten, Degen tragen zu dürfen; indessen wäre ihnen diese Freyheit nach vollendetem Baue mit der Einschränkung ertheilt worden, die Degen an die rechte Hüfte zu hängen. Auf diese Art waren die armen Israeliten freylich geprellt!! Nach Ablauf der gewöhnlichen Garnisons-Zeit kehrt' ich nach Cremona zurück. Bald darauf erschien (1772) ein neues Kriegssystem, nach welchem die Anzahl der Fourire beträchtlich vermindert wurde. Die Hälfte davon erhielt ihren Abschied, worunter auch ich mich befand; doch stand es uns frey, als Unteroffiziere bey dem Regimente zu bleiben. Die Wenigsten blieben; auch ich verließ Cremona und reiste über Pizzichetone, Lody, Mayland, nach Lugano und von da nach Glarus, in die Schweiz, wo ich neapolitanische Werber antraf, die mir versicherten, daß ich nach der Ankunft an dem Orte meiner Bestimmung als Feldscheer sogleich angestellt werden sollte. Sie beriefen sich, um

ihr gegebenes Wort zu verbürgen, zugleich auf den General der neapolitanischen Schweizergarde, Herrn von Tschoudy, und dieser gab mir sogar sein schriftliches Wort, daß ich bey meiner Ankunft in Neapel unter seinem Regiment eine Feldscheerstelle erhalten würde.

Ich setzte kein Mißtrauen in des Mannes Zusicherung und gab ihm die Meinige um so lieber, da ich keine Neigung empfand, nach Teutschland zurückzukehren, weil mir meine Robinsonaden unaufhörlich zulispelten, daß ich mein Glück in fremden Ländern machen würde. Man gab mir den Rath, mich an den 18 Köpfe starken Rekrutentransport anzuschließen, der bis Genua zu Lande und von dort aus über das Mittelländische Meer nach Neapel zu steuerte, weil ich so am wohlfeilsten wegkommen würde. Ich nahm den Rath mit Freuden an und bat den Obristen, daß er mir freyes Schiflohn und Kost bis nach Neapel auswirken möchte, welches er auch versprach. Bis zum Abmarsch aus Glarus, besah ich mir die angenehmen Schweizergefilde und die Himmelhoch anstrebenden Alpen, die mit ihrem weißbeschneye-

ten Rücken einen herrlichen Anblick gewähren. Glarus (auch Glaris) ist einer von den 19 Schweizerkantonen, der zwischen St. Gallen, Graubündten, Uri und Schwyz mitten inne liegt. Er ist meist ganz bergigt, und hat nur zwey schmale Thäler. Fürchterlich schön erheben sich die beyden ungeheuren Berge, der Gemsistock und der Tödliberg, über die Waldrücken empor. Um den letztern zieht sich eine stundenlange Eisfläche, aus welcher eine ewig beschneyete Schneehaube hervorragt, auf der man am längsten Tage im Sommer keine Nacht bemerkt, denn die Sonne bescheint sie bis nach 10 Uhr und gegen Morgen um drey ist sie schon wieder sichtbar. Der Hauptflecken des ganzen Landes, Glarus, hält ungefehr jetzt 2500 Einwohner, besitzt sehr schöne Bleichen, Indiennedruckereyen und andere äußerst industriöse Fabriken. Die Einwohner genießen eine immerwährende vollkommene Gesundheit, und befinden sich bey ihrem schmackhaften Brod und delikaten Käse besser, als mancher Fürst an seiner reichbesetzten Tafel. Die Woche über essen sie höchstens zweymahl ein Stück geräuchertes Fleisch, und schlafen über die

Hälfte

Hälfte des Jahres bey ihrem einzigen Reichthume, den Kühen und Ziegen, auf der Weide, auf einem mit Stroh gefüllten Sack, bloß von einer wollenen Decke beschirmt. Ich saß oft auf den Bergen in ihrem Zirkel und labte mich an ihren frugalen Speisen, die sie mir mit einfacher, redlicher Gemüthsart darreichten. Ohngeachtet zwey Religionen (die römisch-katholische und reformirte) hier herrschend sind; so hört man doch nicht das kleinste Wort von Ketzerhaß und Glaubensverfolgung, vielmehr leben sie äußerst verträglich, verheyrathen ihre Kinder zusammen und lassen sie nach dem Geschlecht der Aeltern taufen.

In dem Transport, mit welchem ich nach Genua abgieng, befanden sich Menschen, deren Denkungsart meinen ganzen Abscheu erregte. Mehrere davon hatten schon 4 bis 5 Mächten gedient und waren auch jetzt nicht gesonnen, bis nach Neapel zu gehen. Sie hatten zwar einen Theil des Werbegeldes schon in Glarus empfangen, der andere hingegen sollte ihnen in Neapel ausgezahlt werden. Doch das schienen sie nicht

weiter abwarten zu wollen. Schon bey der Passirung einer Höhle, welche sich zwischen dem Kanton Ury und Schwyz befand, hofften einige von ihnen zurückzubleiben, zwey andere wollten, nach genommener Abrede, die beyden Wachtmeister, deren Tornister sie trugen, um ihr Eigenthum betrügen und sich in einem nahgelegenen Kanton für Holland, Frankreich oder Spanien anwerben lassen. Dieß Wagstück war um so leichter auszuführen, weil man in einem Tage in 4 bis 5 Kantons gehen kann und damahls in keinem eine Auslieferung statt fand. Wenn ja ein ausgerissener Rekrut unterweges ergriffen ward, so mußte der Werber dem andern die Unkosten erstatten, den Mann aber verlieren.

Ich hielt es für Pflicht, den Werbern den Plan der untreuen Rekruten zu entdecken; sie dankten mir dafür und nahmen, als wir die Höhle passirten, einen Trupp bewafneter Bauern mit, welche denn den nichtswürdigen Anschlag vereitelten. Dennoch schlichen sich 8 Mann späterhin, nämlich in einer Vorstadt von Genua, davon. Wir quartirten uns in die im Hafen aufgepflanz-

ten sogenannten Laternen ein. Diesen Nahmen hat derjenige Platz bekommen, wo gegen 100 Lampen brennen, welche den aus- und einfahrenden Schiffen zum Wegweiser dienen. Wir brachten hier ungefehr 8 Tage zu, als wir in eine Pinke (an Größe und Umfang, wie eine Halbfregatte) eingeschifft wurden. Wir giengen (28. May 1773) bey gutem Winde unter Segel und wurden bald darauf (d. h. ich und einige meiner Kameraden, welche sich, gleich mir, zum erstenmahl auf dem Meere befanden) von Erbrechen und Ueblichkeiten ziemlich hart ergriffen, doch ließ beides bald nach und der Appetit fand sich doppelt wieder ein. Unsere Kost bestand aus Zwieback, Reiß, dürren Bohnen oder Ziserln, (eine Art Erbsen, nur etwas größer) welche mit Stockfisch oder Bakalao gekocht wurden; an Getränke empfing jeder täglich ein Nösel Wein und eine Kanne Wasser. Auf der ganzen Fahrt warfen wir nur dreymahl Anker, einmahl an den korsikanischen Küsten, dann im Porto Lognano und endlich in Civita Vecchia, bis wir (18. Junius) in Putzuolo ans Land stiegen.

Bey meiner Ankunft in Neapel wurde ich dem Bruder des Generals Tschoudy, dem Obrist-lieutnant Tschoudy vorgestellt; er nahm mich sehr liebreich auf und ließ mich des Mittags mit sich speisen. Unvermerkt wandt sich das Gespräch auf die Religion, er schien sich zu wundern, daß ich ein Protestant war, versicherte mir aber zugleich, daß es wenig zu bedeuten hätte, weil mehrere Lutheraner und Reformirte unter der Garde dienten. Nur die einzige Vorsichtigkeitsregel, meynt' er, möcht ich beobachten, daß ich bey den öffentlichen Glaubenszeremonien wenigstens ein Katholik zu seyn s c h i e n e.

Da wir wenig Kranke im Spital hatten, so konnt' ich den größesten Theil meiner Zeit mir selbst widmen. Anfänglich verwandt' ich alle meine müssigen Stunden dazu, daß ich mir die Gegend besah. Oefters spaziert' ich an den Ufern des Meeres, ergötzte mich den Tag über an den Rauchwirbeln des Vesuvs, des Nachts aber an den Flammen, die sein Krater auswarf, und besuchte das Grab des alten römischen Dichter Virgils, das sich auf dem Berge Pausilippo über einer

Höhle befindet, die man mit Fackeln passirt, und welche zu Nero's Zeiten durch die verfolgten Christen durchbrochen worden seyn soll. Der Pöbel in Neapel hält den Vesuv für die Hölle. Wenn nun ein reicher, aber nicht beliebter, Mann mit Tode abgeht und der Krater heftiger als sonst seine Lava auswirft, so heißt es: die Seele des Verstorbenen ist in den Vesuv (oder in die Hölle) gefahren. Man nennt ihn auch Somma, weil ein Bürger aus Neapel, der neugierig genug war, den Krater zu nahe zu betrachten, in der glühenden Lava auf eine erbärmliche Art sein Leben endiden mußte.

Neapel liegt in einem lachenden, ungemein reizenden Gefilde; der Hafen ist groß und wohlgebaut und die Stadt eine der ältesten in der Welt, weil sie schon 1300 Jahr vor Christi Geburt erbauet worden seyn soll. Die innerhalb der Ringmauern liegenden 130 Kirchen und 149 Klöster sind alle durchgehends prächtig gebauet und reich dotirt, und die Hospitäler in vollkommen gutem Stande. Da ich in dem Hause des dänischen Gesandten sehr wohl bekannt war, weil ich

beynahe die ganze Dienerschaft rasirte, so fand ich oft Gelegenheit, die öffentlichen Denkmähler und Kabinetter zu besuchen. Wie oft stand ich nachdenkend an der Säule des unglücklichen Konradins, der auf dem Markte zu Neapel mit seinem Waffenbruder enthauptet wurde, und betrachtete mit innerm Genusse die Statuen, Mosaiken, Gemmen und Gemählde, welche die fleißigen Neapolitaner an verschiedenen Orten ausgegraben hatten. Doch alle diese Genüsse dauerten nur kurze Zeit, indem sich unvermerkt ein Donnerwetter über mir zusammenballte, das bald mit aller Wuth seine feurigen Blitze auf mich herniederschleuderte.

Die Subalternen-Offiziers von dem Garde-Regiment nämlich konnten nach dem Gesetze aus verschiedenen Kantonen der Schweiz gebürtig seyn, nur die wirklichen Hauptleute und Eigenthümer der Kompagnien mußten aus dem Kanton Glarus herstammen. Die Subalternen-Officiers verdroß dieß Vorrecht. Deshalb hatten sie schon seit zwey Jahren einen hartnäckigen Prozeß geführt. Dieser Prozeß wurde (1774) endlich entschieden, und die Klagepartheÿ förm-

lich — abgewiesen. Um sich an dem Obristen, mit dem sie es hauptsächlich zu thun hatte, die lang erwünschte Rache zu nehmen, entdeckte sie der Behörde, daß sich im Garderegiment viele Protestanten befänden. Dieß, behauptete sie, liefe ganz dem Vertrag zuwider, den der König von Neapel mit dem Kanton Glarus und dem Obristen errichtet hätte. Auf einmahl erschienen königliche Commissarien, welche im Nahmen des Monarchen die Ausrückung des ganzen Garderegiments verlangten. Der Obrist, der die Verrätherey merkte, ließ noch diesen Abend alle Protestanten, an 30 Mann, arretiren und zwey und zwey zusammenschließen. Auch ich befand mich unter diesen Unglücklichen; auch ich mußte mein artiges, hübsch meublirtes Zimmerchen mit dem finstern Kerker vertauschen.

Man stellte mich und meine Unglücksgefährten vor den Kriegsminister, der uns mit der Galeerenstrafe drohete, so bald wir unsern Glauben nicht offen und wahr anzeigen würden. Ich machte daraus gar kein Geheimniß und sagte, daß ich allerdings ein Protestant sey und auch auf diesen

Glauben leben und sterben wolle. Zugleich aber beklagt' ich mich über eine so strenge Behandlung, da ich doch auf dem Werbeplatz meine Gesinnungen nicht verleugnet, und bey der Frage, ob ich meines Glaubens wegen am Garnisonsort etwas zu fürchten habe, nicht nur von den Werbern, sondern sogar selbst von dem General die vollkommenste Versicherung erhalten hätte, daß der Unterschied der Religionen meiner Freiheit durchaus nichts schaden würde. Doch alle diese Entschuldigungen fruchteten zu nichts; wir wurden in unser Gefängniß zurückgeführt. Am andern Morgen erschien der Auditör, um uns abermahls zu verhören. Er warnte jeden von uns noch einmahl sehr nachdrücklich und stellte uns eine Menge Gründe auf, die uns zur Annahme des katholischen Glaubens bewegen sollten, allein wir schlugen alle Erbietungen hartnäckig aus, beharrten bey unserm einmahl gefaßten Entschlusse, und so schloß er das Verhör, welches wir mit unsern Nahmen unterzeichneten. Da mir eben kein günstiges Schicksal bevorstand, so wuchs meine Verlegenheit so sehr, daß ich an den Legationssekretär im dänischen Hause schrieb, um mir in diesen ver-

zweifelten Umständen seinen guten Rath zu erbitten. Er antwortete, daß er mir hierinnen mit keinem andern Rath dienen könnte, als dem, daß ich sogleich an die Königin schreiben, und ihr im Nahmen meiner Kameraden eine Schilderung unserer Leiden, unserer Geburt und was dem anhängig, überschicken möchte, vielleicht würde eine Vorstellung dieser Art nicht ganz fruchtlos bleiben. Ich befolgte diesen Rath und schrieb sogleich an die Königin, welche eine teutsche Prinzessin aus dem Hause Oesterreich war, und schilderte ihr meinen und den Zustand meiner Kameraden in so gewählten, herzangreifenden Ausdrücken, daß ich das Beste hoffte. Ein ädler Mann, zu dessen wohlwollendem Karakter ich das größeste Vertrauen gefaßt hatte, übernahm die Ablieferung dieses Memorials, welche ihm um so besser gelang, da sich der Hof eben in Portici (½ Stunde von Neapel) befand und die Königin öfters auf den Wiesen hinter dem Schlosse mit zwey ihrer Hofdamen spazieren zu gehen pflegte. Er kam noch ganz spät zu mir und versicherte mich, daß er meine Bittschrift der Königin selbst in die Hände gegeben hätte. Was ich nur mit Furcht

gehofft hatte, geschahe zu meinem größten Entzücken wirklich. Das Billet that seine Wirkung; schon des andern Tages wurden ich und meine Mitgefangene wiederum ins Verhör geführt und, nachdem man uns abermahls heftig, doch ohne Frucht, mit Drohungen zugesetzt hatte, den katholischen Glauben anzunehmen, vollkommen frey gelassen. Kaum hielt ich meinen Abschied in Händen, als ich Neapel verließ und mit ungefähr 24 französischen Thalern in der Tasche meine Reise nach Florenz antrat.

Ich gieng über Rom und blieb fünf Tage hier. Schon lange vorher hatt' ich ungemein viel von der berühmten Peterskirche gehört — sie war jetzt mein erster Weg. Ohnstreitig ist sie ein Wunder der Welt und die Krone der Kirchen, weil sie alle ihre Schwestern an Größe und Pracht weit übertrifft. Ihr Bau soll beynahe zwey Jahrhunderte gedauert und mehr als 1000 Millionen Gulden gekostet haben. Eben so merkwürdig ist der prachtvolle, vatikanische Pallast mit seinen 11,000 Zimmern und 22 Höfen, in welchem sich eine treffliche Bibliothek und die auserle-

senste Sammlung von Gemählden befindet, von denen die meisten freylich späterhin durch die Franzosen nach Paris geführt worden sind. Sehr artig ist die Einrichtung in Rom, daß alle Fremden jeder Nation durch gewisse, von dem päbstlichen Stuhle besoldete, Personen in der Stadt unentgeldlich herumgeführt und alle sehenswerthe Denkwürdigkeiten gezeigt werden. Auch sah' ich noch eine Menge alter Opfersteine in den Ruinen des Janustempels; ein Amphitheater, heut zu Tage zu einem Kreuzgang umgebildet, wo der Calvariberg durch 14 Stationen vorgestellt wird. Besonders bemühen sich die Römer, den Fremden Ehrfurcht und Achtung vor den Leibern der Heiligen einzuflößen, welche sie in mehreren Klöstern zur Schau aufstellen. Ich verließ endlich Rom, und reiste über Bologna und Siena nach Florenz, die Hauptstadt in Toskana, berühmt durch ihre außerordentliche Reinlichkeit und schöne Bauart. Die Einwohner sprechen von allen Italienern unstreitig das beste und zierlichste Italienisch, nur die Mundart ist etwas unangenehm, weil sie die Worte alle durch den Hals pronunciren. Daher kommt das Sprüchwort: La Lengua toscana

é buona in Boca romana. Die Stadt liegt am Arnofluß und in einer Gegend, die vermöge ihrer vielen Villen und Gärten ein einziger großer Garten zu seyn scheint. Außer einer Menge sehenswürdiger Palläste sind in Florenz 172 Kirchen, worunter sich die Kirche St. Maria del Fiore durch ihre altgothische Bauart und durch die schwarzen und weißen Marmorwände, mit denen sie überzogen ist, durch ihre prachtvollen Gemählde und Statuen (die Meisterstücke der größten Künstler) und durch den 406 Stufen hohen Thurm, besonders auszeichnet. In der Lorenzokirche befindet sich die Begräbnißkapelle der Herzöge aus dem Hause Medizis, die besonders dadurch sehenswürdig wird, weil die Wände derselben mit den ädelsten Steinen besetzt sind. Ueber den Arnofluß, der die Stadt in zwey Theile trennt, sind fünf schöne Brücken gebauet, welche die Krämerläden und andere Buden mit ihren Stoffen und Kostbarkeiten ungemein lebhaft machen. Das Land ist etwas bergicht, aber fruchtbar an Getraide, Wein, Obst und Gartenfrüchten.

Am zweyten Tage meiner Ankunft gab der Großherzog Leopold (der nachherige teutsche Kay-

ser) den Fremden und Einheimischen eine öffentliche Audienz. Auch ich mischte mich unter die Bittenden, und ließ dem Großherzog ein Memorial überreichen, worinnen ich ihn um Dienste bat. Kaum war dieß geschehen, als ich ihm selbst vorgestellt wurde. Er nahm mich sehr herablassend auf, eröffnete mir, daß vielleicht auf der Fregatte St. Elisabeth, welche in dem Hafen von Livorno vor Anker läge, und bestimmt sey, gegen die afrikanischen Seeräuber zu kreuzen, eine passende Stelle für mich ledig seyn würde, und beschenkte mich endlich bey der Entlassung mit 4 Zechinen. Ich eilte sogleich aus der Hauptstadt *) nach Livorno, wo ich 4 Tage warten mußte, eh' es mir gelang, mit dem Kapitän des Schiffs zu sprechen. Als dieß endlich geschah, fragt' er sehr angelegentlich nach meinen Abschieden und Pässen; ich zeigte sie ihm vor und er schien damit zufrieden zu seyn. Doch meinte er, als er mich schon engagirt hatte, daß ich mich, eh' er die Sache gewiß machte, einem Examen mit dem Oberschiffschirurgus unterwerfen müsse. Das Examen gieng

*) Ist heut zu Tage die Residenz der etrurischen Königin.

noch am nämlichen Tage vor sich, und lief über meine Erwartung gut ab; denn der Schiffschirurgus, ein Franzos aus Montpellier, schlüpfte nach der Gewohnheit seiner Nation über die schwersten Materien leicht hin und ließ es am Ende mit einem *parfait* gut seyn. Ich bekam zur Anschaffung der nothwendigsten chirurgischen Bedürfnisse 6 Zechinen Einschiffsgeld, und gieng, um sie einzukaufen, mittlerweile die Matrosen das Proviant und die Kriegsarmaturen an Bord brachten. Ehe ich noch in See gieng, schrieb ich nach Gera an meine gute Mutter und an meinen Wohlthäter, den Hofrath F—n, und meldete beyden meinen Entschluß. Mein trauriges Schicksal, das nun mit gespanntem Bogen über mir zu schweben begann, vereitelte jede Hoffnung, jemahls eine Antwort zu erhalten!

Am 10. Februar 1775 lichteten wir endlich die Anker und fuhren von Livorno mit gutem Winde ab. Wir segelten gegen die Insel Korsika, und da uns auf der Fahrt dahin nichts Unangenehmes widerfuhr, so warfen wir vor Bastia, der

Hauptstadt dieses Reichs, die Anker. Die Nachricht, daß das Meer ganz gesäubert von Räubern sey, bestimmte uns, sechs Wochen ganz ruhig zu liegen und bessern Wind abzuwarten, der die ganze Zeit her sehr ungünstig war. Den 24. April endlich segelten wir von Bastia ab. Es stieß noch ein anderes Fahrzeug, Xabeque genannt, zu uns, welches wider Willen mein Unglück beförderte. *) Wir schlugen uns drey bis vier Tage unthätig auf dem Meere herum, und entdeckten nichts Feindliches. In der Mitte des Monats May nahm die eine Fregatte, Concordia, zwey kleine Mohrische Fahrzeuge und lieferte sie in den Hafen von Genua. Den 30sten Junius endlich (noch erstarrt mein Blut in den Adern, wenn ich an diesen gräßlichen Tag zurück denke) segelte die Fregatte St. Elisabeth gegen Tunis; die Xabeque hingegen gegen Algier, mit der Abrede, daß sie sich beyde an einer gewissen Seefläche (meistentheils ein Zufluchtsort der christlichen Kaper an den spanischen Küsten) wieder antreffen wollten.

---

*) Xabeque (ein spanischer Nahme) ist kleiner als eine Fregatte, hat also auch weniger Geschütz und Mannschaft.

Die Verabredung war leicht gemacht, aber mit der Erfüllung des gegebenen Versprechens sah' es um desto betrübter aus; denn kaum hatten wir die Höhe von Algier gewonnen, als zwey Kaper auf uns Jagd machten. Der Kapitän unseres Schiffs traf sogleich Anstalten, sie anzugreifen; jene aber kamen ihm zuvor und segelten mit so günstigem Winde auf uns los, daß, ehe wir noch die Kanonen abpfropften, sie schon zweymahl Feuer auf unsere Fregatte gegeben hatten. Wir wehrten uns zwar zu Anfang des Gefechts auf das beste, weil wir noch immer auf Sukkurs hofften; da dieser aber nach langem Widerstande immer noch nicht erschien, die Afrikaner auch schon nach ihrer Gewohnheit ein Fahrzeug an das andere ketteten (enterten), und überdieß bereits 6 Mann zu uns übergestiegen waren, so sank dem Kapitän endlich der Muth; er ließ die weiße Fahne, zum Zeichen der Ergebung, ausstecken, und die Mohren bestiegen ohne Hinderniß das Schiff und legten die sämmtliche Mannschaft in Ketten. Während des Gefechts empfieng ich einen Schuß in den rechten Fuß; ich stürzte zu Boden und der zu häufige Blutverlust zog mir eine anhaltende Ohnmacht

zu.

zu. Als ich die Augen aufschlug, befand ich mich schon unter den Kanonen von Algier. Und — ach! in der Entfernung ließ sich unsere Xabeque sehen, um meinen Jammer noch zu vermehren. Da lag ich nun fast todt, verwundet, gefangen und halb nackend, denn die Barbaren hatten mir sogar mein Hemd' entrissen, und mir nichts gelassen, als ein paar alte Lumpen mit Ketten belastet; verzweiflungsvoll war mein Zustand, stechend, wie Nadeln, der Schmerz, der in meinem verwundeten Fuße tobte, unnennbar der Jammer, der mein Herz zerriß. O! hätt' ich wenigstens weinen und mein Elend durch Thränen lindern können, aber auch diese leidigen Trösterinnen verließen mich in der Stunde des furchtbaren Schreckens, wo das Elend mit seinen tausendfachen Quaalen mich umklammerte und mit seiner eisernen Faust zu Boden drückte. Wo waren nun meine hochfliegenden Plane, die immerwährend meine Phantasie gebahr? Wo die goldenen Sprüche meiner Romane und Robinsonaden? Wo die Insel, die ich mit den schwärmerischen Geburten meiner Einbildungskraft bevölkerte? Wo die Riesenschlösser, die sie schuf? . . . ach! sie hatten sich

verwandelt in eine Sklavenkette, in das eiserne Band des Elends, der Quaalen und des Todes. Des Todes? O! hätt' ich doch jetzt sterben können, wie willkommen wäre mir dieser letzte Freund gewesen! Ich bat, ich flehete den Himmel darum, aber er schien meiner Klagen zu spotten; er schien mich für das Unrecht bestrafen zu wollen, das ich an mir selbst begangen hatte; die letzte Hoffnung floh, der Trost entwich verrätherisch aus meiner Brust, nichts blieb mit übrig, als die Verzweiflung. Gern hätten mehrere meiner Mitgefangenen, die ohne Wunden waren, sich über mich erbarmt, aber sie durften dieß nicht wagen, ohne sich der ärgsten Mißhandlung auszusetzen; nur unser Schiffskaplan, dem die Barbaren ein seidenes Halstuch, nicht aus Barmherzigkeit, wahrscheinlich nur aus Versehen, gelassen hatten, verband damit meine Wunde. Beym Ausschiffen fiel ich in neue Ohnmachten. Zwey Mann trugen mich in ein Haus, welches einem Lazarethe ähnlich sah. Ich wußte davon nichts, bis man mir das gehackte Bley aus der Wunde schnitt; denn die Mohren schießen mit größern Kugeln, als die Christen, und über diese Kugel laden sie

noch eine halbe, welche sie in zwey bis drey Stücke zerhacken. Dieß leitet den Schuß sicherer und macht die Wunde gefährlicher.

Hier erst genoß ich den elenden Trost, mein Blut mit meinen Thränen zu vermischen; ich weinte, und riß wenigstens dadurch die glühende Natter des Vorwurfs von meiner Brust, welche dieses Labsals bedurfte, um nicht gar zu zerspringen. Ich weinte und betete dabey inbrünstig zu Gott, daß, wenn er mir den Tod nicht senden, er wenigstens mein Herz vor Verzweiflung bewahren möchte. So ward ich etwas ruhiger; — ich danke es der Religion, die mich mit ihren heiligen Tröstungen erquickte. Zu dem lag auch schon viel Trost für mich darinnen, daß ein englischer Feldscheer, der gut französisch sprach, erschien und sich über mich erbarmte. Ich machte, trotz meiner peinvollen Lage, während des Verbands der Uebrigen, den Dollmetscher, weil keiner die französische Sprache verstand. Daß sich ein englischer Feldscheer hier befand, kam daher, weil die Afrikaner die Engländer sehr liebten; leider! aber verdankten sie ihnen auch, zum Verdruß

vieler christlichen Seemächte, ihre Bauart, besonders aber ihre Festungs-Werke.

Dem allen ohngeachtet blieb meine Lage immer noch schrecklich genug. Man nahm mir die schweren Ketten ab und zog dafür einen dünnen eisernen Ring um meinen linken Fuß. So lag ich hingestreckt auf einer von Binsen geflochtenen Decke, blos in einen alten zerrissenen Kolem *) gewickelt, überschlungen mit einem Stück Segeltuch, das des langen Gebrauchs wegen ganz steif geworden war. Mein Bette war also der kalte steinerne Fußboden, mein Himmel die Decke eines finsteren, freudenlosen Gemaches, um und neben mir erschollen tausend verwirrte Töne, die ich nicht verstand. Niemand bekümmerte sich um mich; ich schien ausgestoßen aus dem Reiche des Mitleids und der Barmherzigkeit; nur der englische Feldscheer (sein Nahme bleibt ewig und unauslöschlich in mein Herz eingedrückt; er hieß Robert), ein artiger und überaus ädler, ge-

*) Eine kurze Mohrische Kleidung von Zeug.

fühlvoller Mensch, nahm allein Antheil an meinem Schicksale und leistete mir die thätigste Hülfe. Dieß war auch für mich gewiß das größte Glück; denn wenn ich in Mohrische Hände fiel, so würde der Brand, der sich schon zwey Finger breit über der Wunde zeigte, unfehlbar meinem Leben unter den schrecklichsten Schmerzen ein Ende gemacht, oder ich würde mein Schienbein durch eine schnelle Ablösung verlohren haben, welches um so wahrscheinlicher wurde, da die Mohrischen Aerzte damahls in der Heilkunde äußerst unwissend und nur in der Kräuterkenntniß bewandert waren. Nach dreymahliger Aderöffnung legte mir Robert in Zeit von 24 Stunden Umschläge von spanischem rothen Wein (den der französische in Algier residirende Consul dazu hergab) mit Feldrosen und Rosmarin auf, wodurch ich denn glücklicher Weise von diesem äußerst gefährlichen Gast wieder befreyet wurde.

Der Herr, dem ich als Sklav anheim fiel, nannte sich Abdala Caib. Er besuchte mich einigemahl mit der Frage, ob ich mich loskaufen könne, und als ich diese leider! mit Nein beant-

worten mußte, verwieß er mich zur Geduld und versprach mir auch, mein hartes trauriges Schicksal auf alle Art zu erleichtern — kurz, ich sollte mit ihm gewiß zufrieden seyn. Er hielt auch redlich Wort, und ich würde mich hoch versündigen, wenn ich während der Zeit meiner Dienstbarkeit ein einzigesmahl über ihn hätte klagen wollen. Er war der Sohn einer toskanischen Sklavin, welche sein Vater gefangen genommen hatte. Da er nun etwas verdorben Italienisch sprach, so konnten wir uns zur Noth verstehen. Es schien ihm dieß auch wirklich lieb zu seyn, weil er mir durch einen seiner Sklaven, der auch ein Italiener war, etwas Arrak und Goa, mit Cocusbinsaft vermischt, zur Erquickung sandte. Dieß Getränk ist afrikanischen Ursprungs, und man kann es nach Belieben schwach und stark machen, wie ich denn auch oft bemerkt habe, daß sich die Mohren, besonders Abends, sehr heftig darinnen berauschten, ohngeachtet ihnen dieses, nach ihren Gesetzen, sehr nachdrücklich verboten ist.

Nach ungefähr zwey Schmerzens-Monaten empfand ich wieder Kräfte genug, im Lazareth an

zwey Krücken herumzugehen. Ein Lazareth konnte man diesen Aufenthalt des Elends zwar weit weniger nennen, als ein Gefängniß; es war vielmehr ein über tausend Schritt langer Keller, worinnen gegen fünfzig unglückliche Gefangene ihr trauriges Schicksal beseufzten. Des Nachts brannte eine große Lampe mitten im Saale, bey deren dunkeln Strahlen man nichts erkennen konnte; um so heftiger und tobender war der Lärmen und das Geschrey der Mohren, welche sich die ganze Nacht hindurch mit der Mäusejagd beschäftigten, von denen hier eine ungeheure Menge nistete. Sie unterscheiden sich von unsern europäischen Mäusen dadurch, daß sie weit größer sind, als diese, und auf den hintern Füßen grade aufrecht gehen; die vordern Füße, etwa nur ¼ Zoll lang, liegen fest auf der Brust an; trotz dem aber laufen sie eben so geschwind, als die europäischen Mäuse. Die Mohren ziehen ihnen das Fell ab, weiden sie aus, stecken sie an einen hölzernen Spieß, braten sie ein wenig am Feuer, streuen etwas Salz darauf und essen sie dann als einen Leckerbissen. Ich ward oft zu einem solchen Dejeunée eingeladen, aber nie konnt' ich mich dazu

bequemen, wiewohl mehrere von meinen Mitgefangenen, besonders die Italiener, eine solche Mahlzeit dem saftvollsten, gebratenen Taubengeflügel vorzogen.

Unsere gewöhnliche Speise bestand in einer Portion Reiß, mit Honig oder Syrup geschmelzt und mit etwas Ciboa vermengt. Diese Ciboa ist eine ungefähr Daumsdicke Wurzel, welche die Afrikaner mit auserlesenen wohlschmeckenden Kräutern (wie z. E. bey uns der Majoran) in Essig einlegen. Durch's Kochen läuft diese Mischung sehr dick auf und schmeckt dann grade so, wie bey uns die Steinbilse. Es ist auf den Schiffen die tägliche Kost, die man als Zugemüse mit Caravanzen bereitet, eine Art Erbsen, zweymahl größer, als die böhmischen. Diese Caravanzen sind besonders in Spanien sehr beliebt. Fast jeder Topf am Feuer ist damit angefüllt. Die Brühe davon ist etwas dick, doch schneeweiß, nur durch eine ziemliche Portion Safran, welchen die Spanier überhaupt an alle ihre Gerichte zu streuen pflegen, wissen sie ihnen eine gelbe Farbe zu geben. Sie sind äußerst nahrhaft und wachsen in

allen spanischen Provinzen; sobald sie aber einmahl mißrathen, geräth der Pöbel in die heftigste Unruhe, weil sie ihm grade das, was dem gemeinen Manne bey uns die Kartoffeln, sind.

In der Mitte des Monat Februar's 1776 gieng ich in Gesellschaft zweyer Mohren zum erstenmahl aus. Robert begleitete mich nach der Stadt, denn unser Lazareth befand sich außerhalb der Mauern unter den Festungswerken. Mein Einzug in Algier war traurig genug, denn jetzt trug ich einen Daumsdicken eisernen Ring am linken Fuße und unter den Armen ein paar hölzerne Krücken, um meinen schwankenden Körper festzuhalten. Ich glaubte eine ganz neue Schöpfung zu sehen, als mir eine große Anzahl Cameele, Affen und Elephanten begegneten. Ueberdieß war die Stadt mit einer Menge Menschen angefüllt, die in den Straßen unaufhörlich auf- und abflutete; denn da es hier zu Lande wenig Städte und Dörfer giebt (und giebt es deren, so sind sie äußerst schlecht bevölkert), so zieht sich fast alles nach Algier. Außer den Landes-Einwohnern halten sich hier noch viele Juden, Türken und

überhaupt eine große Anzahl Europäer auf. Die Consuls von den europäischen Seemächten, als Portugall, Spanien, Frankreich, Dänemark, Schweden, Holland ꝛc., besitzen die vornehmsten Häuser und verzehren sehr ansehnliche Geldsummen, woran das Land sehr arm ist. Mit dem Sklavenhandel wird der stärkste Commerz getrieben. An die Spanier verkaufen sie ihre Datteln (Datylos), und bauen einen Reiß, der viel größer und schöner ist, als der spanische. An Olivenbäumen hat das Land einen Ueberfluß. Sie pressen daraus nicht nur ein gutes Oehl, sondern verkaufen auch viele grün eingemachte Oliven an die Engländer. Bis Maskara (6 Stunden von Algier), gegen Saara und Barka zu, ist das Land mittelmäßig bewohnt, von hier an aber beginnen die Wüsteneyen. Wäre dieß indessen auch weniger der Fall, so würden diese verlassenen Plätze schon wegen der glühenden Hitze und der Menge wilder, reissender Thiere nicht bewohnt werden können. Wagen sich doch die Tyger zu gewissen Jahreszeiten bis in die Nähe von Algier; ja ich habe öfters blutige Körper von unglücklichen Sklaven gesehen, die ihren grausamen Feinden zu ent-

fliehen suchten, aber von ihnen jämmerlich zerfleischt wurden. Die Religion ist Mohrisch (maurisch) und mahomedanisch; beyde glauben an den Koran und seinen Stifter, Mahomed (in der Landessprache Maoma), welchem sie auf den öffentlichen Plätzen der Stadt Obelisken, mit arabischen und maurischen Inschriften geziert, errichtet haben.

Die türkische Besatzung, welche unter den Befehlen eines Obrist-Bassa der Janitscharen steht und über 1000 Mann stark ist, hat andere Moscheen, als die Mauren. Die letztern verkündigen ihren Gottesdienst durch Glocken, welche über der Moschee in einem Glockenhäuschen aufgehängt sind, und keinen Schlegel haben, indem drey bis vier Personen durch runde, messingene Kugeln an eisernen Stielen befestiget, einen musikförmigen Ton an der Glocke hervorbringen, der sich in der That besser ausnimmt, als das gewöhnliche Geläute. Der türkische Glockenklang hingegen unterscheidet sich von dem Europäischen durch gar nichts, außer, daß während des Geläutes eine lange, oder kurze Pause statt findet, fast auf die nämliche Art, wie in der Lombarden.

Außer den vielen türkischen Moscheen ist vor den Mauern der Stadt Algier auch eine katholische Kirche St. Elisabeth, welche i. J. 1710 erbauet wurde. Zehn bis zwölf Priester versehen darinnen den Gottesdienst und die Messen; es sind Geistliche vom Orden des heiligen Franziskus, oder Bettelmönche. Da sie ein eigenes Kloster besitzen, so üben sie mancherley Wohlthaten aus, statt daß sie, nach ihrer Ordensregel, Wohlthaten empfangen sollten. Aber freylich von wem, da sie mitten unter Heiden leben? Sie speisen alle Mittage von den Ueberresten ihrer Tafel die armen Mauren; demohngeachtet müssen sie für die Erlaubniß, sich hier aufhalten zu dürfen, einen starken Tribut an den Dey zu Algier bezahlen. Zur Unterhaltung des Klosters steuern Spanien und Portugall die nothwendigste Summe, auch die Consuls der übrigen europäischen Mächte tragen das ihrige dazu bey.

Die Synagoge der Juden, die gleich am Ende der Stadt gegen Abend an der Meerpforte liegt, ist überaus prächtig gebaut — überhaupt giebt es in Algier viel Juden, welche die Wirths-

häuser, Fleischbänke und Weinboutiken besitzen. Leider aber drückt auch hier diese Menschenklasse so, wie in andern Staaten, die tiefste Verachtung. Ich wohnte i. J. 1778 einer Grausamkeit bey, welche mich tief erschütterte. Ein Jude nämlich, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, ward zur Strafe des Strangs verurtheilt. Er wurde an einen ungefehr 6 Schuh hohen Pfahl in die Höhe gezogen. Sobald er nun in der Luft schwebte, riefen mehrere Stimmen Gnade! Gnade! Sogleich ward er wieder herabgelassen, um losgeknüpft zu werden, in eben dem Augenblick aber wiederriefen die Umstehenden das Wort Gnade und der Unglückliche trat seine vorherige Reise wieder an. Dieß grausame Spiel trieben die Türken mehr als einmahl mit ihm, bis es der Verurtheilte endlich mit dem Leben büßte. Sein ganzes Verbrechen bestand darinnen, daß er gegen einen Muselmann sein Messer gezogen und ihn leicht verwundet hatte. Diese nämliche Grausamkeit wurde (kurz vor meiner Abreise) an einem Kaufmann aus Smyrna verübt, weil er falsches Geld in beträchtlicher Anzahl unter die Einwohner gebracht hatte.

Was die Münzen betrifft — so kursiren in Algier fast keine andern, als spanische, französische und englische Gold= und Silber=Münzen; zwar giebt es auch eine kupferne Scheidemünze, diese aber prägen die Türken selbst. Man erblickt darauf das Brustbild des regierenden Grosherrn, mit römischen Zahlen umflochten. Türkische Silbermünzen sind nicht so häufig, bey den Truppen aber besonders gangbar. Der Dey (in der Landessprache Simkaliphta genannt) bekommt Hausarrest, so bald er nicht zur gehörigen Zeit die Dazos, oder, kayserlichen Schutzgelder an die Pforte abliefert. Die Wache, welche dann den Pallast besetzt, bestehet aus einer Kompagnie Janitscharen, welche täglich ein Pildras *) oder Beutel zu ihrem Unterhalt bekommen, bis der Schuldner seiner Pflicht Genüge leistet.

Der Dey sitzt zwar mit im Divan oder Staatsrath, jedoch darf er nur über bürgerliche Kleinigkeiten und Strafen entscheiden. Der Hauptpräsident ist der Janitscharen=Obrist und dieser macht

*) Ein Pildra beträgt 100 Piaster oder Laubthaler.

allein in wichtigen Vorfallenheiten seinen Bericht an die Pforte, von der dann die unwiderrufliche Entscheidung zurückkommt. Alle eingebrachten Priesen werden dem Dey vorgezeigt, welchem auch allein die Eintheilung zustehet, nur Kanonen, Gewehre und alles, was Kriegsarmatur betrifft, bleiben unausgesetzt Sache des Janitscharenobristen.

Diebe, muthwillige Schuldner und Banquerotteurs werden nebst den Trunkenbolden mit der Calstarde bestraft. Dieß ist eine runde Scheibe, welche über zwey Schuh breit um den Hals herum läuft. Mit dieser Zierde wird der Verbrecher zur Schau auf den öffentlichen Markt ausgestellt und dann durch die breitesten Straßen geführt (die minder breiten sind so eng, daß kaum 4 Personen neben einander gehen können); Niemand darf ihm etwas zur Erquickung reichen. Ich habe dieß mehrmahls mit angesehen und erinnere mich, daß man ein Paar Kaffern *) so lange hungern ließ,

*) Es sind viele Kaffern in Algier. Sie gehen ganz nackend, (blos mit einem Schurz um die Schaam versehen,) sind schwarz und wohnen in ihrem Vaterlande in Niederä-

bis sie ihren Geist aufgaben. Die Leiber wurden dann den Löwen und Tigern gehackt vorgeworfen.

Die mehresten Verbrecher werden aufgeknüpft, vielen wird mit einer eisernen Keule der Kopf zerschmettert. Jedes im Staatsrath gefällte Todesurtheil wird durch dazu angestellte Personen öffentlich in den Straßen ausgerufen. Ist dieß geschehen, so werfen sich dann 30 bis 40 Sklaven dem Janitscharen-Obristen zu Füßen, um für den Verurtheilten um Gnade zu flehen. Nur selten wird das Urtheil widerrufen, geschieht es aber dennoch, so ist die Gnade fast noch gräßlicher als die Todesstrafe, weil der Verbrecher Zeitlebens auf eine dem Grosherrn gehörige Galeere geschmiedet wird, wo er am Ruder seinen Tod erwarten muß. *)

Mein

---

thiopien, in Höhlen oder Hütten, aus Baumzweigen zusammengeflochten.

*) Im Jahr 1782 nahmen wir in Spanien, unter der Anführung des spanischen Generals Barcelo, eine maurische Xabeque, auf der sich 3 Kaffern als Sklaven befanden. Alle drey giengen zur katholischen Religion über, nachdem sie von einem spanischen Mönche in der Landes-Sprache

Mein guter Robert beschenkte mich mit einigen Balbiermessern — und nun fieng ich das alte Handwerk wieder an und setzte mich, da ich meiner Fußwunde wegen noch immer nicht stehen konnte, auf die Lagerstätte derjenigen, welche sich rasiren ließen. Es gieng damit auch wirklich recht gut, und ich nahm alle Tage einige Bärte ab, nur, daß es mich etwas mehr Mühe kostete, als sonst, und daß keiner etwas dafür bezahlte. Trotz dem allen bekam ich von Seiten der Maurischen Aufseher täglich meine bestimmte Arbeit. Freylich war sie in Rücksicht des bösen Fußes ganz meiner Lage angemessen, aber dennoch äußerst langweilig und verdrüßlich — ich mußte nämlich die alten Taue und Stricke auftrennen und dann die

Sprache und den Geheimnissen der Religion und des Glaubens unterrichtet worden waren. Der eine kam nachher in Dienste beym Herzog Medina Celi und der andere zum Grafen Altamira, wo sie beyde wegen der glänzenden Schwärze ihres Körpers sehr gut gelitten waren. Ich sahe sie noch kürzlich (im Januar 1803) in Barzellona, wo sie sich nebst ihren Herren in dem königlichen Gefolge befanden, zu eben der Zeit, als sich der König wegen der Vermählungsfeyer seines ältesten Sohnes, des Prinzen von Asturien, mit der sizilianischen Prinzessin dort aufhielt.

Faden zupfen, aus denen, nach ihrer Auswaschung, neue Stricke verfertiget wurden. Die meisten waren sehr stark mit Unrath besudelt, und das Pech klebte so fest an, daß ich oft ungeduldig den ganzen Plunder wegwarf. Aber das half alles nichts, weil ich eben so oft da wieder anfangen mußte, wo ich aufgehört hatte, um nur ohne Züchtigung wegzukommen, die bey Vernachlässigung meiner traurigen Pflicht gewiß nicht ausgeblieben seyn würde. Ich gewöhnte mich an diese Penelopeische Arbeit, um so mehr, da ich sahe, daß meine unglücklichen Kameraden weit härteres Elend ertragen mußten. Viele wurden zur Reinigung der heimlichen Gemächer, viele zum Karrenziehen beordert. Auch ich würde diesem Schicksal nicht entgangen seyn, wenn mich meine Wunde, aus der noch immer täglich Splitter herausgezogen wurden, von solchen eckelhaften Arbeiten nicht befreyet hätte. Das geringste Versehen, das sich meine Kameraden zu Schulden kommen ließen, wurde auf eine Art bestraft, die mir mehr als einmahl die bittersten Thränen in die Augen trieb. Die Barbaren übten diese Strafen mit unempfindlicher Härte aus und hörten nicht auf das jämmer-

liche Geschrey, das den Aermsten die Angst und der Schmerz auspreßten. Diese Strafen bestanden größtentheils darinnen, daß man die Sklaven über einen Klotz oder Stein legte und ihnen auf den bloßen Hintern zwanzig bis dreißig Streiche mit einem daumsdicken Pechstricke aufzählte. Nicht selten war ich in Gefahr, kleine Vergehen mit einer ähnlichen Behandlung zu büßen, doch mein guter Robert, der Schutzengel, den mir Gott gesendet zu haben schien, um mich in den Stürmen des Elends empor zu erhalten, suchte meine Fehler immer auf das beste zu entschuldigen und rettete mich allemahl glücklich. Doch nicht nur hierinnen, sondern auch in andern Fällen zeigte er sich mir als mein größester Wohlthäter. Es geschah sehr oft, daß er mir ein Stück gebratenes Fleisch oder sonst etwas Stärkendes mitbrachte, mich in meinem Unglück tröstete und mein Elend auf alle nur ersinnliche Art zu mildern suchte. Trotz dem allen war es ihm dennoch nicht möglich, mich von dem Baststrickflechten zu befreyen. Unter diesem Bast müssen sich meine Leser eine Art Binsen denken, welche dort zu Lande den Nahmen Sparta führen,

und im Wuchse die Höhe des größesten Mannes erreichen. In Spanien wachsen sie ebenfalls sehr häufig und man stopft, statt, wie bey uns, mit Stroh, dort mit Binsen, die hölzernen Betten aus. Am üblichsten ist diese Gewohnheit bey der Armee. Die Mauren hingegen flechten Stricke davon, die sie auf kleinen und größern Fahrzeugen beym Einpacken der Waaren, mit Ersparniß theurer Materialien, sehr ökonomisch nützen. In Spanien werden auch für die Klassen der ärmern Einwohner Stühle davon geflochten. Aus diesen Binsen mußt' ich täglich eine große Anzahl Stricke drehen. Niemand lehrte mich die Vortheile der Behandlung; ich sah das Kunststück mit großer Aufmerksamkeit den übrigen ab, denn die Mauern verstanden von der Geduld im Unterrichten eben so wenig, als ich von der Kabbala. Anfänglich fiel mir diese neue Beschäftigung ziemlich schwer und nur mit der äußersten Anstrengung war ich fähig, das mir zugemessene Tagewerk zu liefern. Furcht und Angst vor der Strafe aber überwanden jedes Hinderniß. Ach! wie oft verwünscht' ich damahls den unglücklichen Gedanken, die Welt zu sehen; wie sehr verwünscht' ich alle

Romane und Robinsonaden, die, statt mich mit einer Insel, von Reichthümern angefüllt, zu beglücken, mir eine Kette an den Fuß legten. Wie oft weint' ich mit Sehnsucht die Nacht herbey, wo mein einziger Freund, der Schlummer, mit sanftem, mitleidsvollen Blicke nahete, um mein Gedächtniß vor allen Erinnerungen meines Elends zu verschließen, und nur seufzend sah ich den Tag anbrechen, wo mein Jammer aufs neue begann. Wie oft rief ich da:

Willkommen stille Nacht, dich laden treue Klagen,
Des Herzens schwere Seufzer, ein,
Denn du gönnst mir den Trost, nach langen, finstern Tagen
Mich meinem stillen Gram zu weihn!
Wohl mir, die Sonne flieht, ihr Strahl von Fluch belastet,
Umringt von Schmerz und Ungemach,
Sinkt gleich dem eisern Joch; — der matte Sklave rastet
Und weinet ihr sein Unglück nach.
Wie schön, wenn nie ihr Strahl dieß Auge wieder fände,
Und mich, den Sohn des Harms, von aller Quaal entbände;
Beschleunige doch nur, was du so längst gedroht,
Verhängniß, meinen Tod!
Mein Leben kam von deinen Händen
Hier ists, ich will es freudig enden.

Hier bin ich, laß mich sterben, Gott!
Komm, letzter Freund, komm süßer Tod.

Ja! wahrlich! ich hielt den Tod damahls für meinen einzigen, besten Freund, und oft genug überwältigte der Gedanke meine Seele, mit einem einzigen Messerstich ein Daseyn zu endigen, an dessen besserer Zukunft mich alle meine Hoffnungen verzweifeln ließen. Robert (sonst mein Beschützer und Freund, hier mein größter Widersacher und Feind) unterstützte diesen Gedanken nach der Philosophie seiner Nation und nannte mich, sobald ich Gesinnungen der Art äußerte,, einen muthvollen, standhaften Teutschen, der, ohne in jenes unbekannte Jenseits zu blicken, aus dessen Gefilden noch kein Reisender zurückkehrte, mit Gelassenheit und ohne Furcht den Stahl zücken könne, um die Seele aus ihrem elenden Kerker zu befreyen. Er erzählte mir zugleich eine Menge Beyspiele von seinen Landsleuten, welche meinen Entschluß fester gründen und mir den letzten Schritt aus dieser in eine fremde Welt leicht und angenehm machen sollten. Dabey plauderte er schönklingende Floskeln und Gemeinsätze, um mich zu betäuben. Oefters war ich schon auf dem

Wege, seine goldenen (aber eben so giftigen) Sprüche für mich zu nützen, nur die Religion und die gräßliche Vorstellung, ein Selbstmörder zu werden, hielten mich (Dank sey es der Vorsehung!) von diesem frevelhaften Schritte zurück. Oft lag ich des Nachts, wenn auch der Schlummer mein Auge floh, auf den Knieen, weinte und betete zu Gott um Stärkung in diesem Kampfe, und um Rettung aus diesem Elende. Es kam Rettung .... aber leider! nicht für mich.

Der Grosmeister von Malta schickte Bevollmächtigte nach Algier, um Christensklaven loszukaufen. Robert brachte mir die Nachricht davon. Ach! wie sehr erfreute mich dieser Strahl der Hoffnung, der jetzt so unerwartet in meinen dunkeln Kerker fiel. Das Gefühl der Freyheit ergoß sich durch alle meine Adern, ich athmete gleichsam von neuem und stand schon mit einem Fuß auf dem heiligen Boden meines Vaterlandes. Ueber meine Wangen schossen Thränen des Dankes und des innigsten Entzückens, ich küßte für Freude meinen grausamen Befehlshabern die Hände und

Füße, und fand keine Worte, mein Gefühl auszudrücken. Aber ach — furchtbar und schauerlich war die Täuschung, welche dieses Entzücken ablösete. Die Johannitter kauften nicht mehr als 9 Sklaven, die alle, außer einem einzigen, der ein Teutscher war, Malta als ihr Vaterland erkannten. Ich befand mich nicht unter ihnen, ich war nicht dieser einzige glückliche Teutsche, der von der Sklavenkette befreyet ward, ich war vielmehr vom Schicksal erlesen, noch länger an dieser barbarischen Küste zu schmachten und meine Speisen und Getränke mit den Ausbrüchen meines Schmerzes und meiner Thränen zu vermischen. Getäuschte Hoffnungen verdoppeln gewiß allemahl die Leiden der Seele und des Körpers. Auch ich empfand jetzt diese Wahrheit, die mich in ihrer grausenvollen, schrecklichen Gestalt überraschte — und wenn ich nie lebhaft und mit Sehnsucht den Tod herbeygewünscht hätte, so wär' es sicher jetzt geschehen. Nur daß ich ihn selbst rufen, daß ich selbst mit eigner Hand seinen tödtlichen Pfeil auf mich abdrücken sollte .... dieß war die Linie, die allein die Religion mir zu überschreiten verbot.

Meine Kunst, gut zu rasiren, war ruchbar geworden. Eines Tages trat der Slesky, einer von den obersten Aufsehern des Lazareths, zu mir und befahl mir, ihm unverzüglich zu folgen. Ich gehorchte und trat mit ihm in ein Gemach seines Hauses, wo auf einem Tische ein Dutzend guter Rasirmesser lagen. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er ein Kleidungsstück nach dem andern von sich, entblößte den Leib und befahl mir nun, ihn überall zu rasiren, wo ich Haare fände. Da mir die Sitte, die den Mohren befiehlt, sich alle Monate beym Eintritt des ersten Mond-Viertels auf diese Art rasiren zu lassen, völlig unbekannt war, so wußte ich freylich Anfangs nicht, was ich vor Verwunderung denken sollte. Indessen griff ich das Werk mit Freuden an und vollendete es zu seiner Zufriedenheit. Darauf schickt' er mich durch einen Kulon *) wieder in mein Lazareth zurück. Den andern Tag kam er schon wieder, und winkte mir, ihm zu folgen, denn sprechen konnt' ich nicht mit ihm, da ich bis auf diese Zeit blut-

*) Ist ein Sklav, der schon etwas Geld auf die Summe bezahlte, die man für seine Befreyung verlangte.

wenig von der Landessprache verstand, welches auch fast nicht möglich war, da in dem Lazareth bald maurisch, bald türkisch, und das so vermischt gesprochen wurde, daß es dem fleißigsten Zuhörer unmöglich war, etwas für seine Sprachkenntniß zu gewinnen, weil er ein Wort mit dem andern verwechseln mußte.

Ich folgte dem Winke des Slesky, so wie gestern. Er führte mich in ein wohlgebauetes Haus, an das ein schöner Garten stieß. (Ich muß hier zugleich die Bemerkung machen, daß fast jedes Haus in Algier einen Garten hat. Die Einwohner lieben dieß sehr und brauchen den Garten zugleich zu einem Todtenacker. In jedem sieht man runde von schwarzen Geländern umzäunte Plätze, worinnen die Ueberreste ihrer Verwandten begraben liegen. Ich muß offen gestehen, daß mir diese Gewohnheit von jeher sehr gefallen hat. Wer liebt nicht seine Freunde? Wer sollte nicht wünschen, auch das letzte Andenken, das ihm von dem geliebten Todten übrig blieb, immer so ganz nahe in seiner Gesellschaft zu wissen?) Als ich mit meinem Begleiter in

das Haus trat, wurde ich von einer außerordentlichen, hier zu Lande noch nie gesehenen Pracht überrascht, die mich Anfangs in Erstaunen setzte. Mein Führer merkte davon nichts, und führte mich durch eine Menge reichverzierter Gemächer. In einem derselben ließ er mich warten, er selbst verschwand in einem gleich daranstoßenden, wo ich ihn sprechen hörte. Es dauerte nicht allzu lange, als er wieder zurückkehrte und mir abermahls winkte. Ich trat in ein noch prächtigeres Zimmer, in welchem der Eigenthümer des Hauses auf einem seidenen Sofa lag. Der Slesky zeigte auf mich und sprach dann wieder mit dem Fremden. Dieser nickte mir ziemlich freundlich zu und zeigte gegen die Thüre. Der Slesky verließ mit mir das Gemach und führte mich in ein drittes, wo ich zwey bejahrte Weiber antraf, die sich jedoch, nachdem sie ein großes silbernes Becken mit Wasser hereingetragen hatten, sogleich entfernten. Kaum waren diese hinaus, als ihr Gebieter und Herr (der nämliche, den ich auf dem Sofa gesehen hatte) zu mir hereintrat, mir durch einen Kulon ein scharfes Scheermesser überreichen ließ, sich dann nackend in das silberne

Becken legte und mir nun winkte, daß ich ihn rasiren möchte. Ich erfüllte seinen pantomimischen Befehl, wie es schien, zu seiner Zufriedenheit, und sobald ich damit fertig war, überreichte er mir zur Belohnung 6 Sopikas (nach unserem Gelde ungefähr 4 Groschen); aber kaum war ich außerhalb der Mauern des Hauses, als mir der hartherzige Slesky das Geld bis auf einen Sopika abnahm. Doch auch diese einzige machte mich schon äußerst munter, da ich lange Zeit keinen Kreuzer Werths in meinem Besitze gehabt hatte.

Auch an das Unglück fängt man sich nach und nach zu gewöhnen an. Ich lernte mich immer besser in mein trauriges Schicksal fügen, und hoffte, wenn mich ja eine Thräne des Unmuths beschlich, auf bessere Zeiten. Ich verrichtete meine täglichen Arbeiten pünktlich und getreu, und unterhielt mich (waren diese beendet) mit einem Sklaven, der aus einer genuesischen Stadt, Navi, gebürtig war und mich in den Anfangsgründen der maurisch-türkischen Sprache unterrichtete, die er selbst sehr gut verstand, indem der Unglückliche schon seit sechzehn ewig langen Jahren das Joch

der Sklaverey trug. Dabey erfuhr ich manches von den Gebräuchen der Algierer (d. h. von den eigentlichen Türken), was ich jetzt auch meinen Lesern, mit meiner eigenen Erfahrung bereichert, mitzutheilen gedenke.

Die in Algier gebohrnen und erzogenen Türken sind durchgehends schöne Leute, äußerst angenehm von Bildung und wohlgewachsen. Die Vornehmern tragen seidene oder aus geblümtem Stoff verfertigte Kaftans, weiße Binden oder Turbans auf dem Haupte und Stiefeln von rothem oder gelbem Leder. Die gemeinen Leute lassen sich das Kinn glatt abscheeren, nur der Dey und die übrigen Türken tragen Knebelbärte. Beyde Klassen baden sich oft, bisweilen alle Tage, und waschen sich, sobald sie essen wollen. Das Gebet, welches sie vor jeder Mahlzeit verrichten, heißt Sala.

Zwischen der Kleidung beyder Geschlechter findet nur wenig Unterschied statt; doch sind die Anzüge der Frauenzimmer, welche durchgehends das Gesicht verschleyern (so heischt es ihr Gesetz), fal-

tiger, bequemer und allemahl prächtiger. Unter sich selbst kommen sie sehr oft zusammen und trinken Kaffee — befinden sie sich aber allein, so beschäftigen sie sich mit Stickereyen.

In Algier darf Niemand zu Pferde reiten, als die Statthalter, Bassa's, Aga's und andere Befehlshaber; die geringern Volksklassen bedienen sich der Esel und Maulthiere. Wenn das schöne Geschlecht ausreitet, so befindet sich die Reiterin auf dem Maulthiere unter einem Zelte, mit dünner bunter Leinewand bezogen, wodurch sie alles sehen kann, sie selbst aber bleibt für jedes Auge unsichtbar. Den Maulesel treibt gewöhnlich ein dazu bestellter Sklav.

Wenn sich ein Muselmann zu verheyrathen gedenkt, so muß er vor allen Dingen den Vater seiner Erwählten für sich geneigt zu machen suchen. Ist diesem der Antrag nicht zuwider, so schickt der Werber eine betagte Frau zu seiner Geliebten, welche die Neigung derselben erforschen und dabey so viel zu seinem Vortheil sprechen muß, als nur ihre Beredtsamkeit erlauben will. Nimmt das Mädchen den Vorschlag in Güte auf, so ent-

pfängt sie aus dem Hause des Erwählten ein Stück Seide oder Stoff; sie hingegen sendet ihm ein Hemde, oder ein Schnupftuch. Auf diese Art ist der Ehekontrakt so gut, wie abgeschlossen. Jedoch bedingt sich der Bräutigam aus, daß, sobald seine Braut nur einmahl das Gesetz ihrer Keuschheit verletzte, er sie in das Haus ihres Vaters zurücksenden kann. Nun werden die Anstalten zur Hochzeitsfeyer getroffen und die Braut ein paar Tage zuvor ins Bad geführt. Mehrere Sklavinnen (oder, wenn sie diese nicht hat, Verwandtinnen) bestreichen ihren Körper mit wohlriechenden Oelen, schmücken sie selbst auf das beste, und belehren sie dann, wie sie ihren Bräutigam empfangen und behandeln soll. Mit dem anbrechenden Morgen versammeln sich alle Freunde des Hauses, von denen einige die Braut abholen. Diese lauscht schon hinter einem Behänge des süßen Augenblicks, und streckt die Hand hervor, aus der die Freunde des Bräutigams einige sehr fein gestickte Kleinigkeiten erhalten; sie hingegen empfängt dafür den Ehekontrakt. Nach dieser Zeremonie begeben sich die Männer in ein anderes Gemach, wo sie einen Theil des Tages mit Tobacks-

rauchen zubringen, die Frauenzimmer aber tanzen bey einer angenehmen Musik. Bey dem Mittagstisch geht es sehr still und feyerlich zu, und sobald dieser abgetragen ist, wird die Braut dem Bräutigam übergeben, welche dieser, wohlgemerkt! bis auf diesen Augenblick noch gar nicht kannte. Bey Familien von vornehmen Stande reitet die Braut auf einem Maulesel, umgeben von der ganzen Hochzeitsgesellschaft und einer schmetternden Musik, in das Haus ihres künftigen Gatten. Bey ihrem Eintritt wird sie mit Janitscharenmusik empfangen. Die Braut sinkt verschämt und mit erröthenden Wangen jungfräulicher Liebenswürdigkeit in die Arme ihres Auserwählten, der ihr mit zarter Hand den Gürtel lößt, und, sobald er die Reinheit ihres Körpers unbefleckt findet, die alte Kupplerin, welche bis jetzt in dem Gemach der Liebe versteckt lauschte, davon benachrichtiget, welche dann sogleich hinauseilt und das Evangelium allen denen kund macht, welchen daran gelegen war. Läuft inzwischen die Probe nicht so gut ab, als Braut und Bräutigam es wünschten, so wird die unglückliche Frau auf immer eingesperrt

gesperrt und bekommt dann kein anderes Gesicht mehr zu sehen, als das Gesicht ihrer Sklaven.

Eine andere Gewohnheit herrscht bey Leichenbegängnissen: Sobald der Todestag des kranken Muselmanns herannahet, so wird sogleich das Gesicht des Sterbenden nach Morgen zu gekehrt und die Umstehenden schreyen ihm so lange: „Mahomed, Mahomed," in die Ohren, bis sich die Seele vom Körper trennt. Gleich darauf treten betagte Frauenzimmer ins Haus, die mit eisernen Stäben auf eine Tafel schlagen und ohn' Unterlaß: „Hny! Hny! Hny!" rufen. Der todte Körper wird sehr säuberlich abgewaschen, in eine Leinewand gewickelt, die oben und unten mit Charakteren von Safran beschrieben ist, und nachher auf eine Bahre gestellt, worauf denn allmählig jedes Glied der Familie an den Leichnam tritt und ihn leise frägt, warum er gestorben sey, da ihm doch auf der Welt nichts gemangelt hätte? Gehört die Leiche einem gemeinen Türken, so wird sie ohnweit einer Moschee niedergesetzt und darauf auf dem Todtenacker ohne Gepränge eingescharrt; gehört sie einem Priester, so geht ein Chor vor der Leiche her, welches die

Worte: Hei la, hei la la singt, ein anderes Chor antwortet: Mahomed resul Allah, welches so lange fortgesetzt wird, bis die Leiche an ihrem Begräbnißort anlangt; gehört sie aber einem vornehmen Türken, so wird sie, ehe sie noch auf die Bahre kommt, mit den reichsten Stoffen und Zeugen geschmückt. Dem Sarge gehen mehrere Talebs und freygelassene Sklaven vor, welche lange Stäbe tragen. Die letztern heulen und schreyen laut, die Talebs aber singen ihr Hei la, Hei la la, nur die Leichenträger bleiben stumm und tragen buntgefärbte Kleider. Mehrere Sklaven, die der Leiche folgen, tragen das Schwerdt und die Kriegsarmaturen ihres Herrn, (falls der Verstorbene ein Pilot war) den Zug beschließen mehrere reiche und vornehme Türken, Pferde, Kameele und Maulthiere. Der Körper wird in ein ausgemauertes Grab gelegt und oben mit einem Stein, aber nie mit Erde bedeckt — neben dem Grabe wehet 40 Tage lang, (nach Mahomeds Vorschrift,) eine Fahne. Während dieser 40 Tage sind die Weiber des Verstorbenen verbunden, täglich das Grab ihres Mannes zu besuchen. Am letzten Tage sammeln sich mehrere Bettler um den

Todtenplatz, um von der Wittwe ein Allmosen zu erhalten. So lange diese Trauerzeit währt, darf die Leidtragende kein Feuer in ihr Haus bringen, sie wirft deshalb, zum Zeichen ihres Schmerzes, einige Kieselsteine aus einer Hand in die andere und sagt dabey: Sellam Allah (Licht Gottes). Die Männer wissen nichts von Trauer, dürfen aber dennoch unter vier Wochen nicht aus dem Hause gehen. Noch muß ich hiebey etwas von einem Aberglauben bemerken, der den Türken sehr heilig ist:

Sie sagen, wenn ein Todter im Grabe liegt, so treten zwey Engel mit finsterm Blicke, Mungir und Gangoir genannt, in ihren Händen eiserne Keulen und Schlegel tragend, zu ihm, welche ihm folgende Fragen zur Beantwortung vorlegen:

„Hast du an Mahomed und sein Gesetz geglaubt?“

„Hast du es erfüllt?“

„Hast du die Sala gebetet?“

„Hast du die Fasten Ramadam gehalten?“

„Hast du jederzeit den frommen und willigen

Geber gemacht, den Armen erquickt und dem Nothleidenden geholfen?"

Kann der Todte alle diese Fragen mit Ja beantworten, so verschwinden die Engel, und zwey lichte Gestalten treten an ihre Stelle, von denen die eine das Haupt des Todten an seine himmlische Brust legt, die andere seine Füße umschlingt, bis an den großen Tag, wo Mahomed den Körper mit der Seele vereiniget. Fallen aber die Antworten nicht so aus, als sie ausfallen sollten, so schlagen die finstern Engel den Todten mit ihrer Keule sieben Ellen tief in die Erde hinein und reißen ihn wieder heraus ... mit diesem Spiele fahren sie fort, bis zum Tage des ernsten Gerichts. Daher kommt es auch, daß die Türken fast in alle ihre Gebete folgende, auf diesen Aberglauben sich beziehende, Worte mischen: „Erlöse mich, Allah! von der Frage der Engel, von der Pein des Grabes und dem bösen Wege!"

Die Türken beschneiden ihre Kinder stehend und nicht eher, als im achten oder neunten Jahre. Sind es die Kinder gemeiner Leute, so geschieht

es ohne alle Zeremonie; bey den Kindern vornehmer Aeltern hingegen finden Pracht und Feyerlichkeit statt. Die Knaben werden mit den schönsten Kleidern geschmückt, zur Beschneidung geführt, und, sobald diese vorüber ist, beginnen eine Menge Feten, wo immer eine die andere an Glanz übertrifft.

Die Gottesverehrungen der Türken sind mit Zeremonien fast bis zum Ekel überladen. Alle Freytage (dieß ist ihr Sonntag) gehen sie in die Moschee, wohin sie der Talibs vom Thurme herab mit den Worten einladet: Ei el Sala, ei el solla, schehed Mahomed raisolla. Vor der Thür der Moschee streichen sie den Ermel über den Ellnbogen, fassen eine Hand voll Wasser, sprützen es bis über den Ellnbogen hinauf und an die Ohren, gehen baarfuß in den Tempel, neigen sich gegen die vier Winde, fallen auf die Kniee, bücken sich mit dem Angesicht zur Erde, grüßen die Engel, und beten mit verdreheten Augen und sonderbaren Gebehrden. Die Talibs murmeln ebenfalls Gebete, die Niemand versteht, kehren sich oft zum Volke um und sagen laut: „Groß ist Gott.“

Die Gemeinde antwortet drauf noch lauter: „Und sein Prophet Mahomed." Jede türkische Moschee enthält nichts als eine große Lampe, nach der Gegend zu aufgehängt, wo das Grab Mahomeds liegt. Nicht weit davon liegt ein großer platter Stein, auf dem sich, nach ihrer Meinung, die Engel während des Gebets niederlassen.

Unter allen mahomedanischen Feyertagen ist die große Fasten Ramadam die heiligste Zeit. Sie dauert 4 Wochen und keinem Türken ists erlaubt, so lange die Sonne am Himmel stehet, einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser über seine Lippen zu bringen. Desto üppiger leben sie in der Nacht; sie schmausen und zechen bis an den frühen Morgen. Zur Nachtszeit werden alle Thürme und Gallerien der Moscheen mit brennenden Lampen besteckt. Begegnet ein Türke dem andern, so spricht er zu ihm: Bairam bark, welches einen Wunsch zum glücklichen Feste bedeutet. Auf den Straßen treiben sich eine Menge Bettler umher, welche die Vorübergehenden mit Rosenwasser besprützen und dafür ein kleines Geschenk erhalten.

Ein anderes Fest fällt ungefähr 2 Monate nach der großen Fasten und heißt Cud Schuk Bairam, oder Opferfest, das Abraham eingesetzt haben soll, als er seinen Sohn zu opfern gedachte. Alle Türken (sie mögen reich oder arm seyn) müssen an diesem Tage einen Hammel mit Hörnern schlachten und das Fleisch unter die Armen vertheilen, womit sie es aber nicht so streng nehmen, weil sie das Beste davon selbst verzehren. Die Talibs putzen ebenfalls einen Hammel mit vielen farbigen Bändern an, führen ihn durch alle Straßen und schlachten ihn. Wenn das Haupt abgelößt wird, beten die Talibs laut: „Bis Milla, Allah, quar Mahomed."

Die Türken sind gegen die Christen sehr stolz und von Natur erbittert. Desto kriechender betragen sie sich gegen ihren Simkalifta und ihre Talebs, Skutta's und Maribout's. Die Landesregierung ist durchaus despotisch. Wenn ihnen z. E. ein Urtheil in der allgemeinen Rathsversammlung vorgelesen wird, so müssen sie es auf den Knieen mit dreymahliger Küssung des Bodens anhören.

Sobald sie auf den Seeraub ausgehen, erhalten sie von dem Simkalista und dem Janitscharen-Bassa ein Dekret, nach dessen Empfang sie einen Eid ablegen, daß sie alle gemachten Prisen genau anzeigen, keine Schiffe oder Fahrzeuge derjenigen Mächte, die an Algier einen Zoll liefern, angreifen, und sich auf keinen Fall gefangen geben, sondern sich, wenn ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig bleibt, sammt dem Schiffe in die Luft sprengen wollen. Dafür versprechen ihnen ihre Imans (Koptif) eine große Vergeltung von der Hand ihres Propheten und die schönsten Weiber (Houris) im Paradiese. Die, welche sich gegen die Mauren demüthig betragen, haben nichts weniger als Tyranney zu befürchten, desto barbarischer springen sie mit denen um, welche sich nicht bey jeder Gelegenheit vor ihnen bücken und zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Boden küssen. Ich wußte das und gewann bey der strengen Ausübung dieser Nothwendigkeit wenigstens so viel, daß ich während meines Elends auf dieser Küste, nicht mehr als vier Streiche auf den Rücken empfieng. Doch zwey davon waren auch so bündig, daß

ich den rechten Arm acht Tage lang vor Schmerz nicht aufheben konnte.

Meine Kundschaft im Barbiren mehrte sich fast täglich, schon standen über dreyßig Bärte unter der Botmäßigkeit meiner Scheermesser. Meine Wunde besserte sich dabey augenscheinlich; ich war schon im Stande, blos mit Hülfe eines festen Stocks auszugehen. Dieß Handwerk brachte mir immer einige Sopikas ein. Für den Ueberfluß durfte mir jedoch nicht bange seyn, da sich mein gebieterischer Aufseher sehr bedächtig das Plus zu Gemüthe zog. Da meine Kundschaft so gut von statten gieng und ich dabey oft von andern Sklaven-Arbeiten frey gesprochen wurde, so wandelte mich die Lust an, mein Heil auch in der Wundarzneykunst zu versuchen, aber dieser Meinung war Robert keineswegs. Er stellte mir ein solches Beginnen äußerst gefährlich vor und versicherte mir dabey, daß mich eine einzige unglückliche Kur in die härteste Sklaverey stürzen würde, weil die hiesige Art zu kuriren gar sehr von der europäischen abweiche und die mauri-

schen Aerzte überdieß die rachsüchtigsten Menschen wären. Außerdem gab es auch wirklich in Algier unter den Türken wenig Kranke, indem die Maurischen Körper von sehr gesunder Natur und zu den heftigsten und anhaltendsten Strapazen geeignet sind. Die mehresten von ihnen erreichen ein siebenzigjähriges Alter und ich habe 60jährige Greise gekannt, welche mit Jünglingsfeuer und ohne Spuren des Alters blicken zu lassen, noch einmahl auf den Raub in die See ausliefen. (Die Abgaben dieser Räubereyen sind so beträchtlich, daß ihnen zur Erleichterung ihres Alters wenig übrig bleibt, viele sind sogar gezwungen, die nothdürftigsten Lebensmittel vor den Moscheen und in großen Häusern zu suchen. Die wohlhabenden Mauren, als Handelsleute, Beamte u. dgl. unterstützen zwar die Armen mit ihrem Ueberfluß, doch müssen diese für ihr Allmoseneinsammeln vorher einen Erlaubnißschein von dem Befehlshaber (Tiflars) des Distrikts, wo sie wohnen, aufzeigen, weil alle muthwillige Bettler durchaus nicht geduldet werden).

Es existirt auch ein Verpflegungshaus in Algier, welches doch nur diejenigen aufnimmt, wel-

che auf der See, in Diensten des Staats, verunglückten. Hiebey gilt zugleich das Gesetz: Wenn ein, auf eigene Rechnung ausgelaufenes, mit der Erlaubniß der Behörde versehenes, Schiff verunglückte Personen zurückbringt, so müssen die übrigen, die es nicht sind, von der gemachten Beute für die Krüpel eine bestimmte Summe in das Verpflegungshaus zahlen, damit die Krüpel, für welche diese Summe gehört, Zeit ihres Lebens ihren Unterhalt haben. Uebrigens trifft dieß Gesetz auch alle diejenigen Schiffe, die keine Krüpel mit zurückbringen, aber doch mit einiger Einschränkung. Die Armen werden auch von der Geistlichkeit wöchentlich ein paarmahl gespeißt — und man kann bey diesen Beweisen einer so trefflichen Polizeyeinrichtung in Wahrheit die Bemerkung durchaus nicht unterdrücken, daß die Raubstaaten in dieser Hinsicht alle unsere europäische Armen-Anstalten weit hinter sich zurücklassen.

Im Jahr 1777 ward ich zu meinem Herrn Abdala Caib gerufen. Er winkte mir freundlich zu und beschenkte mich, da ich, wie alle Sklaven,

baarfuß ging, mit einem Paar gelbsaffianen Pantoffeln, womit er einen ausgebreiteten Handel trieb. Es giebt 10 bis 12 Kaufleute in Algier, die mit Saffian, Wachs, Mandeln, wilden Thierhäuten und Datteln handeln. Auch die Pomeranzen, die sehr häufig in den Thälern zwey bis drey Stunden Wegs um die Stadt herum gegen Fez zu wachsen, machen einen ergiebigen Zweig des Handels aus. Nur die Kokusbäume mißrathen, weil sie nie zur gehörigen Reife kommen. Eine kleinere Art Kokusnüsse werden zwar erzeugt (man nennt sie Cocusbin), aber sie kommen den eigentlichen Kokusnüssen bey weitem nicht an Güte bey, auch ist ihr Saft nicht so gut und süß.

Ich war eines Tages gerade mit Barbiren fertig, und wurde nach meiner Wohnung zurückgeführt, als mir der französische Consul, Louis Certain, begegnete. Er blieb stehen, betrachtete mich von Kopf bis zu Fuß sehr genau und fragte mich dann auf französisch: Was ich für ein Landsmann wäre? Ich erzählte ihm ganz kurz, aber mit kräftigen Worten, die Geschichte meiner

Gefangenschaft; er hörte mir sehr aufmerksam zu und reichte dem Mauren, dem ich zur Aufsicht übergeben war, ein Stück Geld für seine längere Verweilung. Als ich ihm alles gesagt hatte, was mir auf dem Herzen lag, schrieb er meinen und meines Herrn Nahmen auf; besonders aber schien es ihm zu lieb zu seyn, daß ich rasiren und frisiren könne. Er machte mir beym Abschied die Hoffnung, mich, wenn es nur im geringsten möglich sey, zu sich ins Haus zu nehmen, und drückte mir dann 3 Livres, oder ½ Laubthaler, in die Hand.

Meine Leser können sich keinen Begriff von dem Entzücken machen, das ich empfand, als mich auf dieser schrecklichen Küste einmahl ein Mensch von Gefühl (ich nehme meinen guten Robert aus) anredete, — noch mehr, als endlich ein Hoffnungsstrahl der Rettung in mein Herz fiel, an der ich fast schon zu zweifeln begann. Vergnügt kehrt' ich in meine unterirdische Wohnung zurück. Es befanden sich darinnen gegen 28 Sklaven, andere 60 waren in die übrigen dem Abdala Caib und seinen beyden Brüdern gehöri-

gen Häuser vertheilt. Ich sehnte mich um so mehr aus diesem furchtbaren Keller des Elends, weil immerwährend Juden zu uns kamen und Sklaven kauften, mit denen sie dann nach Marrokko zogen, um sie dort zur Urbarmachung der wüsten Steppen zu gebrauchen. Gott! wenn mich dieß Loos getroffen hätte, so würde ich die Luft meines lieben Vaterlandes wohl nie wieder eingeathmet haben!

Ich verließ mich fest auf das Wort meines neuen Gönners, aber vergebens; ein Tag nach dem andern vergieng und immer wollte die Stunde meines Glücks nicht schlagen. Endlich nach 14 bang durchlebten Tagen ließ mich eines Morgens nach dem Gebet Abdala Caib zu sich rufen. Ich erschrak anfänglich, weil eine Forderung der Art oft einen geschehenen Verkauf des Sklaven anzeigt. Zitternd und mit beklommenen Herzen nahte ich mich, warf mich zu seinen Füßen und küßte dreymahl die Erde.

„Christ! redete er mich an, ich bin bisher mit dir vollkommen zufrieden gewesen, und wünschte dich dafür belohnen zu können. Es ist zu beklagen,

daß weder du noch deine Anverwandten in Europa im Stande sind, etwas für deine Befreyung zu thun. Doch höre — der Zufall will dir wohl. Nimm ihn als einen Beweis deines mit dir versöhnten Schicksals an. Der Christen-Abgeordnete von König Ludwig XVI. in Frankreich verlangt dich in sein Haus; ich billige seinen Wunsch. Du sollst ein Jahr lang bey ihm bleiben. Dort wirst du mit deiner Kunst gewiß so viel verdienen, daß du mir einen Theil deiner Ranzion damit bezahlen und dich zum Kulon machen kannst. Morgen nach dem zweyten Gebet wirst du mir dahin folgen."

Ich konnte mich vor Freude kaum besinnen, und hätte die meinem Herrn schuldige Achtung beinahe verletzt. Ich dankte ihm, so gut mir's möglich war, halb italienisch, halb maurisch, und entfernte mich. Mit hochklopfendem Herzen eilt' ich in meinen dumpfigen Keller zurück und dankte dort dem Allmächtigen für die Erhöhrung meiner so oft an ihn abgesandten Seufzer.

Am andern Morgen gieng mein Herr mit mir wirklich zum Consul. Ein Bedienter des

Hauses, der aus Strasburg gebürtig war und ein ziemlich reines Teutsch sprach, warf mir, von Mitleid über meine elende Gestalt durchdrungen, ein Paar alte Kleidungsstücke zu. Schon der Moment, einmahl wieder meine Muttersprache sprechen zu hören, machte mich für Freude trunken, am angenehmsten aber für mich war die Nettigkeit und Reinlichkeit des Hauses, das ganz nach europäischem Geschmack eingerichtet war und das nun in kurzem alle jene traurigen Bilder aus meiner Seele zu verwischen versprach, die ich mit aus meinem Kerker herüber bringen würde. Jetzt ließ mich Monsieur Certain vor sich kommen.

„Nun, rief er mir zu, Keßler! bist du mit dieser Veränderung zufrieden?“

„O! großmüthiger Mann! entgegnete ich, seine Hand küssend, ich begreife kaum die Möglichkeit dieser so schnellen als glücklichen Veränderung.“

„Ich freue mich, daß sie dir gefällt. Du scheinst ein besseres Schicksal zu verdienen. Laß sehen, ob wir, da du dich loskaufen kannst, dein

Unglück

Unglück wenigstens auf diese Weise bestechen können. Dort (indem er auf einen Nebentisch zeigte) liegt ein Paket mit Wäsche und Kleidung. Nimm es mit, es ist für dich bestimmt. Das Uebrige wird dir der Sekretär sagen." Ich dankte ihm nochmahls auf das wärmste und entfernte mich.

Mehrere Szenen meines Leben veranlassen mich, hier den Franzosen, in Rücksicht ihres mitleidigen Karakters, eine Lobrede zu halten. Sie fühlen das Elend eines Unglücklichen mehr, als alle andere Nationen, und suchen, sobald nur ihre Kräfte es erlauben, dasselbe auf alle mögliche Art zu mildern. Dabey sehen sie weder auf den Unterschied der Religion noch des Standes, Heiden und Bettler sind ihnen so lieb, als ächt katholische Christen und Fürsten. Ich habe diese Bemerkung auf meinen Reisen nicht einmahl, sondern wohl hundertmahl gemacht. Der Franzos ist auch nie rachsüchtig; sobald er seinen Feind überwunden hat, bietet er ihm gewiß auch schon wieder die Hand zur Aussöhnung, und thut ihm Gutes. Ganz anders denkt und handelt der Spanier. Nur ein Beyspiel davon.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als im Jahr 1794 ein Korps französischer Kriegsgefangner in Barzellona anlangte, so wurde es von dem wütenden Pöbel mit einer Stein- und Koth-Kanonade bewillkommt, und wahrscheinlich würde auch keiner mit dem Leben davon gekommen seyn, wenn nicht ein Detaschement Dragoner dazwischen gekommen und die armen Gefangenen der Raserey des Pöbels entrissen hätte. Sie wurden in die Zitadelle gebracht, wo sie sich einige Tage darauf bey ein Paar Flaschen Catalonier-Wein lustig machten, einen Freiheitsbaum errichteten und um denselben herumtanzten (denn auch selbst in dem größten Unglück verliehrt der Franzos nie seinen Muth, er singt, pfeift, trällert und tanzt, wenn er auch an einer Kette läge). Kaum erfuhr dieß der Pöbel, als er haufenweis mit Sicheln, Sensen und allerhand Ackerinstrumenten bewaffnet, in die Zitadelle drang, die Wehrlosen gewaltsam überfiel und gegen 50 Mann zu Boden streckte. Diese niederträchtige Behandlung ist freilich größtentheils aus dem Nationalhaß der Catalonier gegen alle Franzosen zu erklären (die sie in der Landessprache Covatschos nennen). Die Franzosen hätten diese grausame Mißhandlung gegen ihre Brüder ein

Jahr darauf, als sie die Festung Figueras (30 Stunden von Barzellona) einnahmen, an den Cataloniern sehr leicht rächen können, aber sie thaten es nicht; vielmehr behandelten sie nicht nur die Einwohner der Festung, sondern auch alle dazugehörige Dorfschaften so gütig und mild, daß die Spanier darüber selbst erstaunten.

Meine Geschäfte beym Consul waren von keinem sonderlichen Belang. Ich rasirte ihn und den Sekretär einen Tag um dem andern, besorgte in Gesellschaft des Koches den Einkauf der Speisen auf dem Markte und trug sie da dann nach Hause. Mein Dienst machte mich auch in verschiedenen sehr vornehmen maurischen und den Häusern der übrigen Consuln bekannt, wohin ich öfters mit Briefen und Schriften geschickt wurde, und als der Sekretär merkte, daß ich nicht unbewandert in der französischen Sprache sey und auch mit der Feder umzugehen wisse, so zog er mich mehr als einmahl auf die Schreibestube, wo ich Briefe und Schriften zum Abschreiben erhielt.

Nicht selten machte sich der Consul den Zeitvertreib, meine abentheuerliche Geschichte anzu-

hören, er schenkte mir dann stundenlang seine Aufmerksamkeit und nannte mich allemahl seinen treuen Teutschen — ein Nahme, der meinen Ohren und meinem Herzen sehr angenehm klang, und dessen ich mich auch in der That würdig zu machen strebte.

Ich befand mich in diesem Hause so wohl, daß ich nur selten an meinen Sklavenstand erinnert ward. Abdala Caib verlangte zwar einmahl, daß ich zum Zeichen meiner Knechtschaft einen Ring von Drat an den Fuß legen sollte, doch mein gütiger Consul sprach mich auch davon frey und stellte den strengen Muselmann durch ein Geschenk wieder zufrieden. Wie gesagt — ich war nach Verhältniß meiner ehemaligen, schrecklichen Lage jetzt äußerst glücklich; ich hatte keinen Kummer; meine Arbeiten waren meinen Kräften angemessen und von aller ekelhaften Demüthigung entfernt, mein Herz ruhig und allenfalls nur um die Zukunft bekümmert. In unserm Hause herrschte selbst die vollkommenste Ruhe, die nur bisweilen durch die Besuche der Mauren unterbrochen ward, welche ihre Visiten nicht eher, als Abends nach dem vierten Gebet ablegen.

Es war bereits ein Jahr verflossen, seit ich den Keller der Gefangenen verlassen und das Haus des liebenswürdigen Certain bezogen hatte, als spanische Missionäre vom Orden der Befreyung (de Nueſtra Senora de la Redemcion) im Hafen zu Algier einliefen. Sie machten nach dem zweiten Tage ihrer Ankunft auch bey unserm Consul ihre Aufwartung und erzählten ihm, daß sie einigen zwanzig Sklaven die Freiheit verschaffen würden. Ich hörte dieß selbst, als ich eben das Zimmer verließ und seufzte; die Patres sahen mir nach und schienen meine Lage zu ahnen. Der Consul führte nun, wie er mir nachher versicherte, das Gespräch auf mich und empfahl mich dem Ordensgeistlichen auf das wärmste. Als sie weg waren, erzählt' er mir den Vorgang, schärfte mir aber wohl ein, dasmahl die Maske der Verstellung vorzuheften und mich für einen Katholiken auszugeben, weil dieß der einzige Weg wäre, um meine Freiheit zu erhalten. Ich versprach alles und dankte dem würdigen Manne für seine Verwendung. Der teutsche Bediente gab mir einen Rosenkranz mit großen Glasperlen, und hieng mir denselben um den Hals. An diesem Zeichen er-

kennen die Spanier un buen Christiano (einen guten Christen).

Als der Consul den Ordensgeistlichen einen Tag darauf seinen Gegenbesuch machte, (sie wohnten in einem Juden-Arecho (Gasthaus) welches ihrem ächt katholischen Glaubens-Eifer höchst zuwider war) so ward ich zum zweytenmahl der Gegenstand seiner Unterhaltung, er sprach auf das vortheilhafteste von mir und erzählte ihnen, daß ich dem König von Neapel gedient und auf einem toskanischen Schiffe während der Kreuzerey gegen die Kapers, in algierische Gefangenschaft gerathen wäre.

Diese Geistlichen (welche sich auch Kreuz-Spanier nennen) tragen ein weißes Ober- und Unterkleid, auf das ein rothes Kreuz gestickt ist. Ihre Klöster befinden sich in Madrid, in Barzellona, in Sevilla, und auch in Valladolid. Sie sammeln durch alle katholische Länder Geld ein, welches sie dann an den General des Ordens, der ein Spanier ist und in Valencia wohnt, wieder abliefern. Dieser schickt nun (falls eine ansehnliche Summe beysammen ist) mit Beihülfe des Kai-

sers und anderer katholischen Mächte Abgeordnete in die afrikanischen Seehäfen, welche dafür dem Bassa und andern Partikuliers Christensklaven abkaufen und zu Hause Rechnung ablegen. Um der Ordnung willen stellen sie hernach in den Kreuzgängen ihrer Klöster öffentliche Verzeichnisse von den Nahmen der Sklaven, die sie loskauften, aus, und bezeichnen darinnen sehr genau ihr Vaterland, das Jahr ihrer Freywerdung, und den Preiß, für den sie die letztere erhielten. Wie trefflich, wie so ganz anpassend dem reinen Religionssinn ist diese Stiftung! Möchten doch alle Klöster in der Welt eine solche Nachahmung Jesu ausüben! Wie viel Noth und Elend auf der Erde würde dadurch gemindert werden! Noch von 200 Jahren her sieht man solche Kataloge hängen. Es vergeht aber auch kein Tag und keine Messe, wo nicht ein Scherflein für die Erlösung der Gefangenen geopfert würde. Die Missionärs heucheln zwar bei solchen Reisen eine vollkommene Enthaltsamkeit und prahlen mit der Ehre Gottes, für die sie lediglich alle Gefährlichkeiten und Gefahren bestehen, allein dieß mag wohl nicht allemahl der Fall seyn, denn ich habe in der Folge,

wo ich in dergleichen Klöstern Barbierkunden zu besorgen hatte, oft gesehen, wie sie jene Mühseligkeiten durch ein treffliches Wohlleben zu versüßen suchten. Dieß gestanden mir selbst Ordensgeistliche, mit denen die Herren Missionäre in Feindschaft lebten. Ueberhaupt würde es den Glauben der Leser übersteigen, (wenn ich anders ein Paar Bogen dieses Buchs mit Anekdoten aus den spanischen Mönchsklöstern anfüllen wollte,) wie weit oft die Verfolgung, der Neid und die Scheelsucht dieser Brüder in Christo gehet. Einer sucht dem andern zu schaden, und seine Ehre zu verunglimpfen. Keiner ist so ganz glücklich, als man es von der stillen Einsamkeit seines Klosters erwarten sollte. Ich war 36 Jahre Zeuge und kann also ein Wort davon sprechen — doch wozu? Schilderungen der Art sind zu abgenutzt, als daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers noch fesseln könnten. Ich eile vielmehr dem hellen, leuchtenden Punkte meines Lebens zu, der meinem Schicksal in diesem barbarischen Lande eine andere Wendung gab. — Die Beredsamkeit und das gute Herz des Consuls vermochten über die Missionäre so viel, daß sie mich nebst noch 18 andern Sklaven los-

kauften. Ich war darunter der einzige Teutsche. Man denke sich das unnennbare Entzücken, das, wie eine neue Schöpfung, mein ganzes Selbst belebte, als ich die Nachricht von meiner Ranzionirung hörte. Ich stürzte zu den Füßen meines Wohlthäters und weinte ihm meinen glühendsten Dank, denn sprechen konnt' ich nicht. Der Consul selbst war sehr gerührt, und beschenkte mich, als ich gieng, noch reichlich. Ich kann es ihm nicht vergelten, aber der Unbekannte in den Wolken wird für mich die Schuld bezahlen.

Ehe ich nun aus diesem Lande scheide, glaub' ich meinen Lesern noch die Erzählung von einigen Gebräuchen der Algierer und ihrer Stadt selbst schuldig zu seyn.

Algier (oder auch Argel) liegt am mittelländischen Meere an einem hohen, 4 Stunden langen, Berge und ist gut bevölkert. Die Schattirung von uralten und neuen, aber in ganz verschiedenem Geschmack, gebaueten Häusern, macht einen üblen Eindruck auf das Auge. Desto angenehmer und merkwürdiger ist die Reinlichkeit der Straßen bei so viel Unregelmäßigkeit, und einer

so großen Volksmenge; dafür werden sie aber auch täglich zweymahl gesäubert, wozu die Regierung und die Partikuliers die nöthige Anzahl Sklaven hergeben. Man kann bis jetzt noch immer die Zahl der sich hier befindenden Sklaven auf eine Summe von 10 bis 12000 Köpfen anschlagen; vor 30 und mehreren Jahren belief sie sich wenigstens auf 30,000. Die Verringerung wurde durch den i. J. 1778 mit Spanien, Sizilien, Sardinien und andern christlichen Seemächten, geschlossenen Waffenstillstand (Annisticio) bewirkt.

Die Stadt hat dicke und starke Mauern, welche noch aus den Zeiten der Römer herrühren und jetzt von Bollwerken und halbmondförmigen Schanzen bestrichen werden. Die Schanzen laufen sechs Schuh weit ins Meer. Auf den Spitzen der Berge befinden sich mehrere Batterien und gegen Abend ein paar Kastelle, welche i. J. 1770 durch englische Ingenieurs angelegt wurden. Die Barbaren haben weder Kriegs- noch Linienschiffe, sie bauen nur Fregatten, Galeeren und kleinere Fahrzeuge, mit denen sie, eben ihrer leichten Bauart wegen, blos auf Kaperey auslaufen können.

An ihren Küsten hat die Natur gut für sie gesorgt und dort eine Menge Höhlen geschaffen, in denen sie unentdeckt auf die Vorbeypassirenden lauren. Ihr Hauptvortheil aber liegt doch in dem Boden ihres Hafens, der so seicht und lehmig ist, daß der Anker eines Kriegsschiffes durchaus nicht haften kann. Hiezu kommen überdieß noch die gewaltigen Stürme aus Süd-Norden und die ewige Uneinigkeit der christlichen Mächte. Die erstern reißen die Anker der Linienschiffe los und schleudern sie in die See zurück. Dieß erfuhr Spanien mit seinen Alliirten i. J. 1775, als der General-Kapitän O-Reilli die unglückliche Ausschiffung mit 26,000 Mann machte und durch die große Menge der Mauren, welche das Gebirge besetzt hielt, zurückgetrieben ward. Der auf der See kommandirende General, Don Pedro Castejon war ihn zu unterstützen nicht im Stande, weil alle seine Linienschiffe und andere Fahrzeuge durch die heftigen Stürme ankerlos waren. Wahrscheinlich würde auch damahls von den 26,000 Mann nicht ein einziger davon gekommen seyn, wenn sich nicht 2 toskanische und sardinische Fregatten ins Mittel geschlagen und das

Einschiffen durch starkes Kanoniren begünstigt hätten. Die Mannschaft mußte con panza en tierra (auf dem Bauch) an Bord kriechen, weil die Fregatten über ihre Köpfe hin feuerten, um die nachsetzenden Mauren zurückzuhalten.

Die in Algier gewöhnlichen Hausmeublen bestehen in 3 oder 4 kupfernen Kesseln, die sie auch mit zur See nehmen, um darinnen ihre Speisen zu kochen; in einer zinnernen Wanne mit Wasser gefüllt, die theils am Eingang der Thüre, theils in einem eigenen dazu bestimmten Zimmer befindlich ist, in der sich jeder Muselmann die Hände wäscht, wenn er in einem fremden Hause seinen Besuch ablegt; ein zwey oder drey Sofa's oder, wenn der Besitzer arm ist, in einigen Stühlen von Sparta oder Stroh geflochten. Sie sind rund und das Gefäß hat ungefähr die Größe eines holländischen Käse. Die Betten und Sofa's der Bemittelten und Reichen sind mit Baumwolle gefüttert. Die Armen hingegen strecken sich auf ein Binsenlager mit Laub von Datteln oder Oliven bestreuet, das sie die Woche nur einmahl mit frischerm vertauschen. Sie würden dieß wahrschein-

lich öfters unterlassen, wenn sie nicht eine Schaar kleiner Insekten, die sich in dem Laube einquartirt und sich besonders in der temperirten Jahrszeit außerordentlich mehrt, dazu zwänge. — Zum Hausgeräth wird ferner eine große Kohlpfanne von Messing oder Kupfer gerechnet. Ställe und Küchen sind gewöhnlich gleich neben einander. Nicht weit davon befindet sich auch das heimliche Gemach, mit einem kleinen Gefäß voll Wasser versehen und zum Waschen bestimmt. Die Reinlichkeit der Häuser ist demohngeachtet sehr groß; immerwährend wird der Fußboden, der meistens aus Steinen geformt und mit seidenen, zeugenen oder leinenen Teppichen geschmückt ist, vom Schmutz gereiniget und gewaschen.

Die jungen Damen, welche man bey Tage nur selten zu sehen bekommt und immerwährend verschleiert sind, spielen die Oberherrschaft im Hause, so lange sie schön sind; bey zunehmenden Jahren müssen sie der jungfräulichen Blüte ihr Recht abtreten und Kammerdienste verrichten. Dann haben sie es auch weiter nicht nöthig, sich so ängstlich zu verschleiern und ihr Hauptgeschäft

besteht in der Besorgung der Küche und in der — Erziehung der Kinder.

Es war im September 1778 als ich meine Freyheit erhielt. Mehrere Sklaven wurden mit mir zugleich in die Rathsversammlung geführt, wo die Ordensgeistlichen mit den Maurischen Oberhäuptern über die Summen verhandelten, die sie für uns bezahlen sollten. Auf dem Tische lagen die schönsten spanischen Quadrupel, von dem ein Stück nach unserm Gelde 16 Laubthaler beträgt. Ich erfuhr nachher, daß die Geistlichen 12 solcher Quadrupel, also 192 Laubthaler für meine Freyheit, doch mit der Bedingung bezahlt hatten, daß ich nun dafür der Crone Spanien dienen müsse. Ich war damahls 36 Jahr alt, meine Gesundheit fest, und mein Körper dauerhaft; in dieser Hinsicht überstieg also wenigstens dieß Lösegeld den Werth meiner Freyheit nicht, da ich doch noch eine geraume Zeit dem Königreiche dienen konnte. *)

---

*) Ich selbst konnte freylich diese Summe nicht erschwingen, und wenn sich meine Bartkunden auch um 1/3 gemehrt

Wir schifften uns den 12. Oktober 1778 in dem Hafen vor Algier ein. Eine schwedische Pinke nahm uns auf. Da dieser Tag durch das an Bordbringen des Proviants und dgl. Geschäfte verstrich, so konnten wir erst am andern Tage, Vormittags um 10 Uhr, in See gehen, die Winde bliesen sehr günstig und bald schwand das hohe Gebirge von Algier und die afrikanischen Küsten aus unsern Augen.

Am 4. Tage der Fahrt langten wir wohlbehalten und ohne Abentheuer, in dem Hafen vor Barzellona an. Von einem am Ufer stehenden

---

hätten. Von Hause durft' ich auch wenig erwarten, weil meine Mutter kein eigenes Vermögen besaß. Demohngeachtet schrieb ich doch ein Jahr vorher nach Gera. Den Brief bestellte der französische Consul und (wie ich bey der Rückkehr in mein Vaterland erfuhr) hat meine gute Mutter ihn auch wirklich erhalten. Mit Thränen las sie die Nachricht von meiner traurigen Gefangenschaft. Und ob sie schon selbst nichts für mich zu bezahlen im Stande war, so sammelte sie doch unter guten Menschen eine Beisteuer von 100 Rthlr., an der auch der damahlige regierende Graf zu Gera, Heinrich XXX. Antheil hatte. Da die unglückliche Mutter aber bald darauf starb, so kam die Summe in meines Vormunds D** Hände, der sie — durchbrachte.

Kastell, mehr einem runden Thurme ähnlich, der einige achtpfündige Kanonen trug, rief uns eine Stimme zu: Quien vive? (Wer da?) Antwort: España. Frage: Que Gente? y donde vienen? (Was für Volk? Und woher kommt es?) Antw. Una Pinca sueca, e que vienen de Argel (Eine schwedische Pinke, die von Algier kommt).

Auf diesen Bescheid näherten sich die Mauthdiener oder Visitatoren (Guardias del Mar), welche uns durch einen ledernen, an einer Stange befestigten, Sack unsere Pässe abforderten. Zugleich schürten sie am Ufer ein Feuer an und nachdem sie etwas Rauchwerk in die Flamme geworfen und die Pässe damit geräuchert hatten, eilten sie damit zu ihrem Befehlshaber zurück, der in Klein-Barzellona seine Wohnung hatte. Nach etlichen Stunden kamen sie wieder, und überreichten uns mit der nämlichen Stange einen Erlaubnißschein der Marine (Licencia marina), der uns ins Lazareth berief, wo wir 40 Tage Quarantena halten mußten, eine Vorsichtigkeitsregel, der sich, wie bekannt, alle Schiffe zu unterwerfen gezwungen sind.

Wir

Wir legten in der dasigen Playa vor Anker, begaben uns in das Lazareth, wo ein alter Arzt unsern Mund untersuchte und verschiedene Fragen an die mit uns gekommenen Ordensgeistlichen that. Sodann nahmen wir von daselbst befindlichen spanischen Betten Besitz. Sie bestehen aus einem Strohsack mit Binsen gefüllt, einer wollenen Decke, und einem Kopfpolster, in das sich aber eine ganze Schaar Flöhe und Wanzen einlogirt hatte, die uns in der Nacht kein Auge schließen ließen. Zwar war ich mit diesen unleidlichen Gästen schon in meinem Vaterlande bekannt worden, doch muß ich gestehen, daß die Mehrheit derselben die Anzahl in Teutschland bey weitem übersteigt. Eine Ursache davon ist ohnstreitig die Unsauberkeit in Spanien; denn hier werden an vielen Orten die Exkremente von Menschen und Vieh, besonders aber der Urin, frey ausgeschüttet, wodurch denn freylich solches Ungeziefer in Menge entsteht. Die Aerzte unterstützen diese Ungezogenheit, weil sie behaupten, daß der Uringeruch die dicke und ansteckende Luft reinige.

Wir konnten Barzellona von unserm Lazarethe und der Abendseite aus sehr genau liegen se-

hen. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene, doch von allen Seiten mit Bergen umgeben. Auf einem dieser Berge brüstet sich die Festung Montjuic mit ihren stolzen Thürmen. Rechts am Meere liegt Klein-Barzellona (Barceloneta), welches damahls ungefähr aus 20 Fischerhütten bestand. Jetzt haben sich diese in eine Stadt verwandelt, worinnen wenigstens 12,000 Seelen wohnen. Es liegt ungefähr 3000 Schritte vom Meerthore und macht den eigentlichen Seehafen aus. Täglich noch werden neue Häuser längs dem Seestrande hin gebaut. Der damahlige Kapitän-General, Marques de la Mina, (er war zugleich Vice-König von ganz Catalonien) legte im Jahr 1770 den Grund zu dieser jetzt so bevölkerten Stadt, worinnen sich prachtvolle Häuser, nach symmetrisch-schönem Geschmack aufgeführt, zwey artige Kirchen und ein Augustiner-Kloster befinden.

Nach 14 Tagen erhielten die Geistlichen Erlaubniß, in die Stadt zu gehen. Sie ließen beym Abschiede das Versprechen zurück, uns eine ähnliche zu bewirken, und — sie hielten Wort. Denn

am vierten Tage darauf kamen sie mit einigen Seeärzten und 2 Offizieren von einem Schweizerregiment, Buch genannt, wieder ins Lazareth. Jeder von uns passirte die Musterung, und der Kapitän durfte nun in den Hafen einfahren.

Die Offiziere fragten uns, ob wir Dienste nehmen wollten? Nur vier Mann, worunter auch ich mich befand, sagten Ja, die Uebrigen, welche überdieß zum Dienste nicht fähig waren, nahmen Pässe und giengen in ihr Vaterland zurück, oder blieben in Barzellona, wo sie ihr erlerntes Gewerbe trieben.

Während uns die Offiziere die Annehmlichkeiten des spanischen Kriegsdienstes vormahlten, riefen die Ordensgeistlichen jeden von uns auf die Seite, und nachdem sie mich, so wie die andern, mit einem französischen Thaler beschenkt hatten, erklärten sie zugleich, daß wir freye Leute und durchaus nicht genöthiget wären, Dienste zu nehmen. Wenn man uns etwa von Seiten der Regimenter zu zwingen gedächte, dürften wir uns nur beym Vicekönig beklagen, u. s. w.

So angenehm mir auch diese Versicherung klang, so unbeschreiblich groß war meine Verwirrung, wenn ich bedachte, daß (falls ich in keine Dienste trat) ich bey einer völligen Unkunde der spanischen Sprache, ohne Geld, in einer schlechten Kleidung, und überdieß bey bevorstehendem Winter ganz allein zu Fuß in mein Vaterland zurückwandern sollte. Ich entschloß mich also kurz, und ließ mich bey dem Buch- (heut zu Tage Schwaller-) -schen Schweizerregiment auf vier Jahre anwerben. Als Handgeld bekam ich einen Quadrupel (16 Laubthaler) und zugleich das sichere Versprechen, als Praktikant der Wundarzneykunst im Spital zu bleiben, außer den monatlichen Musterungen von allen Kriegsdiensten frey zu seyn, und die Anwartschaft auf die erste erledigte Feldscheerstelle zu haben.

Ich verlangte sogleich ins Spital, um dort noch einige Tage auszuruhen und meiner Fußwunde zu pflegen, die noch immer nicht ganz geheilt war. Es liegt mitten in der Stadt, der es eigenthümlich zugehört. Daher muß der König für jedes Individuum, außer dem täglichen Sold,

noch ein Pezet (nach kayserlicher Währung 24 Kreuzer) zahlen. In dem Spitale befindet sich ein trefflicher anatomischer Saal, welcher nach den anatomischen Sälen zu Strasburg, Montpellier und Madrid vor allen andern den Vorzug verdient. Die hier bestehende medizinisch-praktische Realakademie ist in ganz Spanien berühmt und wird von vielen jungen Leuten besucht, die sich der Arzneywissenschaft widmen.

Die Stadt Barzellona ist groß und hat ein angenehmes Clima, das wegen der Meerluft und Nähe der Pyrenäen immer temperirt bleibt. Die Gassen sind sehr schmaal, und die großen, altfränkischen Häuser machen sie finster. Die Landessprache weicht von der Kastilianischen sehr ab; doch hört man auf den Kanzeln, in den Gerichtsstuben und in gebildeten Zirkeln rein Spanisch sprechen. Nicht nur Barzellona, sondern auch das ganze Fürstenthum Catalonien ist wegen der oft erlittenen Belagerungen in der Geschichte merkwürdig geworden. Im Jahr 1714 ergab sich die Stadt nebst dem ganzen Gebiet an König Philipp V. Die Stadt hat deshalb viele drückende Abga-

ben erhalten, die durch neuere Revolutionen, besonders gegen die Obrigkeit, wobey sie jedoch allemahl den Kürzern zogen, noch vermehrt worden sind. Ich selbst erinnere mich eines Tumults im J. 1785, als sich gegen 4000 Bauern zusammenrotteten und uns unter Schimpfen und Schreyen in den Casernen belagerten. Die Garnison betrug kaum 2000 Mann. Zum Glück bekam der Vicekönig in aller Geschwindigkeit Hülfstruppen aus den nächsten Besatzungen, nachdem er zugleich ein Manifest hatte ergehen lassen, worinnen allen denjenigen, welche sich von den Rebellen zu ihm schlagen würden, täglich 2 Piaster Sold versprochen ward. Diese Lockung, mit der es ernstlich gemeint war, sammelte gegen 1000 Mann Rebellen unter seine Fahne, die sich nun (freylich waren Gewinnsucht und Nahrungsmangel die Hauptzwecke dieser Handlung) gegen ihre Conföderirten gebrauchen ließen. In Kurzem waren die Carzeles (oder öffentlichen Gefängnisse) mit einer Menge Tumultuanten angefüllt, von denen in mancher Nacht 10 bis 12 Mann strangulirt und des andern Tages, den Uebrigen zur Warnung und zum Beyspiel, auf die Balkons des Rathhau-

ses, noch mit den Stricken um den Hals, zur Schau ausgestellt wurden. Das Schauspiel war freylich gräßlich, da auf den Straßen die Weiber und Kinder der Erdrosselten standen und laut jammerten, aber es war nothwendig, um in Zukunft ähnliche Vorfälle zu verhüten. Der Tumult wurde zwar in Kurzem gestillt, dennoch hatten die Rebellen in ihrer Wuth, ehe noch Anstalten dagegen getroffen worden waren, das große Zollhaus (Aduana) mit vielen Kaufmannswaaren von beträchtlichem Werth bis auf den Grund verbrannt. —

Die Catalonier sind, in Rücksicht ihres Landes, mit allen Nothwendigkeiten des Lebens bis zum Ueberfluß versehen, wozu ihr arbeitsamer Genius allerdings auch viel beyträgt. In Barzellona, nebst Barzelloneta, leben eine Menge Italiener und Franzosen, welche diese Städte sehr lebhaft und volkreich machen. Die Zahl der Einwohner wächst jährlich mehr an, und im vorigen Jahre (1803) belief sich die Summe derselben auf 130,000 Seelen. Die Gast- und Kaffeehäuser sind größtentheils ein Eigenthum der Italiener und Franzosen. — Man zählt unter den

geistlichen Stiftern 21 Mönchs- und 10 Nonnenklöster, ohne die 6 Paroquias (oder Pfarrkirchen), den zwar alten, aber doch sehr schönen Dom (Cathedral Iglesia), und die St. Isidoren-Kirche, wo sich reguläre Canonici aufhalten. Ausser diesen giebt es noch eine Menge kleiner Kapellen, die in frühern Zeiten zu Ehren der unbefleckten Jungfrau oder anderer Heiligen erbauet wurden, wo entweder täglich oder auch zu gewissen festbestimmten Tagen Messe gelesen wird.

Die Stadt Barzellona ist mit schönen Wällen und Mauern versehen, über die (ich will nur eine Vermessung angeben) füglich drey Kutschen neben einander fahren können. In der Stadt liegt eine Zitadelle, die sich durch einen hohen, dicken Thurm hauptsächlich von andern Thürmen unterscheidet. (In eben dieser Zitadelle erlitten die französischen Kriegsgefangenen jene schon erzählten Grausamkeiten von den aufgebrachten Cataloniern.)

Es stehen noch 4 Zitadellen (Ciudadella) am Meeresstrand. Sie heißen St. Augustin, Mediddia, Tarazana und St. Louis. Die dritte ist ein kleines Arsenal, wo Kanonen

gegossen und Feuergewehre verfertiget werden; es ist mit einer Dique verbunden, in der man königliche mittelmäßige Fregatten und kleinere Fahrzeuge ausbessert. Alle Zitadellen sind mit Kriegsgeräth und Munition zum Ueberfluß versehen, und dürften wohl jedem feindlichen Anfall Widerstand thun. Unter den Regimentern, die hier unausgesetzt in Garnison liegen, befinden sich ein oder zwey Schweizerregimenter, ein Bataillon (Guardias Españoles) spanischer Fußgarde, und ein Bataillon (Guardias Walones) Walloner Fußgarde, nebst noch 2 oder 3 Nationalregimentern, 2 Regimentern Reuterey und einem Artillerie-Korps. In dem letztern Kriege gegen Frankreich rückte die ganze (eben genannte) Besatzung ins Feld, und die Bürger besetzten indessen (man muß gestehen, unter strenger Disciplin) die Stadt, die Festungswerke und den Hafen, nur der Monjuik nahm ein Bataillon Schweizer ein, weil man ihn den zur Rebellion geneigten Cataloniern nicht anvertrauen wollte, da er eine Mauer für die Stadt ist, und nicht nur diese, sondern auch das Meer bestreicht.

Die Stadt bewies damahls ihre Treue gegen den König besonders dadurch, daß sie ein Corpo de Voluntarios de Catalonia auf eigne Kosten errichtete, und ihnen Kleidung und Sold gab, so lange der Krieg dauerte; denn von dem Könige erhielten sie nichts, als die Armatur. Es betrug 800 Mann, die Offiziere mitgerechnet, und legte mehr als einmahl Proben seiner Tapferkeit ab. Zu dem Ende versprach die Regierung der Stadt, sie von den 1785 gemachten Abgaben zu befreyen; allein dieß Versprechen ist bis jetzt (man meint, wegen der geschwächten königlichen Schatzkammer) noch nicht erfüllt worden.

Die Catalonier treiben mit den Engländern viel Handel. Sie schicken ihnen ihre harten, besonders rothen, Weine, welche sich gut zur See führen lassen, und kaufen dafür englische Bijouterien und Bacalao (eine Art Stockfisch), unsern sogenannten Schollen ähnlich, die in Spanien, wegen der vielen Fasttäge, besonders in Klöstern, sehr häufig gegessen werden. Auch verkauft man in Madrid und Barzellona zu Friedenszeiten gute englische Biere (Porter), die aus England auf Bilbao,

einen Meerport in Biskaja, ausgeschifft werden. Von dort aus sind es nur noch 40 Leguas (30 Meilen) bis Madrid.

Catalonien hat viele Gebirge, gute Viehzucht und einen sehr starken Weinbau; nur an Waizen leidet das Land Mangel. Desto mehr bauet es Maiz oder türkisches Korn, welches heut zu Tage ein Nahrungsmittel für den gemeinen Mann geworden ist. Der Wein ist auf dem Lande sehr wohlfeil; eine Boron (gläserne Flasche mit einem krummen Schnabel, die ungefähr ein sächs. Maas hält) kostet 12 bis 14 Pfennige, dahingegen in Barzellona eine solche Boron mit 3½ Groschen bezahlt wird — eine Ursache der häufigen Abgaben an den Thoren bey der Einfuhr. Ich hab' oft selbst gesehen, daß die Fuhrleute an der Puerta Madrona, wo mehrmahls 50 bis 60 Wagen mit 1000 und mehr Weinschläuchen *) halten, für jeden Sack 8 bis 10 Realen **) mehr zahlen mußten, als ihnen der Wein kostete.

*) In Catalonien sind die Weinfässer selten; man führt mehrentheils Säcke von Bock- und Kälberfellen.

**) Ein Real ist 6 Kr. kays. oder der 20ste Theil von einem Piaster. Bn.

Barzellona ist reich an allen Nothwendigkeiten des Lebens und hat unabgebrochen einen Ueberfluß an Zugemüsen, die in den Stadtgärten von Barzellona sehr häufig wachsen, so wie auch an einer Menge Wasser- und Zucker-Melonen, Feigen, Mandeln und Pomeranzen (Narajans). Die Witterung ist in den Sommermonaten sehr heiß, aber im Winter auffallend kalt, obgleich kein Schnee liegen bleibt, welches die in der Nähe liegenden Pyrenäen verursachen. Regsam und thätig sind die Handwerker und Künstler, die ihre Arbeiten auf alle Plätze Spaniens, wo der Fleiß weniger sein Vaterland findet, zu Markte führen. Die Schuster machen besonders eine Art Schuh von Hanf (apargatas), welche 3 Finger hoch sind und durch die man am Absatz ein farbiges Band zieht, um es mit einer Schleife über den Knöchel zu befestigen. Sobald die Witterung trocken ist, kann man sich dieser Hanfschuhe (falls man einen Spaziergang über die Gebirge vor sich hat) mit Bequemlichkeit und Vortheil bedienen. Die gemeinste Kleidung der Catalonier besteht in einem Mantel von Tuch oder Seide, einem runden Hut, einer Weste mit 6 Reihen Knöpfen, (auf

jeder Seite drey Reihen) und dergleichen Schuh, wie ich sie eben beschrieb. Der Mantel dient dem Catalonier auf der Reise zugleich zum Bette; denn Federbetten trifft man in den Vantas (einzelne an der Straße liegende Herbergen) nicht an. Die Frauenzimmer tragen eine Mantille, entweder von Cattun, Mousselin, schwarzem Taffet oder Sarga. Es ist ein Mäntelchen mit feinen (öfters auch sehr wohlfeilen) Spitzen garnirt, welches vom Kopf aus, den ganzen Oberleib bedeckt, so, daß man nichts als die Augen sieht. Das Haar schlingen sie in rund geflochtene Zöpfe und bestecken es dann mit einem silbernen Kamm, auf dessen Oberfläche die Mantille ruht. Die Weiber der Beamten, Kaufleute und Standespersonen kleiden sich jedoch ganz nach französischer Sitte.

Ich hatte bereits 2 Monate in dem Spitale zugebracht und mein Fuß, statt sich zu bessern, verschlimmerte sich täglich mehr. Schon fieng er an zu schwellen und in der Wunde zeigten sich unausgesetzt kleine Splitter, welche mir unter großen Schmerzen herausgenommen werden muß-

ten. Die Chirurgen schoben die Schuld auf den Landesboden, der sehr salpetrich ist, und in der That sah' ich viele Menschen, die, mit Fußwunden beschwert, schon Jahr und Tag auf Heilung, aber immer vergebens, geharrt hatten. Die Geduld vergieng mir endlich. Ich nahm meine afrikanischen Kräutersäfte zur Hand, welche mich in kurzem so gut herstellten, daß ich seit diesem Augenblicke nicht den mindesten Schmerz mehr gefühlt habe. Sobald ich mich außer aller Gefahr sahe, gieng ich zu meiner Compagnie ab, wo ich Handgeld und Uniform empfieng. Gleich nach meiner Ankunft erhielt ich meine ganze Compagnie zum Rasiren, welches mir um so angenehmer war, da ich, wie es schien, wieder einmahl ganz ohne Sorgen zu leben hoffen konnte, ohne von Jemand die geringste Kränkung zu befürchten.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, von dem damahligen Zustande der Schweizer-Regimenter (der sich jedoch nach dem französischen Revolutionskrieg 1799 zum Besten der Soldaten vortheilhaft veränderte) meinen Lesern zum Besten eine kurze Schilderung aufs Papier zu werfen.

Der König hatte nämlich mit den Kantons der Schweiz einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen er Werber ausschickte und alle freywillige Teutsche oder Schweizer anwerben ließ, weil er sich unter den Schwerdtern der Landestruppen nicht sicher genug glaubt, oder auch, weil bey einer Empörung Ausländer nicht so leicht in ein Complott gezogen werden können. Diesem Beyspiele folgten Frankreich, Sardinien, Neapel und Holland. Durch einen Vertrag der Art war die Schweiz seit 60 Jahren die Bühne eines allgemeinen Menschenhandels. Die Hauptleute, welche Bürger aus dem nämlichen Kanton seyn mußten, in welchem sie lagen, trieben oft damit den niederträchtigsten Handel. Die Rekruten, welche 40 bis 50 Mann weis durch die Schweiz nach Genua zur Einschiffung gebracht wurden, waren gezwungen, bey ihrer Ankunft alle Unkosten zu bezahlen, die auf dem Werbeplatz und auf dem Wege bis zum Ort ihrer Bestimmung aufliefen. Das brachte die Armen in eine Menge Schulden, welche zu bezahlen, ihr Beutel nicht hinreichend war, aber wenn auch dieß der Fall wirklich gewesen wäre, so nehmen die Regimentskassen kein

Geld an, sondern jeder Mann muß seine Schuld abdienen. Dieß zwang ihn statt der kapitulirten 4 Jahre öfters 16 und 20 unter dem Regimente zu bleiben. Hiezu kam nun noch überdieß der Druck der Unteroffizirere gegen den Gemeinen. Diese waren für das Interesse ihrer Hauptleute so besorgt, daß sie die Schwächen der Gemeinen auf alle Art zu benutzen und, falls sie merkten, daß dieser und jener etwas spaarte, um seine Monturstücke in gutem Stande zu erhalten, ihm, wenn er etwa ein Gläschen zu viel getrunken hatte, ein paar harte Thaler aufzudringen suchten, welche sie ihm hernach, wenn die Kapitulation zu Ende geht, mit doppelter Kreide in Rechnung brachten. Wenn es ihm nun am Gelde fehlte, um den Forderungen des Hauptmannes Genüge zu leisten, so mußt' er noch ein paar Jahr kapituliren.

Die ersten acht Hauptleute formiren die hohe Kammer oder das höchste Gericht im Regiment, und urtheilen über Leben und Tod. Der Obristwachtmeister, der aber keine Kompagnie hat, macht den Fiskal bei diesem Gericht. Bei den

2 Staats-

2 Stabskompagnien, (bey der des Obristen und der des Obristlieutenants) sind 2 andere Hauptleute angestellt, die aber, so wie die übrigen, außer den achten, keine Stimme haben und auch keinen Partikulär-Nutzen von der Kompagnie ziehen.

Der arme, betrogene, unterdrückte Soldat mußte sich also behandeln lassen, wie es den Hauptleuten beliebte. Oft steigt mir noch vor Entsetzen das Haar empor, wenn ich an gewisse Szenen zurück denke, die ich bey den Schweizern erlebt habe, und wobey der König auf eine himmelschreiende Art betrogen ward, dahingegen sich die Hauptleute auf eine eben so unrühmliche Weise bereicherten. Und wo wär die Macht gewesen, die sie wider solche Ungebührnisse geschützt hätte? Sie lag lediglich in den Händen des Obristen, der dem König von dem Kanton empfohlen worden und der gerade öfters der schändlichste Wucherer war. Gesetzt aber auch, es wäre eine Klage bis zum Throne gelangt, so wurde sie dennoch an die Behörde, d. h. an die hohe Kammer zurückgeschickt und der Kläger fiel den Mishandlun-

gen seiner Peiniger anheim, die ihn dann oft bis zur Verzweiflung trieben. Viele suchten durch Desertion ihrem schmählichen Elende zu entfliehen, da sich aber einer solchen Ausreißung eine Menge Hindernisse, z. E. die steilen Gebirge, die elenden Wege, die oft zu weit entfernten Grenzorte, entgegen stellten und überdieß jeder Bauer, der einen Deserteur ablieferte, eine doppelte Belohnung empfieng, welche der Ausreißer nachher bei Wasser und Brod absitzen mußte, so hörte man nur sehr selten davon. Gleich nach Einbringung eines Deserteurs ward Standrecht über ihn gehalten. Das Urtheil endigte mehrmahls mit dem Tode, sobald der Unglückliche keine Kirchenfreyheit bekommen konnte, denn in diesem Falle durfte ihm kein Haar gekrümmt werden, sondern er wandert entweder auf die Galeere, oder in die amerikanischen Colonien.

(Jede Dorfkirche genoß das Recht einer solchen Kirchenfreyheit für das Leben und alle körperliche Strafen. Sie besteht darinnen, daß der Deserteur, sobald er sich einer Uebertretung der Regiments-Gesetze schuldig weiß, in eine Kirche

flüchtet, den Pfarrer des Kirchspiels rufen läßt (wozu ihm jedermann behülflich ist) und ihm seinen Fehler aufrichtig und mit Reue bekennt. Der Geistliche giebt ihm sodann einen Salvum conductum mit Siegel und Unterschrift, die ihn von der Todesstrafe frey spricht. Heut zu Tage sind diese Asyla (d. h. in den Städten) auf eine einzige Kirche eingeschränkt. Sonst hatte jede Kapelle und sogar jedes errichtete Kreuz das Recht, Mißethäter zu schützen. Seit dem Jahre 1788 wurden alle diese Asyla, mit Bewilligung des päpstlichen Stuhls, aufgehoben, sobald ein vorsätzlicher Mörder sich dahin flüchtete).

Da die Schweizerregimenter, laut ihrer Verträge mit dem König und den Kantons, aus denen sie abstammen, ihr eigenes Gericht, ohne die geringste Appellation ausüben, so kann es meinen Lesern ohnmöglich unangenehm seyn, wenn ich ihnen mit wenig Pinselstrichen ein Gemählde von dem Stand- und Kriegsrecht dieser Regimenter aufstelle.

Es wird unter freyem Himmel gehalten. Sobald nun das Regiment mit Anbruch des Tags

an den dazu bestimmten Platz anlangt, so bildet es einen Kreiß, in dessen Mitte sich ein Tisch und Stühle befinden. Der älteste Hauptmann von der zweyten Klasse setzt sich an den Tisch und läßt einen Ausruf durch die Tambours schlagen, vermittelst dessen jedem bey Leibes- und Lebensstrafe verboten wird, für den Verurtheilten um Gnade zu rufen. Neben ihm stehen zwey Feldwebel, einer als Großwebel zur rechten, der strenge Ausübung des Rechts und der Gerechtigkeit fordert, und der andere, als Fürsprecher und Vertheidiger, zur linken Hand. Der Hauptmann führt bey solchen Gelegenheiten allemahl den Nahmen: Obristrichter, die übrigen Offiziere aber werden blos Richter (oder Rechtsprecher) genannt. Auf dem Tische liegt ein Codex, der nach der Carolina abgefaßt, einen ehemaligen Juristen aus der Schweiz zum Verfasser hat und von ihm i. J. 1732 entworfen wurde. (Ueber diesen Codex und die dazu gehörigen militärischen Rechte werden alle diesem Gerichte einverleibten Offiziere einige Tage vorher unterrichtet.) Nun läßt der Obristrichter die gehaltenen Verhöre durch einen Gerichtsschreiber, der meistentheils ein Korporal ist, laut

vorlesen; der Delinquent steht dabey. Ist dieß geschehen, so wird der letztere gefragt, ob der Inhalt dieser Schrift mit seiner mündlichen Aussage zusammenstimmt, ob er dagegen noch etwas zu erinnern oder für seine Vertheidigung ein Wort zu sprechen weiß? Der Fürsprecher und der Großwebel streiten nun eine halbe Stunde lang, doch ganz nach erlernten Rechtsformeln, mit einander über den Prozeß des Delinquenten, und, sobald sie damit fertig sind, wird der Beklagte wieder aus dem Kreiß geführt. Gleich nach seiner Entfernung entwickelt der Obristrichter die Verbrechen desselben mit kurzen Worten und redet einen von den Richtern und Rechtsprechern mit folgendem Formulare an:

„Herr Richter und Rechtsprecher N. N., urtheilet bey Eurem Eid und Gewissen und nach den Euch bekannten Gesetzen des Königs und der Carolina, welche Strafe der gegenwärtige, nach dem Befehle der hohen Kammer in Ketten und Banden liegende, Delinquent verdient hat?"

Jeder sagt hier seine Meinung.

Darauf fährt er weiter fort:

„Wem es von Euch billig und recht scheint, was der Herr Richter und Rechtsprecher, Herr N. N., geurtheilt haben, der hebe seine Hand auf bey Eid und Gewissen.“

Alle heben die Hände auf.

Der Fürsprecher hält nun um die Erlaubniß an, für den Delinquenten seine Vertheidigung ferner fortführen zu dürfen. Er erhält die Erlaubniß, und die Vertheidigung geschiehet abermahls nach einem memorirten Formulare. Die Subalternen bestätigen dann das bereits gesprochene Urtheil und ersuchen den Obriſtrichter, es niederschreiben zu lassen, welches auch in eben diesem Augenblicke geschieht. Ist die Schrift fertig, so unterzeichnet sie der Aelteste von jeder Klasse, und der Obriſtrichter fügt seinen Nahmen und sein Wappen bey. Gleich darauf wird sie versiegelt durch einen Richter in Begleitung zwey bewafneter Grenadiers, an die hohe Kammer, die in dem Hause des Obristen versammelt ist, abgeschickt, wo sie von den sämmtlichen Hauptleuten und dem Großmajor ebenfalls unterzeichnet und ohne Verzug dem Standrecht wieder zugefertigt wird.

Kaum hat der Obriſtrichter das Papier erbrochen und die Unterſchriften geprüft, ſo wird der Delinquent wieder in den Kreiß geführt, um hier knieend ſein Urtheil anzuhören. Darauf zerbricht der Obriſtrichter ein ſchwarzes Stäbchen und wirft ihm die Stücken davon, unter Ausſprechung einiger Worte, vor die Füße, der Delinquent aber wird zu dem ungefähr 20 – 30 Schritt vom Kreiß entfernten Galgen oder an einen andern Platz geführt, wo die Kugel ſein Leben endigt. Nach der Exekution giebt der Großwebel dem Obriſtrichter von der Ausübung des Rechts Nachricht; dieſer ſchließt mit einer Dankſagungsrede den Akt, und entläßt die Richter, welche ihre Degen und Hüte nehmen, die ſie bey der Zeremonie abgelegt hatten, ihrer Pflicht. Jetzt erſt giebt der Obriſt dem König oder Kriegsminiſter von dem Vorgang die gemeſſene Nachricht. Dieſes Recht beſteht, trotz der neuen Capitulation, noch bis auf dieſe Stunde.

Bey allen ſpaniſchen Truppen ſind die Stockſchläge durchgehends verboten, es finden blos Ar-

rest, Festungs- und Todesstrafen statt. — Das spanische Militärwesen überhaupt wurde im Jahr 1774 durch den Capitängeneral Don Alexander O-Reilly, einen Irrländer, mit neuen Kriegsordonanzen, Kriegsübungen und mehrern leichten, aus der preußisch-kaiserlich-französischen Taktik geformten Manövres versehen; da aber O-Reilly seiner unglücklichen Unternehmung gegen Algier wegen, (an der er aber ganz schuldlos war) bey Hofe in Ungnade fiel, so blieb auch die Ausarbeitung eines entworfenen Plans zurück, bis ihn ein gewisser Don Manuel Godoy (heut zu Tage dem Politiker unter dem Nahmen *Principe de la paz* (Friedensfürst) bekannt und erhaben zur höchsten Würde in Spanien) wieder dem Staube entriß und ausführte. Dieser Don Manuel ist ein wahrer Ball des Glücks. Er kam, als der Sohn eines armen Landedelmanns aus Badajoz in der Provinz Estremadura i. J. 1787 als gemeiner Gardereuter (welche Offiziersrang haben) nach Madrid, wo ihm seine ausgezeichnet schöne Gestalt und mehrere sehr liebenswürdige Eigenschaften eine Menge Freunde erwarben. Im Jahr 1788 avanzirte er zum Essent (Wachtmeister) bey der

spanischen Eskadron, *) mit dem gewöhnlichen Grad als Obrist, wo er oft, wenn er beym Spazierfahren, seiner Pflicht gemäß, neben dem Schlag der königlichen Kutsche ritt, Gelegenheit fand, mit dem Könige zu reden. Der König gewann ihn lieb und erhob ihn i. J. 1789 zur Würde eines Staatsministers; ein Posten, den er verdiente: denn in dem Kriege gegen Frankreich, wo er in Verbindung mit dem Grafen de Alanga (der nachher als Gesandter in Wien starb) die spanische Armee auf den besten Fuß setzte, zeigte er die bewundernswürdigsten Talente. Als nachher die Kriegsbegebenheiten eine so unglückliche Wendung nahmen, wußte er mit dem damahligen Bevollmächtigten der französischen Republik, Barthelemy zu Basel, einen für seinen Hof sehr vortheilhaften Frieden zu schließen. Diese Klugheit erwarb ihm den Titel: Principe de la paz und den Orden vom goldenen Vließ (toison de oro). Der König erhob ihn hernach nicht nur zum Gran de España, sondern macht' ihn auch zum Duque

*) Es giebt 4 Leibeskadrons, als: die spanische, die italienische, die flamändische und die amerikanische.

Die Stabsoffiziere und Subalternen unterscheiden sich von einander auf folgende Art:

Der Obrist trägt drey Finger breit silberne Tressen auf den Aufschlägen der Uniform in der Rundung neben einander, der Obristlieutnant zwey, der Major eine. Den Brigadier, welcher eine Brigade (2 Regimenter) kommandirt, ziert eine gestickte schlangenkrümmige, drey Finger breite, geflochtene silberne Schnur; den Marschall de Campo (General-Major) eine goldene. Der General-Lieutenant hat zwey, und der Generalissimus (Capitán-General genannt) drey auf die nämliche Art, doch weiß. Der Hauptmann führt zwey silberne Achselschnuren (Gineta), der Obristlieutenant eine auf der rechten, der Unterlieutenant eine auf der linken Schulter, der Fähndrich trägt die seinige ebenfalls auf der linken, doch ist diese abgeschnitten und ohne Franzen. Der Feldwebel (primer Sargento) hat zwey Achselschnuren aus rother Seide gewunden, mit Silber vermischt, die übrigen Sergeanten führen nur eine. Die Korporals tragen auf den Aufschlägen der Uniform drey von Kameelhaaren gefertigte und zwey Finger breite weiße Schnuren.

Die Stärke der Schweizer Infanterie-Regimenter, welche in 8 Füselier- und 2 Grenadier-Kompagnien bestehen, kann man nach jetzigem Fuße mit dem Stabe, und allen Ober- und Unteroffizieren, nebst den Hautboisten, auf 1180 Mann anschlagen. Spanien hat überhaupt 6 Schweizerregimenter, denn im letztern Kriege sind noch zwey neue, nämlich das Regiment Jahn und Kourten errichtet worden. Sie sind alle vollzählig und bestehen aus Oesterreichischen Deserteurs und Gefangenen; von den letztern hat Frankreich eine große Anzahl an Spanien verkauft. Damahls giengen die Transporte über Genua fast ununterbrochen fort, viele kamen auch über Rosellon und Perpignan zu Lande so häufig, daß nun unter manchem Regimente, die Offiziers ausgenommen, keine hundert Mann Schweizer anzutreffen sind. Ich wundere mich überhaupt sehr, warum die Krone Spanien mit so vielen Kosten eine Menge Schweizer- und Wallonen-Regimenter hält, da doch der spanische Nationalsoldat, falls er gute Obere hat, jene Völker an Tapferkeit und Treue bey weitem übertrifft. Uebrigens ist der gemeine Spanier, der von Jugend auf nur äußerst

selten in Betten schläft, der Strapazen gewohnter, als jene, ihm ist das von Sparta geflochtene Unterbette weit lieber, als der weichste Dun, nur wenn er sich verheirathet, gebietet ihm die Galanterie, sich ein Bett anzuschaffen. Nur die Weichlichkeit ist es, die dem Krieger das Leben so süß macht, das er doch für das Wohl seines Vaterlandes und für den Sold, den er genießt, auf den Wink seines Königs bey jeder Gelegenheit aufopfern muß. Diese hat besonders bey den Oberbefehlshabern Wurzel gewonnen, weil sie von Glücksgütern begünstigt werden, und man hat mehr als ein Beyspiel, daß sie beym Ausbruch eines Kriegs aus Furcht, ihre Güter und ihr Leben zu verlieren, statt den feindlichen Anfällen wacker zu widerstehen, sich durch eine schändliche Flucht entfernten oder eine beträchtliche Festung, von deren Uebergabe oft des ganzen Reichs Wohlfarth abhieng, ohne Gegenwehr übergaben und ihre Ehre aufs Spiel setzten. Dieß Beyspiel zeigte seine Wirkung bey Uebergabe der berühmten Festung Figueras in Catalonien an der Grenze von Rosellon i. J. 1795, als sie der französische General Monçette mit harten Drohungen aufforderte.

Der spanische Commandant ergab sich, ohne einen Schuß zu thun, mit samt der Kriegskasse und einer Menge großen und kleinen Geschütz. Zur Strafe wurde den 3 ersten Befehlshabern dieser Festung zwar das Leben abgesprochen, allein der König verwandelte, aus besonderer Gnade für ihre Familien, den Tod in eine Verbannung aus dem Königreiche, ohne jedoch ihre Güter einzuziehen.

Die Invaliden der Spanier theilen sich in drey Klassen. Die zur ersten Klasse gehörigen Veteranen (mit 18 Jahren treuer Dienste) bekommen neben der gewöhnlichen Brodportion einen Kreuzer weniger, als sie in dem Regimente empfiengen, dem sie sonst einverleibt waren. Die zur zweyten (mit 25 Jahren treu geleisteter Dienste) erhalten täglich 10 Kreuzer mehr als im Regimente, mit dem Wachtmeisters - (Sargento) Grad und dem Epaulet auf der rechten Achsel. Die zur dritten endlich (mit 35 Dienstjahren) bekommen Sold und Rang als Unterlieutenants. Diejenigen aber, welche noch nicht volle 18 Jahre

dienten, und im königlichen Dienste weder durch Verwundungen noch andere Unglücksfälle invalid wurden, erhalten gar Nichts und können auch auf keine Versorgung Anspruch machen.

Die Schweizer-Obristen verkauften i. J. 1760 ihre Invaliden an den König für eine große Summe. Die armen Soldaten mit 20 und mehrern Dienstjahren mußten sich nun auf den Kastellen, Quartierwachten und in den Spitälern bis an ihren Tod herumplagen lassen. Im J. 1776 erhielten sie sie wieder, doch mit der Bedingung, alle Jahre eine gewisse Summe an die königl. Kriegskasse abzutragen, bis die empfangenen Gelder, die ihre Vorfahren genossen, ersetzt waren. Die Anlagen davon wurden auf den Sold eines Jeden Mannes geschlagen.

Im Jahr 1781 erklärte sich Spanien für Frankreich und kündigte England den Krieg an. Mein Regiment schifte sich den 31. Oktober dieses Jahres nach Cartagena ein. Ein Dragoner-Regiment (von Almanza) folgte. Ohne den geringsten Unfall gelangten wir in den Hafen, der (wie man versichert) von Hannibal zuerst angelegt

worden

worden seyn soll. Die Natur hat indessen wohl mehr gethan, als der große Römerfeind, da die Stadt, welche in der Provinz Murzia liegt, mit Himmelanstrebenden Bergen umgeben ist. Auf den höchsten, als dem Roldan, Monte de Galeras, Trinca botijas, Buenos aires, brüsten sich feste Schlösser und Bollwerke, welche unausgesetzt mit gutem Geschütz versehen sind und den Hafen beschirmen. Schon der Hafen an und für sich selbst ist durch eine steile Klippenmasse bey der Einfurth äußerst fest, mithin kann weder bey Tage noch bey Nachtzeit ein fremdes Schiff ohne Führer einlaufen. In dieser Hinsicht befindet sich hier eine eigene Gesellschaft (Guia marina), die sich immerwährend am Ufer befindet, um ihre Kähne an die ankommenden Schiffe anzuhängen und ihnen den Weg zu zeigen. Ein anderer Hafen ist der Hafen des Arsenals, der für die Kriegsschiffe erbaut wurde. In Friedenszeiten liegen hier immer gegen 18 — 20 Kriegsschiffe, 24 — 26 Fregatten und eine höhere Anzahl kleiner Fahrzeuge vor Anker. Er wird des Nachts durch eine Kette, die von einem Ende zum andern geht, geschlossen und ist zugleich mit

einer Batterie von 30 Kanonen, welche 24 Pfünder schießen, versehen. Das Castell gegen Süd-Nord am Meer, nahe an der südlichen Seite der Stadt (Castillo de la Concepcion) ist noch ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des Hannibal und Hastruball, wie dieß die darinn befindliche Inschrift beurkundet.

Die Gebirge um Karthagena, welche zum Unterschied der Stadt Karthagena in Amerika, die ebenfalls der Krone Spanien gehört, de Levante genannt wird, haben viele Gold- und Silber-Adern. Ferdinand VI. ließ 1756 Versuche damit anstellen, die sehr glücklich ausfielen. Man würde wahrscheinlich auch damit fortgefahren seyn, wenn nicht der schnelle Todesfall des Königs alle weitern Bemühungen abgerissen hätte. In der Folge schienen Carln den III. Staatsabsichten zu bestimmen, die Fortsetzung der Arbeit zu untersagen, wie denn noch bis auf den heutigen Tag gewisse Leute zu Wächtern angestellt sind, die alles Nachgraben und Forschen nach dieser Gold- und Silberquelle verhindern müssen.

Gegen Westen ist die Stadt mit einem großen Morast umgeben, dessen Ausdünstungen in heißen

Monaten viele epidemische Krankheiten erzeugen, die noch überdieß durch das äußerst schlechte Wasser, das vermöge des vielen Salpeters sehr gesalzen schmeckt, vermehrt werden. Die Luft trägt auch viel dazu bey, denn bis in die Mitte des Octobers und noch später hin ist sie so drückend und schwül, daß man Feuer einzuathmen glaubt.

In dem Arsenal werden Kriegsschiffe, in den andern zwey Departements hingegen (nämlich in Ferrol in Gallizien und in Cadix in Andalusien) Fregatten, Xabequen, Urken, ganze, halbe und Viertels-Galeeren, nebst andern nöthigen Transportschiffen erbauet. (Jetzt sind jedoch die Galeeren bey der spanischen Seemacht abgeschafft.) Bey diesem Schiffsbau werden immer gegen 60,000 Menschen beschäftiget. Zu den schwersten Arbeiten braucht die Krone die hieher verwiesenen Missethäter. Das Loos dieser Unglücklichen ist sehr traurig, denn ihre Wächter verfahren äußerst streng mit ihnen; ja! ich kann mit Grund der Wahrheit behaupten, daß ihre Behandlung weit unmenschlicher ist, als die Behandlung der Christensklaven in Algier, denn diese haben wenigstens

des Nachts Ruhe, jene aber müssen unter vierstündiger Ablösung Tag und Nacht an der Feuer-Pumpe arbeiten, damit das Meerwasser zurückgetrieben wird und das zu erbauende Schiff im Trocknen liegt. In den frühern Zeiten wurde diese Arbeit durch die Mohrensklaven, von denen sich immer eine ziemliche Anzahl hier befand, verrichtet; als aber im J. 1782 ein Waffenstillstand von 40 Jahren zwischen der Republik und Carl III. geschlossen wurde, so schickte man sie nach Afrika zurück und empfieng für jeden Mauren zwei Christen. Doch die Krone Spanien bezahlt bis auf den heutigen Tag an die algierische Regierung einen Tribut, damit ihre Unterthanen ihr Gewerbe auf dem mittelländischen Meere ungestöhrt treiben können.

Es war im May 1782, als wir unter den Befehlen des General-Lieutenants Duque de Crillon vor der Insel Minorka (die Engländer nennen sie Mahone) anlangten. Wir hatten russische Flaggen aufgezogen und täuschten damit die Engländer, welche uns für Moskowiter hielten, deren Sukkurs sie schon lange mit Sehnsucht er-

wartet hatten. Als sie ihren Irrthum entdeckten, zogen sie sich schnell in das Kastell San Felipe. Wir hingegen legten, da die Insel, ausser dem erwähnten Kastell, an keinem Orte fest war, ohne Schwierigkeit nahe bey Minorka vor Anker. Die Begierde, das Land zu gewinnen, regte sich in jedes Herzen; wir schlugen Hütten auf und fällten dazu eine Menge Holz in dem ohnweit davon liegenden Walde, da die mitgebrachten Gelder für die Mannschaft nicht hinreichten.

Diese Insel liegt einer andern, Majorka, welche aber dreymahl größer ist, gegen über, sie ist 50 Seemeilen von Barzellona entfernt, ohngefähr 8 Leguas lang, und 3½ breit, hat einen guten, fetten Boden, erzeugt treffliche Weine, die nicht nur einen sehr angenehmen Geschmack haben, sondern auch der Gesundheit äußerst zuträglich sind. (Im Spanischen nennt man diese Insel Isla Balearica.) Die Engländer, welche sie nebst den übrigen kleinern, z. E. Ibiza, Formentera, seit 1713 nach dem Utrechter Friedensschluß in Besitz hatten, führten diese Weine mit großem Gewinn nach ihren Besitzungen ab.

Die Einwohner, welche der römisch-katholischen Religion zugethan sind, schienen mit ihren neuen Gästen ziemlich zufrieden zu seyn. (Zu bemerken ist hier, daß England i. J. 1720 die Insel für einen Freyhafen erklärte. Es befanden sich damahls über 20 privilegirte Kapers darinnen, so wie mehrere reiche Einwohner, die durch dieses Handwerk ein artiges Sümmchen zusammengeschachert hatten. Diese griffen nicht nur feindliche, sondern auch alle diejenigen Schiffe an, welche sie an Kraft und Stärke *) übertrafen. Jetzt durften sie dies freylich nicht mehr wagen, weil ihnen sonst die Spanier weidlich auf die Finger geklopft haben würden.)

Unser Befehlshaber, der Herzog von Crillon näherte sich der Festung immer mehr. Sie

*) Ich sah i. J. 1777 zu Algier einen solchen Mahoneser Kaper ein armes Genuesisches Schiffchen bis an den Hafen verfolgen. Es hatte nur 3 Stücken, welche 3pfündig schossen uud als es endlich ermattet und von Munition entblößt war, lief es im Hafen ein und ergab sich lieber in algierische als in Mahoneser Hände. Demohngeachtet zeigte sich der Dey sehr großmüthig, denn er schenkte dem Kapitän und seiner Mannschaft die Freyheit, die sich hernach auf einer englischen Fregatte nach ihrem Vaterlande einschifften.

hält eine gute halbe Stunde im Umfang und ist mit vielen Bollwerken und Minen versehen. Die letztern waren den Spaniern so gut bekannt, daß sie sich sehr hüteten, sie zu betreten. Der Hafen, in welchem gegen 200 Schiffe von der größten Bauart bequem liegen, und die vollkommenste Sicherheit genießen können, wird sowohl durch seine Batterien als auch von dem Castell beschützt. Inzwischen waren alle Hände mit Errichtung der Batterien, der Laufgräben, der verdeckten Wege und mit dem Faschinenmachen beschäftigt, wobey unsere Soldaten viel Geld verdienten, besonders die Teutschen, die sich durch gewisse Vortheile in Faschinenmachen vor andern auszeichneten; jeder verdiente den Tag über wenigstens einen Kaysergulden. Wir brachten den ganzen Sommer und auch einen Theil des Winters auf dieser Insel zu, erlitten zwey Ausfälle von den Belagerten mit ziemlichem Verlust und waren einem heftigen Kanonenfeuer Tag und Nacht ausgesetzt. In den 6 Monaten, als so lange wir diese Festung belagerten, bekamen wir an Todten 500 Mann und eine sehr ansehnliche Zahl Verwundeter. Mir fehlt' es auf diese Art nicht an

Arbeit, weil ich bey den Lazarethen angestellt war.

Der englische Befehlshaber O-Jacqmes schien es nicht verhindern zu wollen, daß Crillon eine Menge Baterien hinter den Mauern, die nach Landesgebrauch die Felder beschirmten, aufführen, und mit Canonen, Bomben und Haubitzen besetzen ließ. Es wär' ihm leicht gewesen, diese Feldscheidungen, die einer Belagerung so günstig waren, zerstöhren zu lassen, auch gaben ihm mehrere von seinen Offizieren diesen Rath; allein er hörte nicht darauf und ließ sich lieber bey dem öffentlichen Kriegsgericht zu London den Prozeß machen, welches ihm denn auch das Leben absprach.

Am drey Königstag 1783 früh um acht Uhr öffnete Crillon seine Trenchée *) auf einmahl,

---

*) Trenchée; Lignes d'approche, Lignes d'attaque werden überhaupt die Arbeiten der Belagerer von einer Festung genannt, wodurch sie sich verdeckt den Festungswerken und dem Hauptwalle nähern. Solches geschieht gemeiniglich durch Laufgräben, wenn das Erdreich um die Festung sich umwühlen läßt, wovon man

und ließ von allen Batterien zugleich die Festung beschließen. Nun sah der englische Commandant seinen Fehler zu spät ein, und, da die weiche Art vom Steinen, aus denen seine Bollwerke bestanden, gar leicht ausgehoben wurde, so war es kein Wunder, daß wir in kurzem Breche schießen konnten. Die festen Werke der Festung lagen durchgehends in Schutt; wollt' er nun nicht mit seiner ganzen Garnison in den Ruinen begraben werden, so mußt' er kapituliren. Dieß geschah endlich den

---

alsdann die Erde gegen die Festungswerke aufwirft und sich daraus eine Brustwehr macht, ist aber die Gegend um die Festung felsigt, so wird die Tranchée über der Erde geführt, vermittelst der Faschinen, Schanzkörbe, Sand- und Wollsäcke, von der hin und wieder angetroffenen Erde aufgeworfenen Schulterwehren (Epaulements) und allem, was sonst zur Bedeckung gegen das feindliche Feuer aus der Festung dienlich ist und gebraucht werden kann. Die Trancheen oder Laufgräben werden in gutem Erdreiche 10 Fuß breit und 3 Fuß tief, und die Brustwehr 4 1/2 Fuß stark angegeben. Letztere muß durchgehends 7 Fuß Höhe haben, damit die Mannschaft dahinter gänzlich gedeckt seyn möge. Die Laufgräben müssen vor allen Dingen außer der Enfilade der Festungswerke geführt werden. Auf diese Art rückt man im Zickzack fort, bis man den Fuß des Glacis erreicht. (Siehe Kleines Kriegswörterbuch 2c. Frankfurth 1794. Seite 140.)

5ten März 1783, nachdem er durch Aussteckung der weißen Fahne das Bombardement aufzuheben verlangte.

Nach geschlossener Ratifikation zogen die Engländer mit allen militärischen Ehrenbezeigungen ab, doch auf der Glacis mußten sie das Gewehr strecken und sich als Kriegsgefangene ergeben. Die Wälle, die festen Werke, so wie die Casernen waren indessen so fest von Schutt und Steinen verrammelt, daß man von einem Platze zum andern sich nur mühsam drängen konnte.

In der Festung befand sich eine große Menge Lebensmittel an gesalzenen Rind- und Schweinefleisch, besonders aber trafen wir viel Kameelfleisch an, welches einen weit saftigern Geschmack als das Rindfleisch hat, eine Menge Zwieback, grobes und feines Mehl, Hülsenfrüchte, Rum, Arrak, und etliche Fässer englisches Bier, welches, da es die Spanier verschmäheten, den Schweizern Preiß gegeben wurde.

Am zweiten Tag nach der Uebergabe wurden die Spanier eingeschifft, nämlich 3 englische und

ein hannövrisches Infanterie-Regiment, um nach Alikante transportirt zu werden. Unter diese hatten sich 2 unglückliche Teutsche gemischt, welche während der Belagerung in die Festung desertirt waren und zum Schweizer-Regiment Reding gehörten. Der Offizier, der sie erkannte, ließ sie sogleich arretiren und scharf bewachen. Ein paar Tage darauf wurden sie vermöge des Urtheilsspruches des Standtrechts strangulirt. (Es war eigentlich ein Versehen des O-Jacqmes, daß er an die Deserteurs bey der Uebergabe nicht gedacht hatte, welches bey solchen Gelegenheiten allemahl der Fall ist).

Der Herzog von Crillon bekam nun vom König Befehl, nach Gibraltar zu segeln, um dort der bisher so mißlichen Belagerung etwas mehr Schwungkraft zu verleihen. Crillon ließ die nöthige Besatzung in Minorka zurück, versah das Gouvernement darinnen mit weisen Männern, und segelte den 4. May auf Carthagena zu, wo wir noch mit einer Anzahl Schiffe, Mannschaft und Proviant versehen wurden. Inzwischen gieng Crillon selbst nach Madrid; kaum war er zurück,

als wir mit 42 Segeln auf Gibraltar zusteuerten, wo wir auch am 8ten Junius glücklich anlangten.

Gibraltar und San Felipe — Elliot, der Commandant der erstern, und O. Jacqmes, Commandant der zweyten — welch' ein Abstand! Welch' ein Unterschied! Wer Gibraltar kennt, wird gestehen, daß schon die Natur dieses ungeheure Felsenstück unüberwindlich gemacht hat, und, vereint mit der Kunst, jeder Gewalt der Waffen spottend trotzt. Gibraltar liegt in der spanischen Provinz Andalusien, an der bekannten Meerenge (Estrecho Herculaneum, oder Gaditanum genannt), wo sich das mittelländische Meer mit dem Ocean vereiniget, und welche alle Schiffe ohn' Ausnahme, die von dem letztern in das erstere, oder von da in das letztere laufen wollen, passiren müssen. Diese 3 Stunden breite Enge, welche sich von der Festung bis an die afrikanische Küste gegen Zeuta, das, wie bekannt, die Spanier in Besitz haben, hinwindet, ist wegen seiner Breite weder von der einen noch von der andern Festung aus den vorbeysegelnden Schiffen im mindesten gefährlich, es müßten denn

bewaffnete Linienschiffe die Meerenge besetzen. (Zeuta ist eine große Stadt, die einen Bischof und gewöhnlich eine Garnison von 6 spanischen Regimentern hat. Aber über ihre Festungswerke hinaus besitzt sie keinen Fuß breit Landes mehr, da sie auf dem Boden von Fez liegt. Sie ist von dem Kayser von Marokko sehr oft, aber allemahl vergebens, belagert worden, wozu die afrikanischen Truppen das Meiste beytrugen; desto weniger möchte sie einer europäischen Belagerung widerstehen. Sie hat eine sehr gute Zitadelle, in der viele spanische Missethäter gefangen sitzen. Man sieht oft 600 solcher Unglücklichen an dem Hafen und dem Festungsbau arbeiten. Als ich in Cadix in Besatzung lag, lieferten wir ebenfalls eine gewisse Anzahl Verbrecher nach Zeuta. Wir mußten wegen widriger Winde einige Tage da vor Anker liegen. Eines Morgens erblickt' ich einen Menschen in maurischer Tracht an der Kirchthüre von St. Nikolaus stehen. Er war von der hiesigen Besatzung seit etlichen Monaten desertirt, und da er ein ansehnlicher junger Mensch war, nahm ihn der Kayser von Marokko in seine Dienste. Dort begieng er die Schwachheit und stahl eine

silberne Schüssel, verkaufte sie an einen Juden (deren es dort sehr viele giebt), wurde aber verrathen und des Diebstahls überwiesen. Als ihn die Richter fragten, mit welcher Hand er das Geld genommen habe, und er darauf antwortete: mit der rechten, so wurde ihm diese sogleich abgehauen und ein Verband darauf gemacht. Ihn selbst schickte man wieder in die Festung, wo er zur Erhaltung seines Lebens die Kirchenfreyheit suchte. Viele von den Anwesenden, die ihn hier stehen sahen, lachten und sagten scherzend: „Ha! der Afrikaner will katholisch werden.“

Wir kampirten in aufgeschlagenen Zeltern und grünen Hütten gegen 1200 Mann und 6 Regimenter französischer Truppen, welche sich unserm rechten Flügel anschlossen. In Karthagena wurde eine große Menge der bekannten schwimmenden Batterien verfertiget — eine Erfindung des Herzogs von Crillon, die aber leider! unser Unglück bezweckte. Ihr Diameter war 8 Schuh lang und 3 breit; auf jeder befanden sich 2 Kanonen, welche 24 Pfund schossen, mit der dazu gehörigen Mannschaft. Oben deckte sie eine Fingerdicke ei-

serne Platte; auf den Seiten waren sie mit dicken eisernen Stäben verwahrt. Sie erhielten den Nahmen Batterias flotantes (schwimmende Batterien). Von diesen Batterien nun kamen bey uns 32 Stück an. Man empfieng sie mit einem lauten Beyfallsgeschrey, weil jeder Spanier nichts gewisseres glaubte, als daß er damit die Festung einnehmen würde. Da Crillon öffentlich bekannt machen ließ, daß jeder, wer er auch sey, bey dieser Belagerung (die einzige in Europa), Antheil nehmen könne, so fanden sich unter mehrern Zuschauern auch der Graf d'Artois, der Prinz von Nassau, welcher zugleich Commandant über sämmtliche Batterien wurde, und noch verschiedene andere Prinzen und wichtige Generäle ein.

Ehe ich noch in der Geschichte weiter fortfahre, sey es mir erlaubt, den Lesern eine leicht skizzirte Ansicht von Gibraltar zu geben. —

Die Stadt Gibraltar liegt auf einer Erdzunge, die völlig einem Felsen gleicht und überall von gleicher Breite zu seyn scheint, auch ungefähr

850 Ruthen beträgt, und von der äußersten Spitze bis an die spanischen Linien, die nicht weit von der Stadt St. Roch befindlich sind, beynahe 2 Meilen in der Länge ausmacht. Sie ist auf eine schmale Breite nahe an der sogenannten Bay erbauet; auf der andern Seite befindet sich der steile Felsen Calpe, der sich gegen Osten allmählig erhebt und die ganze Seite der Erdzunge deckt, auch an der Seeseite, wo der Felsen am steilsten empor läuft, ein senkrechtes Gestein bildet. Nach Süden dehnen sich die Festungswerke so sehr aus, daß die entferntesten derselben eine halbe Stunde von der Hauptfestung liegen. An der Spitze dieser Erdzunge sind einige kleine Batterien angelegt, welche mit 24- und 42pfündigen Kanonen hinreichend besetzt sind, um im nöthigen Fall die See bestreichen zu können. Da nun auf der einen Seite des Felsens der Zugang unersteiglich und nur von der Bayseite zugänglich ist, so sind zur Sicherheit auf beyden Seiten der Stadt 120 Kanonen placirt, die auf verschiedenen Batterien vertheilt worden sind, wo immer eine über der andern steht, ohne die übrigen Festungs- und Defensionswerke, welche noch eine Anzahl von we-

nigstens

nigstens 350 Kanonen halten. Die Bay an sich selbst ist sehr geräumig, sicher und groß, um eine ansehnliche Schiffsflotte einzunehmen. Aber auch der Eingang wird von den nahegelegenen Werken und den darin vertheilten Kanonen auf das Beste beschützt. Der steile Grund des Felsens von der ganzen Erdzunge erhebt sich von Westen nach Osten zu. Auch werden zur mehrern Sicherheit der Hauptfestung, nach den spanischen Linien, aus der Garnison verschiedene Piquets ausgestellt, um die Zugänge zu verwahren, welche durch kleine Werke unterstützt sind. Hinter diesen befindet sich ein sogenanntes Camp retranché, welches sich bis an die Hauptfestung ausdehnt. Ohngeachtet alle Festungswerke massiv erbauet worden sind, und sich in dem besten Stande befinden, so kommen dennoch alle Jahre gegen 6000 Pf. St. aus England, um sie nicht nur zu erhalten, sondern sie auch zu vermehren. Die Baraken für die Soldaten, das Garnisonhospital, die Zeughäuser, der Pallast des Gouverneurs und die Wohnungen derjenigen, die zur Regimentskasse gehören, zeichnen sich insgesammt als ansehnliche und vortreffliche Gebäude aus. Was aber die Quartiere für

die Stabsoffiziers betrifft, so wurden diese von dem Gouverneur gemiethet, der jährlich, ohne die Meublen (die sich jeder selbst anschaffen muß), 70, 80 bis 90 Pfund Sterling dafür bezahlte.

Die Garnison bestehet in Friedenszeiten gemeiniglich in 3,500 Mann Infanterie, 300 Artilleristen und einer Kompagnie Mineurs; doch soll, nach der Angabe verschiedener Staatsmänner, die gewöhnliche Besatzung 5000 Mann betragen. Diese haben alle in den Baraken ihr Quartier und nach englischem Fuß Gage und Mundprovision. Der gemeine Soldat kann auch außer den Wachtagen bey den Festungswerken durch Arbeit manches Stück Geld gewinnen. Besonders legt man den teutschen Truppen das Lob bey, daß sie unermüdet arbeiten.

Die sämmtlichen Einwohner der Stadt bestanden vormahls ohngefähr an Engländern $\frac{1}{4}$, Juden $\frac{1}{4}$, Portugiesen $\frac{1}{4}$, Mauren oder Afrikaner $\frac{1}{8}$, Spanier $\frac{1}{16}$, Malthefer und Korsen $\frac{1}{16}$, welche aber insgesammt aus der Stadt entlassen wurden, damit sie der Garnison des nöthigen Proviants wegen nicht lästig fallen möchten. Sie

wohnten in etwa 1000 massiv=aufgeführten Häusern, von denen jedoch schon damahls, als wir Gibraltar belagerten, keine Spur mehr zu sehen war, weil unser Bombenfeuer sie größtentheils in die Asche gelegt hatte. Das darinnen verbauete Holz war von Fichten oder Palmen, und wurde aus der Barbarey zugeführt. Von Meublen waren sonst die Häuser ziemlich entblößt, denn keiner schaffte sich mehr an, als er unumgänglich brauchte. Das hölzerne Geräthe war entweder von Mahagoni= oder Cedernholz gemacht. Man speiste von Fayence und kochte in irdenen Geschirren. Alle Einwohner lebten sehr sparsam und schliefen nicht viel. Am stillsten ist es hier in den heißesten Sommermonaten von 10 Uhr des Morgens, wo das Frühstück eingenommen, bis um 4 Uhr des Nachmittags, wo erst zu Mittag gespeist wird. Vorher und nach dieser Zeit geht jeder an seine Geschäfte. Die Juden und Mauren beyderley Geschlechts gehen in den Sommermonaten fast halb nackend. Alle Nationen aber, wie ich sie hier getroffen habe, kleiden sich eine jede nach der Gewohnheit ihrer Heymath. Des Unterschieds der Nationen ungeachtet lebten sie doch ganz ruhig

unter einander, und jeder begegnete dem andern mit Höflichkeit. Auf der Gasse hat bey Tage fast jeder einen Sonnenschirm. Statt des Grusses läßt man den Schirm sinken und macht mit dem Leibe eine Verbeugung. Das schöne Geschlecht ist äußerst verliebt, und man sagt, daß die Mädchen im zwölften Jahre ihres Alters schon mannbar, dagegen aber auch schon nach dem dreyßigsten Jahre unfruchtbar wären. Die Männer sind im 50sten schon wirklich Greise, zahnlos und schwächlich. Die Gesichtsbildung beyder Geschlechter ist häßlich und die Farbe brandig. Allenfalls findet man unter den Jüdinnen hie und da ein erträgliches Lärvchen, doch fällt demohngeachtet die Farbe des Gesichts immer auch ins Bräunliche. Jeder von den Einwohnern treibt sein Gewerbe so gut er kann und will, und die Handwerker gehen nie von der Gewohnheit ab, sich den Lohn voraus bezahlen zu lassen. Kaufleute, die ins Große handeln, findet man in Gibraltar nicht, die übrigen sind blos Commissionärs und Faktors für auswärtige Nationen. Alle fremden Schiffe, die der Handlung wegen nach der Levante, Barbarey, Spanien, Frankreich, Italien u. s. f. ge-

hen, legten vor der Blokade der Festung daselbst an, wechselten auch wohl ihre Waaren, kauften allerhand Fabrikate auf Spekulation, brachten auch wohl das Nichtabgesetzte wieder zurück, bis zu einer andern und gelegenern Zeit. Die Amerikaner pflegen auch von hier aus solche Waaren zu holen, welche aus der Ostsee, Levante, Italien ꝛc. kommen. Es ist daher leicht zu erachten, daß die dasige Bay nie leer von Schiffen seyn kann, wie man denn auch gewöhnlich 40, 50 und öfters mehrere fremde Schiffe zählt, die in der Bay vor Anker liegen, daher denn auch die Consumtion der Lebensmittel überaus groß ist. Außer den eben erwähnten Kauffartheyschiffen sahe man auch gemeiniglich in der Bay eine Escadre englischer Kriegsschiffe. Die Bay ist ein freyer Hafen für alle Nationen, blos für die Spanier etwas eingeschränkt. Diese mußten auch, wenn sie mit Waaren zum Verkauf im Hafen anlangten, außer Wein, Oel, Rosinen, Citronen ꝛc., die mäßig taxirt waren, einen starken Impost bezahlen. Dagegen war keinem erlaubt, aus Gibraltar fremde Münzen, Rauch- und Schnupftaback, Pfeifen, unangeschnittene Tücher, Galonen u. s. w.

über die Grenze ins spanische Gebiet zu bringen, bevor es nicht schwer verzollt worden war.

Zum Seehandel galten zu meiner Zeit alle Arten von Münzen, in der Stadt hingegen nur Quadrupeln, spanische Pistolen, Moidors, Crouzados, Realen, Piasters, Soldi, englische Guineen ꝛc. Der Wechsel nach dem mittelländischen Meer und der Levante war leidlich und selten über 5 PC., nach dem Norden aber betrug es gemeiniglich doppelt so viel, wo nicht gar noch mehr. Nach England handelte man durch Assignationen ꝛc. In der Stadt herrschte eine treffliche Polizey, die aber auch durchaus nöthig ist, um Ruhe und Ordnung unter den Einwohnern so vieler Nationen aufrecht zu erhalten. Der Magistrat steht unter den Befehlen des Gouverneurs. Inzwischen werden alle Criminalsachen nach England berichtet, wo das Urtheil gesprochen wird. Die Geistlichkeit hat ihre Vorschriften, falls aber eine davon überschritten wird, so muß der Fehlende nach England, und zwar auf seine Kosten, reisen, um dort sein Urtheil zu erwarten. Uebrigens hat jede Nation von den andern Glaubens-

genossen das Recht, bey der allgemeinen Versammlung ihr Votum zu geben.

Auf Gibraltar herrscht eine vollkommene Freyheit aller Religionen, und die Toleranz scheint hier zu Hause zu seyn. Niemand mischt sich in fremde Glaubenssachen und eben so wenig in sein Gewerbe.

Das Trinkwasser ist in den Sommermonaten sehr rar und wird schon im Monat August gekauft. Zuerst mußten blos die Juden etwas dafür bezahlen; im Septembermonat aber auch die übrigen Einwohner ohn' Unterschied. Die Garnison erhält das Wasser nothdürftig aus dem Gouvernementsbrunnen, doch unentgeldlich. Außer diesem Brunnen giebt es nur noch zwey nicht weit vom Hafen. Nächst diesen aber hat Gibraltar noch eine große Menge Cisternen, worinnen in den sogenannten Regenmonaten Regenwasser aufgefangen wird. Ueber die See von Zeuta aus Afrika wurde auch zu Schiffe Wasser hingeführt, das aber gemeiniglich trübe, von schlechtem Ansehen und keinem sonderlichen Geschmack, jedoch ganz gesund seyn soll, auch sehr theuer bezahlt werden muß.

Die Zufuhr der Lebensmittel geschieht von vielen Orten her; aus Afrika kommen Ochsen, Schweine, Schaafe, Ziegen, große Erbsen, rother Kohl, Erdäpfel, Datteln, Cocus, Mandeln, Reis, Mehl, Gerste, Heu, Stroh, Sallat, und in den Sommermonaten Wasser. Aus Spanien: Wein, Oel, Rosinen, Citronen ꝛc. Aus Portugall: Rebhühner, Haasen, Vögel, Hühner, Gänse, Wein, Gerste ꝛc. Aus England: Butter, Käse, Mehl, Kartoffeln, Bohnen, geräuchertes und gepöckeltes Fleisch, Salz, Bier, Rum ꝛc. Aus Italien: Oel, Gewürz, Obst, Apothekerwaaren ꝛc. Aus der Levante: Kaffee, Cacao, Gewürz, Thee und sehr viel Reis. Aus Amerika: Waizen, Ananas, Hülsenfrüchte, Rum, Salz. Von den kanarischen Inseln: Madera-Wein, Salz, Käse, Nüsse, Gänse ꝛc.

Milchendes Vieh findet man hier nur selten, dann und wann wird aber doch auch aus der Barbarey etwas Milch zum Verkauf gebracht. Noch seltner ist das zahme Federvieh. Hie und da sieht man Perlhühner, welche die Einwohner mit Gerste füttern. Ziegen sind im Ueberfluß da. Sie

begatten sich oft mit den wilden Ziegen, welche am Calp leben. Die aus Spanien zum Schlachten zugeführte Ochsen sind sehr fett, das Fleisch ist schmackhaft und gut. Sie wägen 6- bis 900, selten aber über 1000 Pfund. Diejenigen, die aus der Barbarey kommen, sind gewöhnlich nur von 5- bis höchstens 700 Pfund, auch nicht so fett und wohlschmeckend, als die vorgedachten. Die zu Gibraltar stehende Garnison pflegt sie durch eigene Leute aufkaufen zu lassen, da ihnen denn das 100 Pfund selten über drey Reichsthaler teutsches Geld zu stehen kommt. Ziegenfleisch kann man vollauf haben; es ist auch ziemlich wohlschmeckend, außer in den Monaten August und September, wo diese Thiere blos von gerösteten und verbrannten Kräutern leben. Auch an Seefischen leidet Gibraltar keinen Mangel. Man kann sie von allen Arten haben. Eben so auch Schildkröten. Von Früchten erhält man Orangen, Citronen, Feigen, Weintrauben, Gurken, Wassermelonen, kleine Erbsen, Sallat, Kirschen, Lauch, Zwiebeln, Sellerie ꝛc.; überhaupt sind alle Arten von Lebensmitteln zu einem bezahlbaren Preise nach der Jahrszeit allemahl im Ueber-

fluß zu haben. Blos die Aepfel, den Waizen und die Kohlgewächse bezahlt der Käufer etwas theurer. Die Aepfel geben die Höken nach dem Gewicht weg, nicht, wie bey uns, nach der Anzahl.

Den Kapwein erhalten die Einwohner von Lissabon sehr rein und gut. Eben so gut und wohlfeil auch den Portwein und Malaga. Alle drey Weine machen hier die gewöhnlichen Getränke aus. Man hat auch Rheinwein, welchen die holländischen Schiffe zuführen, allein dieser ist sehr kostbar, indem die Bouteille gemeiniglich zwey Reichsthaler kostet. Die Offiziers von der Garnison zahlen, wenn sie sich speisen lassen, für eine Mittagsmahlzeit, wobey ihnen drey schmackhaft zubereitete Gerichte servirt werden, monatlich 10 Rthlr. teutsches Geld. Wenn aber vier bis fünf Personen zusammentreten, so können sie mit ungefähr achtehalb Thaler Mittags und Abends fast eben so gut speisen.

Zum Lasttragen werden eine Menge Sackesel gehalten. Zum Ziehen braucht man Ochsen, die in der Barbarey aufgekauft werden, und zum

Reiten sind Maulthiere da. Englische Offiziers halten sich Reitpferde (gemeiniglich Hengste), welche sie mit 150 — 200 Thalern bezahlen. Die Fütterung von Heu, Stroh und Gerste lassen sie auf der See zuführen und bezahlen sie sehr theuer. Alles Uebrige, was das menschliche Leben erfordert, kommt von andern Orten her, nicht selten im Ueberfluß. So kommen z. E. aus Portugall: Hanf, Tücher, Eisen, Bley, Kupfer ꝛc. Aus der Barbarey: Schiffholz, Stroh, Heu, Federn, Theer, Pech, Kalk ꝛc. Aus Norden: Schiffholz, Eisen, Pech, Kupfer ꝛc. Aus Holland: Papier, Tücher, Linnen ꝛc. Aus Frankreich: Galanteriewaaren aller Art, seidene Strümpfe, Tücher ꝛc. Aus Spanien wenig oder nichts. Aus der Levante: Seidene Zeuge, Ziz, Leder, Corduan, Gewehr ꝛc. Aus Italien: Fayence und anderes irdenes Geschirr. Aus Corsika: Schiffsholz. Aus Irrland: Linnen, Hanf, Seile, Thaue, Schiffanker, Eisen, Hüte, Tücher, Kalk, Eisengeräth, Zinn und auch fertig zinnernes Geräthe ꝛc.

Im April, May, August und September grassiren in Gibraltar die meisten Krankheiten.

Sie bestehen in Gallenfiebern, Verstopfungen, Koliken, Pleuresie, Podagra ꝛc. Zur Heilung derselben bedienen sich die dasigen Aerzte eröffnender und verdünnender Arzeneyen am bequemsten. Viele von ihnen wollen die Bemerkung gemacht haben, daß die Chinarinde für das dasige Clima zu schwach sey und die sonst so häufig anerkannte Wirkung ganz verfehle. Mundfäule und Zahngebrechen sind ein allgemeines Uebel, welches nur durch Citronensaft und Wassermelonen gemildert wird.

An der Spitze aller öffentlichen Geschäfte steht der Handel und das Seewesen; in dieser Rücksicht wird die Gelehrsamkeit sehr vernachlässiget. Zur unterhaltenden Lektüre hält man blos einige amerikanische Zeitungen und Blätter, in Cadix gedruckt. Zwar befindet sich in der Stadt eine gute gangbare Druckerey, doch gehen aus ihren Pressen nichts als Connoissements, Wechselkourse, Transitobriefe, Verordnungen u. s. w. hervor. England liefert periodische Schriften, Journale und Zeitungen. Aber zu welchem Nutzen? Gemeiniglich sind sie schon ein paar Monate alt, ehe sie in Gibraltar ankommen.

Das Klima ist für die Teutschen sehr heiß, besonders bey Tage im Julius, August und September. Des Nachts ist es desto kühler. Vom Oktober bis fast zu Ende Junius fällt am Tage die Wärme fast unerträglich, aber die Nächte sind alsdann auch dermaßen kalt, daß man sich leicht erkälten kann. In den Wintermonaten vermag man sich ohne Ofen und Kaminfeuer zu behelfen, so gelind ist die Luft. In den sogenannten Sommermonaten regnet es nur äußerst selten. Desto häufiger geschieht dieß in den übrigen. Im Februar, auch oft schon im Januar bis ans Ende des März herrscht fast ununterbrochen eine dicke, neblichte Luft, welche viele Krankheiten erzeugt. Donnerwetter hört man nur spärlich, wenn es aber einmahl donnert, so ist es um so gefährlicher. Wenn die Luft Nebellos ist, so zeigt sich der Himmel des Nachts äußerst klar und heiter, daher scheinen auch die Sterne viel heller und größer zu seyn, als in Teutschland. In den Sommermonaten wehen die Westspatwinde, die den Felsen abkühlen, sonst würde er wegen der großen Hitze bey Tage nicht zu betreten seyn; in den Wintermonaten die Ostwinde. Auf dem Felsen

wachsen hin und wieder die herrlichsten Kräuter, einige unbeträchtliche Stauden, und die schönsten Blumen ganz ohne Pflege. Z. B. Ranunkeln, wilde Rhabarber, Cardobenedikt rc. Eine große Menge Aspen und acht Zoll und drüber lange Eidechsen, schädliche Schlangen, giftige Skorpions, die sogenannten Kamelkons, wilde Ziegen und einige zahme Sackesel finden hier ihre Nahrung. Unterhalb gegen die Bay sieht man Palmbäume, Aloe, Myrthen, Rosmarinsträuche rc., Feigenbäume, sowohl als Stämme, als in Hecken verpflanzt. Die Gärten, die an der niedrigsten Seite der Bay befindlich sind, zeigen viele Zitronen-, Orangen- und Lorbeerbäume. Die Zitronen sind hier zu Lande gemeiniglich doppelt so groß, als in Teutschland. Von überaus gutem Geschmack sind besonders diejenigen Zitronen und Limonien, welche aus Spanien kommen, aber nach Gibraltar schickt man blos die kleinsten. In dem tiefsten Thale der Erdzunge nach den spanischen Linien, wachsen die Zitronen in großer Menge. Man findet daselbst auch etwas cultivirtes Land, aber ohne alle Regelmäßigkeit. Die dort in armseligen Hütten wohnenden Bauern bearbei-

ten es und bepflanzen es dann mit türkischem Waizen. Diese Gegend ist zugleich die einzige Promenade, welche man aus der Stadt zu machen pflegt. Das Angenehme, was man dort sonst fand, war ein überaus süßes, gutes, trinkbares Wasser, welches ein geblendeter Ochse durch ein Rad aus einem tiefen Brunnen emporwand — leider! aber ist der Brunnen von den Spaniern ruinirt worden.

Der Strohm in der Straße von Gibraltar ist sehr reißend; der Ankergrund felsigt oder Kiessand. Die Küsten haben ein hohes Ufer, besonders nach der Barbarey hin. Noch fürchterlicher aber sieht das Land aus, welches dahinter liegt. Man erblickt nichts als hohe Gebirge, deren Spitze fast unausgesetzt mit Schnee und Eis bedeckt sind. Das Eis bringen die Einwohner dasiger Gegend haufenweiß nach Gibraltar zum Verkauf, wo man es denn in die Keller legt, damit sie in der größesten Hitze des Sommers einen kühlen Trunk haben. Man hat bemerkt, daß das Wasser in den dasigen Brunnen nie so kalt sey, als in Teutschland; das Seewasser hingegen ist weit kälter. Von Ebb'

und Fluth weiß man dort nicht viel; nach den genauesten Beobachtungen ist sie fast unmerklich.

Nach dieser kurzen Ausschweifung, die für manchen Leser gewiß nicht ohne Nutzen gewesen seyn wird, fahre ich nun ununterbrochen in meiner Geschichte fort:

Der 8te Julius war der unglückliche Entscheidungstag. Wir fuhren auf die Festung zu gegen den Hafen hin, wo uns ein Regen von Kugeln und allerhand Geschütz empfieng. Aber wir achteten nicht darauf; denn da unsere armirten Böte sehr tief im Wasser giengen, so flogen die Kugeln alle über unsern Köpfen weg. Und wenn auch einige davon auf das Verdeck fielen, so konnten sie uns wegen des Eisens, das uns deckte, nichts schaden. Desto mehr verursachten wir der Stadt, welche klein ist und ganz in der Tiefe liegt, durch unser Bombardement Schaden. Es war gegen Mittag, als die englische Besatzung von dem Löschen der Häuser, die in Brand gerathen waren, etwas ausruhete. Aber die mehresten Soldaten giengen deshalb nicht müssig. Sie fertigten eine große

Anzahl feuriger Kugeln (Bala roxa) die sich vermittelst ihrer kleinen und scharfen Wiederhaaken, an unsere schwimmenden Batterien fest anhängten, und dann die brennbare Materie, welche unter der eisernen Platte lag und aus Stroh und gequetschtem Hanf bestand, in Brand steckte. Die Flamme ergriff sogleich die Seegel und richtete auf unsern Fahrzeugen Tod und Verderben an. Die Juden in Gibraltar waren die Erfinder dieser Kugeln, wofür ihnen Elliot mancherley Freyheiten auswirkte.

Wir standen bis auf einige wenige, die sich bey Zeiten zurückgezogen hatten, plötzlich in vollen Flammen. Wahrlich ein höchst trauriges Schauspiel! Ueberall erblickte man schwimmende Körper, an denen die Kleidungsstücke brannten. Auf den übrigen Fahrzeugen hörte man bald da bald dort das furchtbare Krachen des Pulverrestes. Was sich nun noch rühren konnte, vertrauete sich den Wellen an und die Fahrzeuge, die noch unbeschädiget im Hafen lavirten, wurden von einer Menge sich daran klammernder Hülfloser so stark beladen, daß die schon darauf befindliche Mann-

schaft den Sukkurs mit Säbeln und Bajonetten verhindern mußte, um nicht selbst in den Abgrund gerissen zu werden.

Elliot blieb hier dem ursprünglichen Karakter seiner Nation getreu; er handelte menschlich und großmüthig, befahl verschiedene Böte auszusetzen, welche die Unglücklichen mit Haaken und Stricken auffangen mußten, ließ sie dann (es waren gegen 500 Mann) nach Gibraltar bringen und kam denjenigen, die schon eine Quantität Seewasser eingeschluckt hatten und durch die Flamme an ihrem Körper beschädiget worden waren, durch kluge Aerzte und Mittel zu Hülfe.

Unter den letztern befand auch ich mich. Als wir ankamen, fragte uns Elliot, was für Heilige uns getragen hätten? Denn jede von den schwimmenden Festungen hatte den Nahmen eines Heiligen. Die, auf welcher ich mich befand, hieß San Antonio. Er bemerkte jetzt etwas spöttisch, daß seine Feuerkugeln mehr Kraft gehabt hätten, als unsere Heiligen. Die Anzahl der Unglücklichen war für die Lazarethe so groß,

daß man viele davon in besonders dazu aufgeschlagene Zelter bringen mußte.

Ich kann betheuern, daß ich in den sechs Wochen (so lange lag ich hier gefangen), mich nicht satt gegessen habe. Die starke Besatzung, welche Tag und Nacht beschäftigt war (in 24 Stunden ruheten bisweilen vier und vier aus), bekam nur die halbe ordinäre Schiffsration und wir — den vierten Theil derselben. So groß nun auch der Mangel an Lebensmitteln war, so wenig Hoffnung blieb uns übrig, dieses Uebel bald gemindert zu sehen; es wurde vielmehr immer größer, da man öfters selbst für sein baares Geld nichts haben konnte. Trotz dem allen trieb die Gewinnsucht und Armuth der benachbarten Orte verschiedene Wagehälse an, allerhand Lebensmittel hinein zu führen, ob ihnen dieß gleich bey Lebensstrafe verboten war.

Wir wurden am 31. Julius 1782 auf englischen Fahrzeugen wieder nach dem spanischen Lager abgeschickt, ohne daß der Feind die Auswechselung beobachtet hätte, weil der englische Commandant nur froh war, daß er uns los ward, indem die Le-

bensmittel stündlich schmäler wurden. Aber im Monat August liefen unter Begünstigung eines heftigen Sturms 2 Fregatten, die eine Menge Proviantschiffe bedeckten, glücklich im Hafen ein, welches die spanische Belagerung zu Wasser und zu Lande, nebst den 6 französischen Infanterieregimentern, nicht verhindern konnte. Man sagt auch, daß der Admiral Don Pedro Castijon mit den Engländern einverstanden gewesen wäre, welches mir um so wahrscheinlicher vorkommt, da die Schiffe San Joseph und La Concepcion, welche die Vorposten versahen, Befehle erhielten, bis auf weitere Ordre keinen Schuß zu thun. Vielleicht zwang den Don Pedro das Weiberregiment dazu, denn er war mit einer Engländerinn verheyrathet, die aus Liebe zu ihm i. J. 1779 zu Madrid den katholischen Glauben annahm. Dem sey nun, wie ihm wolle; kurz er wurde nach Madrid berufen und der Marquis de Cordora erhielt statt seiner das Commando über die Schiffe.

Am 15. Julius fuhr ich mit etlichen Wagen Kranker und Verwundeter nach San Roque ab. Unter dem Truppe befand sich ein gewisser Wachtmeister Manholt, der sich während dieses Feld-

zuges ein schönes Stück Geld erobert hatte. Da er nun spührte, daß er an seinen Wunden ohnfehlbar sterben würde, so vermacht' er mir, als seinem Landsmann (er war aus Weißenfels gebürtig) an baarem Geld und andern Effekten etwas über 300 spanische Thaler (Piaster). Das Testament wurde durch die Unterschrift dreyer Zeugen bekräftigt. Ich nahm also mein rechtmäßiges Eigenthum in Empfang. Der Spitalgeistliche, der bey solchen Gelegenheiten ein wachsames Auge hat, erfuhr dieß kaum, als er von mir den Willen des Verstorbenen zu lesen begehrte. Ich gab ihm das Instrument. Er warf einen Blick hinein und sagte dann ziemlich trotzig: „Diese Erbschaft gehört dem Spital, da die nöthige Unterschrift von Padre Maestro des Spitals fehlt." Ich beklagte mich deshalb bey dem kommandirenden General und scheuete keine Kosten, mein Eigenthumsrecht geltend zu machen, allein General Crillon bestimmte mich unwiderruflich zur Auslieferung des Vermächtnisses an die Behörde. Der geizige Pater wollte mir davon einen Piaster als Trinkgeld zurückgeben; mit Verachtung warf ich ihm denselben vor die Füße.

Wir wurden mit frischen Truppen verstärkt und nun giengen alle Tage gegen 500 Arbeiter längs der Linie durch einen verdeckten Weg gegen die Batteria de los turcos (Türkenschanze), um Oeffnungen in den Felsen zu machen, diese mit Pulver anzufüllen und dann den größesten Theil davon in die Luft zu sprengen. So behutsam und still auch dieß Geschäft vollzogen ward, so erlitten wir denn doch täglich von der Festung aus, an der wir bey 200 Schritte lang vorbey passiren mußten, bis wir den verdeckten Weg erreichten, einen starken Verlust. Endlich, da wir mit Müh und Fleiß den Felsen über zwey Varas (1½ Dresdner Elle) durchbrochen hatten, kam (im Monat März 1783) der Friede zwischen England, Frankreich und Spanien zu Stande.

Unser Regiment erhielt Befehl nach Cadix zu marschiren. Wir kamen am 29. April dort an, nachdem wir über San Rogue, Algerizirας, Campo d'Tariffa und Veger (zusammen 28 teutsche Meilen) unsern Marsch genommen hatten. Die Stadt ist alt und berühmt und liegt auf einer Halbinsel. Man findet darinnen eine Niederlage

von Indischen und Afrikanischen Waaren und in dem kostbaren Kaufhause (La Aduana) liegen die Varras de Oro y plata (Gold- und Silberstangen) die aus Peru und Mexiko kommen und alsdann in die königlichen Münzen abgeliefert werden. Glaubwürdige Personen haben mich versichert, daß dem König nach Abzug aller Kosten von 100 Thalern nicht mehr als zehn zum freyen Gebrauch übrig blieben. Die Stadt ist ziemlich weitläuftig und wurde von dem Grafen O-Reilli, der als Vice-König von Andalusien hier seinen Sitz nahm, im Jahr 1769 mit sehr geschmackvollen Häusern versehen; die Stadt hat ihm viel, besonders aber ihre Reinlichkeit und eine bessere Polizeypflege zu danken. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 85,000 Köpfe, unter deren sich doch nur 3000 gebohrne Spanier befinden. Der Ort wimmelt von teutschen, französischen und italienischen Kaufleuten. Auch die Engländer besitzen hier eine ansehnliche Faktorey. Man sieht die Eigenthümer davon als Eingebohrne an. Außer den Cisternen, die sich mit Regenwasser anfüllen, befindet sich in der ganzen Stadt kein einziger Brunnen. Das trinkbare Wasser bekommt sie von Puerto Santa

Maria, an der andern Seite der Bay, 3 Seemeilen von Cadix. Zu dem Ende wurde eine eigene Gesellschaft gegründet, welche, unter einem Oberhaupte stehend, die Stadt mit Wasser versorgt. Für jede Barrilla (Fäschen) die ohngefähr einen Leipziger Eimer hält, muß man 1 Reale (6 Kreuzer kays.) zahlen. Den Truppen, welche hier in Besatzung liegen, läßt der König, laut der Musterung, täglich einen Kreuzer zur Anschaffung ihres Trinkwassers auszahlen.

Von der Landseite ist Cadix sehr stark befestigt. Die Mauern und Bastayen, welche bey Meeresstürmen sehr viel leiden, sind fest und dauerhaft gebauet. Die Ausfuhr der goldenen und silbernen Münzen ist sehr eingeschränkt. Schon eine Summe über 30 Piaster (Pieza de España) muß hier weit stärker verzollt werden, als in dem übrigen Spanien, deshalb wird, trotz der Mauthdiener, viel Schleichhandel getrieben. Am San Pedro-Fluß, eine Stunde von Cadix, liegt das feste Schloß Puntales, welches die Landseite sehr gut vertheidiget. Dieser Fluß, welcher in die Bay von Cadix fällt, bildet aus der Stadt und der

Insel eine Erdzunge. Hier soll nach der Versicherung der spanischen Chronologen ein berühmter Tempel des Herkules gestanden haben. Am Ende dieser Erdzunge liegt noch eine andere feste Batterie, nämlich ein hoher an zwey Ellen dicker Thurm (torre de Ercole), worinnen gemeiniglich zwey Kompagnien Besatzung liegen. Uebrigens zählt man noch sechs gute neue Festungswerke, welche Ferdinand VI. und Carl III. auf der Landseite bis an die Insel Leon (2 kleine Stunden von der Stadt) anlegen ließen. Die Insel mißt 2 Stunden in die Länge und eine Viertelstunde in die Breite. Auf ihr leben gegen 20,000 Seelen. Der Admiral Marquis de Cordova hat hier seinen Sitz; auch wurde im J. 1777 eine Academia nautica für junge Cadetten angelegt, wo sie Schiffs- und Seewissenschaften studieren können.

(Die ganze Provinz Andalusien theilt man wegen ihrer Größe in 4 Reiche, in Cordova, Jaen, Sevilla und Andujar. Diese werden quatro reynos de Andalusia genannt. Sie hat einen guten, fetten Boden, erzeugt viel Olivenbäume, Korn, besonders aber Waizen, treibt

Viehzucht und zieht vorzüglich schöne Pferde. Der Herzog von Medina Celi, ein spanischer Grand von der ersten Klasse, hat hier vier Stutereyen anlegen lassen, aus denen er jährlich 12 Stück Pferde als Zins dem König steuern muß. — Sevilla ist die Hauptstadt von ganz Andalusien. Sie liegt am Fluß Guadalquivir, welcher hier schiffreich ist und sich bey dem Städtchen Cabezas in den Ocean ergießt. Die Einwohner treiben einen starken Handel mit Seide. Die Weinberge sind mit lauter Maulbeerbäumen (Morera) bepflanzt, doch ist der Wein (ein weißer) sehr schmackhaft und gesund. Die Weinreben erreichen kaum die Höhe einer halben Dresdner Elle. — Der Nationalkarakter ist, unpartheyisch geurtheilt, Hochmuth und Trägheit — die letztere mag eine Folge des heißen Klima seyn. Die Städte und Flecken sind mit Menschen angefüllt, und dennoch können sie sich nicht entschließen, die noch häufigen Wüsten und öden Steppen (Sierras) anzubauen. Carl III. bevölkerte die öde Gegend dieser Provinz im J. 1769 mit Elsassern, Flamändern und Teutschen, besonders Schwaben. Die Hauptstadt ist Carolina. Vorher zerfloß

die ganze Landschaft in eine Kette von Bergen, mit dickem Gebüsch verbunden, in dem sich nichts als Raubgesindel aufhielt. Aus den unebnen Wegen haben sich nun bereisbare Landschaften gebildet, eine weite Strecke hinaus (von Andujar bis Ecija, 30 teutsche Meilen) findet man kleine Flecken, Dörfer und mit unter einzelne Häuser zwischen angenehmen und fruchtbaren Bäumen romantisch versteckt. Die Landesbewohner nähren sich eines Theils vom Vieh- (besonders vom Schweine-) Handel. Die Schweine mästen sie besser als die Spanier. In den ebenen Gegenden bauen sie auch eine Menge Waizen und auf den Bergen einen rothen Wein. Bey Carolina wächst noch besonders viel Obst, Citronen und Pomeranzen.)

Im Jahr 1784 erhielten wir Befehl, uns nach den kanarischen Inseln einzuschiffen. Diese Inseln liegen, wie bekannt, im atlantischen Meere gegen die Küste von Biledulgerid in West-Afrika, und sind besonders fruchtbar an Wein und Zucker. Man giebt gemeiniglich 17 an; denn die andern kleinen rechnet man nicht, weil sie unbewohnt sind.

Wir langten nach einer glücklichen Fahrt mit 4 Regimentern Fußvolk, einem Korps Artillerie, welche auf den Linienschiffen Medio Mondo, el invicible, den Fregatten St. Rufina, el Vencedor, und den 3 Xabequen St. Carlos, La flor de Murcia und San Eugenio waren, glücklich in Teneriffa an, nachdem wir 3 Monden und 16 Tage auf dem Meere zugebracht hatten, während daß mancher Kranke von uns seine letzte Wohnung in den Wellen fand. Wir hatten das Unglück, daß unser Kataluner Wein, welchen wir noch in Cadix einbarquirten, zu Essig ward, woran der Ranzionero (Schiffsverpfleger) Schuld war, indem er den Wein in neue Fässer hatte füllen lassen. Dieß kann der Wein dieser Art nicht vertragen. Blos in alten Fässern bleibt er süß und gut.

Schon 100 Meilen vorher sahen wir den ungeheuren Berg, der eine Stunde ostsüdwärts von dem Hafen gegen Laguna zu lieget, und von den Spaniern *el pico de Teneriffa* (der Schnabel von Teneriffa) genannt wird. Unser Schiffsvolk war genöthiget, Quarantäne zu halten, weil wir im Hafen, im Verdacht ansteckender Krankheiten,

Anker geworfen hatten. Das Land ist fruchtbar und treibt starke Handlung mit den Engländern, die auch Faktoreyen in Orakasia (eine der vorzüglichsten Städte) besitzen. Unter den Landesprodukten zeichnet sich besonders ein guter Malvasier-Wein und die Datteln aus, welche hauptsächlich in Laguna (wohin mein Regiment zu liegen kam) sehr schön erbauet werden. Man hat hier des Jahres eine doppelte Aerndte, und wenn in den Monaten November und December das Laub fällt, so schlägt es beynahe zu eben derselben Zeit auch wieder aus.

Die schönsten Büffelochsen werden in den Waldungen von Teneriffa und Laguna gezogen, von welchen dann die Spanier die Häute in großer Menge nach Europa bringen. Wir haben einen Kopf nebst dem Geschlinge und den Füßen für einen hiesigen leichten Groschen gekauft. Das Wasser ist nicht ganz ungesund; es führt einen Salpetergeschmack bey sich. Auf allen Inseln zusammen befinden sich 26 Manns- und 12 Frauen-Klöster, ohne die Pfarrkirchen. Die Inseln, welche im Umfang 40 Stunden betragen, sind

außer einigen kleinern, welche der amerikanischen Küste zuliegen, gut bevölkert und haben mit unter sehr reiche Einwohner. Von Laguna wurde ich nach Seozin versetzt, wo ich aber wegen der vielen Sümpfe ein sehr ungesundes Klima fand. Man bauet hier eine große Menge guten Reis, von dem die Engländer hier und in Santa Cruz beträchtliche Niederlagen führen. Besonders schön ist die Baumwolle in der Gegend von Santa Cruz.

Im Jahr 1786 bekam unser Regiment Reding und eine Anzahl von den Artilleristen Befehl, uns nach Zeuta einzuschiffen, weil die Marokkaner den dortigen Hafen beunruhigten. Den 6ten Julius giengen wir unter Segel. Da der Wind sehr günstig wehete, so sahen wir gegen die Dämmerungszeit schon nichts mehr von den kanarischen Inseln. Gegen eilf Uhr des Nachts, als ich eben auf meiner mit Stricken aufgehängten Matratze (Colchon de Mar) ein wenig eingeschlummert war, hört' ich auf einmahl ein Getöse und ein Hin- und Herlaufen im Schiffe. Ich empfand nicht die mindeste Neigung, mich nach der

Ursache desselben zu erkundigen, weil ich auf diese Art mir eine ungünstige Antwort zu ersparen suchte; denn es giebt kein gröberes Schiffsvolk, als das spanische, welches um so natürlicher zu erklären ist, da man aus Mangel anderer brauchbarer Leute öfters die verruchtesten Bösewichter aus den Staatsgefängnissen dazu nimmt. Und was verursachte endlich den Lärm? Eben ein solcher Bösewicht hatte einem teutschen Soldaten von zwanzig Jahren eine die Menschheit schändende That zugemuthet. Der Jüngling, der diese entehrende Sünde vielleicht kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, schauderte unwillkührlich zusammen, sträubte sich gegen das Bubenstück aus aller Kraft, und gab dem Bösewicht, als er ihn zu der scheußlichen That dennoch zwingen wollte, einen so derben Schlag aufs Auge, daß es hoch aufschwoll und sich den andern Tag entzündete. Der Bösewicht hingegen zog aus Rache ein spitziges, zweyschneidiges Messer und durchstach damit dem Unglücklichen das Herz. Ich sprang zwar sogleich von meinem Lager auf, um dem Verwundeten Rettung zu bringen, allein es war keine Hülfe möglich — schon nach einigen Minuten gab er den

Geist auf. Da dieser Mord nahe bey dem Verpflegungsort der Kranken begangen ward, so wurde der Verbrecher sogleich in Arrest genommen und nach den Gesetzen des Seerechts drey Tage darauf hingerichtet. Man steckt bey solchen Gelegenheiten eine Flagge von schwarzem Sammet aus, zieht den Delinquenten an einem Stricke am mittlern Mast hinauf und hängt eine große Quantität Eisen an seine Füße, welches die Knochen aus ihrer Lage reißt und seine Quaal verlängert. Das so eben berührte Verbrechen (welches besonders in dem maurischen Gebiete zur herrschenden Galanterie geworden ist) bewog den Monarchen, durch ein scharfes Edikt das Schlafen der Mannspersonen bey einander vom 7ten Jahre an zu verbieten. An die Truppen ergieng 1770 der nämliche Befehl, und jedes Individuum erhielt sein eigenes Bett. Ich habe die gräßlichen Folgen dieser unauswezbaren Leidenschaft, wenn sie einmahl Wurzel gefaßt hat, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt. Die Kur ist schwer, schmerzhaft und nur selten gründlich. Die spanische Inquisition, welche heut zu Tage blos noch eine Verbesserin der Sitten (Tribunal de los Costumbres) genannt

wird,

wird, hat darauf ein sehr wachsames Auge, und wird nun vollends bey der jetzigen Aufklärung Spaniens ihren Zweck sicher erreichen.

Bisher war unsere Fahrt von den günstigsten Winden unterstützt worden, als wir aber gegen die Höhe von Zeb und an die Grenze von Algier kamen, erhob sich auf einmahl ein Süd-Nord, der unser Schiff mit so gewaltigen Stürmen gegen Norden forttrieb, daß uns ziemlich bange ward. Um Mitternacht entdeckten wir zwey algierische Fahrzeuge, welche der Commandant durch ein Sprachrohr anrufen ließ. Zwar zogen sie spanische Flaggen auf, auch antworteten sie in unserer Mundart, allein der Commandant ließ sich dadurch nicht täuschen, sondern befahl der Mannschaft, Feuer auf sie zu geben. Jetzt wurde es so finster, daß einer dem andern in die Augen greifen konnte. Die Mohren lößten ebenfalls auch einige Kanonen, doch eben auch ohne Nutzen, wie wir, weil wir beyde von einander zu weit entfernt waren. Nach ausgeworfenem Senkbley, wodurch wir der Tiefe und Gegend versichert wurden, beschloß der Seerath einstimmig, die Anker fallen zu lassen und

den Tag abzuwarten. So war denn alles zum Streit fertig. Allein am Morgen hatte sich der Feind gegen Algier gezogen, weil er sich, wie wir nachher erfuhren, von einer Maltheser Galeere und einem spanischen Kriegsschiff verfolgt sahe. Der Kapitän ließ nun die Anker wieder lichten, zumahl da wir einen mittelmäßigen Südost hatten. Gegen 3 Uhr Abends liefen wir wohlbehalten in den Hafen von Zeuta ein. Wir fanden dort schon alles wieder in Ruhe, mithin war unsere Gegenwart ganz unnöthig. Indessen hatte der dasige Commandant bereits Befehle erhalten, uns in die Bay von Cadix zu schiffen. Wir kamen auch drey Tage darauf in der Dämmerung dort glücklich an. Hier lagen schon wieder neue Ordres für uns in Bereitschaft, denn kaum waren wir ans Land getreten, als wir den Befehl erhielten, auf Madrid zu marschiren. Des Reisens war kein Ende. Ueberhaupt müssen sich dieß die ausländischen Regimenter gefallen lassen. Ich weiß Fälle, daß manches Regiment binnen zwölf Monaten fünf bis sechsmahl die Garnison verändern mußte.

Von Cadix bis Madrid rechnet man 100 Leguas (eine spanische Legua beträgt eine teutsche

Stunde) oder 50 Meilen. Unser Regiment brach eigentlich den 18. Febr. auf. Da ich aber bey den Kranken zurückbleiben mußte, so gieng ich erst etwas später, nämlich den 12ten April 1787, nach. Auf dem Marsche gesellte sich die Wittwe eines Wachtmeisters, der vor Gibraltar geblieben war, zu mir, und suchte jede Gelegenheit auf, um sich mir gefällig zu machen. Da sie gegen 300 spanische Thaler und überdieß eine artige Garderobe bey sich führte, wozu sie sogar einen eigenen Wagen hielt, so glaubte sie durch diese Lockung meiner Liebe gewiß zu seyn. Ein jeder andere an meiner Stelle würde dieser Frau, die, außer der klingenden Münze, wirklich recht viele Reize hatte, und mit einem schlanken einnehmenden Wuchse des Körpers eine ungemeine Artigkeit verband, mit Freuden seine Hand am Altar gereicht haben, nur ich empfand nicht die geringste Neigung zu einer solchen Veränderung, und schlug mithin alle Anträge dieser Art hartnäckig aus. Indessen hatt' ich doch eine recht gute Reisegefährtin an ihr. Sie kam allemahl vor mir in der Venta (so nennt man die einzelnen Aubergen auf der Heerstraße) an und harrte dort mei-

ner mit einer guten Bewirthung. Sie nannte mich su Dueño (ihre Herrschaft) und kam mir, wenn ich anlangte, meistens mit einem schmackhaften *Arroz con carne ó pescado* (Reis mit Fischen oder Fleisch) oder einer wohlschmeckenden Olla entgegen. Eine solche Olla ist ein Topf mit Schaaf- oder geräuchertem Fleisch, ein Stück Knackwurst (Choriza) mit Reis, Caravanzas mit den gehörigen Gewürzen, welche man in Andalusien bis zum Ueberfluß genießt, zu einer gehörigen Brühe kochen läßt, welche dann die Suppe ausmacht. Je näher man gegen Madrid kommt, je häufiger trifft man diese Ollas an. In den Posaden (Gasthäusern) sieht man öfters 80 und mehrere bey dem Feuer stehen, und zwar zu ganz verschiedenen Preisen. Auf andern, weniger gangbaren Heerstraßen aber ist man genöthiget, die Eßwaaren mitzubringen, wo alsdann die Wirthin (Posadera) sie um den schon bestimmten Preis zuerst zubereitet, oder ist das nicht der Fall, so muß man mit einem Paar Sardellen, einem Serak (Art Hering, nur schärfer von Geschmack als die hier zu Lande, und mit Schuppen versehen), Wein und Brod vorlieb nehmen. In den Provinzen

Andalusien, Catalonien, Biskaija, Navarra rc. hat man dieß nicht nöthig, weil es dort den Posaden nie an Lebensmitteln gebricht. Ueberhaupt hat man seit sechs Jahren, seit der Friede mit den Franzosen geschlossen ist, durch ganz Spanien eine gute Einrichtung für Reisende getroffen, die ehedem freylich erbärmlich genug war. Auch die Chausseen werden ganz nach französischem Fuß behandelt. Man pflanzt auf beyden Seiten Bäume, von deren Wachsthum man sich um so gegründetere Hoffnung machen kann, da alle zwey oder drey Stunden weit Wohnhäuser angebauet sind, wo sich die Guardias del Camino (Weghüter) aufhalten, welchen zugleich eine genaue Aufsicht über die Bäume aufgetragen ist. Dabey führen sie Eiswasser (welches die Spanier des heißen Klimas wegen für eine große Delikatesse halten), Wein und Brandewein zum Verkauf.

Wir nahmen unsern Marsch über Utrera, Pinzoleta, Osuna und andere kleine Oerter in der Landschaft Andalusia. Das letztere ist ein artiges Städtchen mit einer Universität, und gehört dem Herzog von Osuna. Auf dieser Fami-

lie beruhet das Recht, daß, wenn ein Sohn da ist, derselbe Obrist der spanischen Leibgarde (Guardias españoles) wird. Ist aber kein männlicher Zweig vorhanden, so werden dem König zwey aus andern Häusern vorgeschlagen, wenn sie anders Granden der ersten Klasse sind. — Von da kamen wir nach Ezija, wo wir Rasttag hielten. Meine angenehme Gefährtin, die aus Barzelloneta gebürtig war, macht' auf ihre eigene Kosten die Köchin in meinem Quartiere. Ich erzeigte ihr dafür auch eine Gefälligkeit, und gab sie bey dem Alkalde (Richter), der die Quartierzeddel giebt, für eine Regimentsfrau aus, deren Mann schon voraus gegangen sey. (Die Stadt liegt an dem kleinen Fluß Xenel. So klein sie ist, so groß scheint ihr Umfang zu seyn. Es ist aber blos Schein, da die Felder und Gärten zwischen den Wohnungen liegen. Hier soll, heißt es, die beste Pferdezucht in ganz Andalusien getrieben werden.) Drey Tage darauf kamen wir nach Carolina. Bis Cordova fand ich die schönsten Waizen- und Wein-Felder und Olivenbäume, die in großer Menge gegen die Gebirge zustehen, welche an der Nordseite der Stadt eine Kette bil-

den und Sierras morenas (mohrische Wildniß) genannt werden. Man holt die Bäume von hier in andere Provinzen ab. Ich habe von Cadix aus bis zum Eingang der Provinz la Mancha 9 — 10 Oel-Mühlen angetroffen. (Die Andalusier schmelzen ihr Zugemüse allezeit mit Oel. Man thut dieß auch in den vornehmsten Häusern Spaniens, sobald man kein Fleisch kocht. Sie wissen dasselbe, wenn es im heftigsten Kochen ist, mit einigen Brosamen so geschickt abzudämpfen, daß es dem Geschmack der besten Butter wenig oder nichts nachgiebt. Von Buttermachen weiß man hier überhaupt gar nichts, außer auf großen adlichen Gütern. Und das kommt daher, weil wegen der Glut des Klimas das Gras keine sonderliche Höhe erreicht, mithin alle Weide mangelt.)

Die alte Stadt Cordua, welche noch römische und maurische Mauern, enge Gassen und schlechte Häuser hat, ist sehr alt und liegt in einer freundlichen Ebene am Flusse Guadalquivir, über den eine äußerst kostbare Brücke von 24 Bogen führt, an welcher man uralte Inschriften von den Jahren 759 und 800 findet. Unter den vielen und

prächtigen Kirchen ist die Kathedralkirche die älteste, kunstreichste und sehenswertheste. Ich besuchte sie auf Anrathen des Kapitän Gobenstein, der in englischen Diensten stand, und in der Absicht von Gibraltar abgereist war, um Spanien zu bereisen. Ich fand in ihm einen besonders guten Mathematikus, der sehr viel über Architektur gelesen und gesammelt hatte. Diese Kirche war sonst eine Moschee, welche im J. 850 von einem maurischen König (dessen Nahme mir nicht gleich beyfällt) erbauet wurde. Die Säulen sind aus feinem Jaspis und Marmor gehauen und bilden 39 Reihen, die von einer fast eben so großen Anzahl kleinerer durchkreuzt werden. Die ganze Kirche ist, nach dem Bericht eines königlichen Ingenieurs, der uns auf diesem Spatziergang begleitete, 190 Varas (214 Ellen) lang und eben so viel breit. Sie hat 20 Thüren, eine große Menge Gewölber und 72 Fenster, deren Scheiben mit allerhand Historien aus der Vorzeit bemahlt sind. Die Farben verdunkeln zwar die Kirche einigermaßen, aber dennoch fällt noch immer Licht genug durch einen sehr weiten runden Thurm (Copola), welcher mitten in dem Gewölbe steht, in den Dom. Das

Innere schmücken 42 Altäre mit großen Zierrathen und köstlichen Arabesken von entschiedenem Werthe. Unter dem Boden befinden sich ebenfalls eine ziemliche Anzahl Säulen und Altäre — kurz! die ganze Kirche bildet ein Labyrinth von Säulen, Bögen, Gewölbern und Altären, Beichtstühlen, Bildhauer- und Mahler-Arbeiten, aber alles in altem Geschmack, einige Denkmähler ausgenommen, unter denen die Ueberreste verdienter Männer und reicher Edelleute (Hidalgos) schlummern. Von den Einkünften dieser Kirche leben mehrere Kanonici. Der Dechant davon ist Grand de España. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht im Baue des Oelbaums und im Roßhandel. Um die Stadt herum giebt es auch eigene Stutereyen, welche Pferde ziehen, die sich besonders im Geschwindlaufen auszeichnen. Man nennt sie raza barbara (barbarische Zucht). Unter den Seidenfabriken, die hier in großem Flor stehen, fand ich mehrere sehr ansehnlich. Die meisten übertreffen die von Sevilla und Valencia und thun beyden großen Abbruch.

Von hier kamen wir nach der Venta Carpio. Das Dorf Carpio liegt auf einem hohen

Berge, eine halbe Stunde von der Heerstraße. Hier ließ ich für meine Kranken Reis kochen. Man röset ihn vorher in siedendem Oele, gießt dann das nöthige Wasser darauf, läßt es bis zur Hälfte einkochen, fügt eine gute Portion schwarzen Pfeffer (Esperia), Safran und Würz-Nelken hinzu, entzieht ihn dem Feuer, deckt ihn wohl zu und läßt ihn dann eine Viertelstunde lang stehen. Er wird nach und nach so dick, daß man ihn schneiden kann. Die Spanier lieben dieses Gericht sehr, und ich selbst hab' es sehr nahrhaft und schmackhaft gefunden.

Von der Venta Carpio aus reist man ganzer 6 Stunden, ohne einen bewohnbaren Ort anzutreffen, etliche Häuser der Bäum' und Wegaufseher ausgenommen. Auf diesem Wege traf ich wieder eine große Menge Oelbäume und hie und da ein Stück bebauetes Land, viel Feigen- und Carofas-Bäume an. Hier zu Lande wächst auch das sogenannte Johannisbrodt, welches man in den teutschen Apotheken verkauft. Die größte Fläche lag unbebauet und verödet da, welches mich oft bitter schmerzte. Hätten, dacht' ich dabey, doch nur deine teutschen Landsleute ein Stück

solches Feld, wie köstlich würden sie den reichen, fruchtbaren Stoff benutzen. Selbst Eingebohrne, die mit ihren Eseln (deren es hier eine große Menge giebt), um Wein zu holen, nach der Provinz la Mancha giengen, sagten mir unter andern: „Acqui faltan braros, la tierra está muy fertil, peró si Dios quiere alcanzaremos tod o debaxo lá Proteccion de nuestro Catolico Monarca, d. h. Hier fehlen die Arme; das Erdreich ist sehr fruchtbar, aber mit Gottes Willen und unter dem Schutze unseres Monarchen werden wir alles vermögen.“

Am zweiten Tage kamen wir nach Lavisa, als den Eingang in die la Mancha. Wer kennt diesen Nahmen nicht aus Cervantes Don Quixotte? Sonderbar ist es doch, daß, so gewiß Meister Don Quixotte nur ein fabelhafter Herr sind, dennoch die Einwohner von la Mancha das Abentheuerliche sehr lieben. So zeichnen sie sich z. E. durch ihr Barttragen aus — sie tragen ihn einen ganzen Monat, ehe sie ihn abnehmen lassen. Das Land ist reich an Weinen und Schaafen, welche noch besser gedeihen würden, wenn die Weide nicht gar zu mittelmäßig ausfiele. Die Einwoh-

ner sind arm und äußerst bigott. Von Michael bis Ostern ißt alles, was eine menschliche Zunge hat, Ziegenfleisch. Die ganze Provinz, welche in die obere und untere (la mancha arriba, y abajo) getheilt wird, hält 37 Leguas in die Länge. Man trift hier eine Menge Klöster an, von denen der Bernhardiner- und Benediktiner-Orden sehr weitläuftige Güter besitzen.

Santa Cruz, fünf Leguas von hier, gehört dem Markis gleiches Nahmens und ist ein mittelmäßiger Flecken, wohin aus den nördlichen Provinzen Spaniens, besonders von Alt- und Neu-Castilien, viele Heerden Schaafe bey Winterszeit zur Fütterung getrieben werden, und wo sie dann bis zum Ausgange des Monats April bleiben. Ich traf hier viel Frucht- besonders Gerstenfelder und auch ebenes Land an. Auf den wenigen Höhen weideten Schaafe und Ziegen, wohl 4 bis 500 Stück beysammen, welche den ganzen Winter hindurch in eingeschlossenen Bezirken übernachten, da die Witterung immer gelind bleibt.

Besonders bekannt ist das Land von Santa Cruz bis Manzanares, wegen der überaus guten

Maulesel. Das Wasser auf dem flachen Lande ist schlecht und überdieß rar. Man gab mir, wo ich es forderte, allemahl Wein, den man hier wenig achtet. Links und rechts erblickt das Auge Weinberge, Weinland, etliche Oel- und Carofas-Bäume, wenig Kornbau, viel Gerste und Maiz (türkischen Waizen). Als Bedeckung liegen hier sechs Kompagnien von den königlichen Karabiners. Das ganze Korps besteht aus 18 Kompagnien. Sie tragen etwas feineres Tuch als die übrige Reiterey, drey Finger breit silberne Borden auf den Rockbatten und reiten die schönsten Pferde von Andalusien. Diese ganze Brigade bleibt bestimmt in la Mancha und kommt nie heraus, außer, wenn der König ins Feld geht. Und wenn geschieht das? — — —

Von Manzanares kamen wir auf eine große Venta, wo wir übernachteten. Einen Tag darauf auf ein Dorf Villa aharta mit Nahmen. Hier erhielten wir den Wein beinahe umsonst. Ach! wie oft wünscht' ich mir eine Schüssel teutscher Kost dazu! Die nächste, 6 Stunden weit von hier gelegene, Station war Tembleque.

Land und Sitten glichen den schon beschriebenen. Der Ort ist groß und weitläuftig und die Einwohner leben von Wein- und Seidenbau. Der letztere giebt zwey sehr ansehnlichen Fabriken hinlängliche Arbeit. Meine artige Catalonierin bestand hier ein kleines Abentheuer. Sie quartirte sich nämlich mit einem artigen jungen Teutschen, der sich für ihren Mann ausgab, in ein Gemach ein. Allein die Wirthin, welche an der Wahrheit dieser Aussage zu zweifeln Ursachen gefunden zu haben vorgab, meldete dieß dem Alkalde des Ortes. Auf einmahl erschien dieser mit seiner Amtsmiene und fragte den Soldaten: Eſt á V. M. caſádo, con eſta Señora? (Bist du mit dieser Frau verheyrathet?) — Si Señor! (Ja mein Herr!) — Jiene V. M. ſú feé de Matromonio? (Hast du deinen Trauschein?) Der Soldat zuckte die Achseln und behauptete, daß er denselben auf dem Marsche verlohren habe. Nun kam der Alkalde zu mir, und fragte mich auf mein Gewissen, ob die Aussage des Soldaten gegründet sey? Meine Antwort war: Señor mio, io nó lo ſé! (Mein Herr! ich weiß es nicht.) Darauf holte er seinen mit Elfenbein beschlagenen Stab, der in den

Flecken und Dörfern die richterliche Gewalt anzeigt, und sagte: Vá V. M. con migo (Gehn Sie mit mir). Er führte die Angeklagten in sein eigenes Haus zum Schlafen und ließ sie nicht eher wieder weg, als bis wir zwey Tagereisen von dem Orte entfernt waren. Ich habe in keinem Theile Spaniens so viel Bigotterie, eigene Meinungen und dummen Religionseifer angetroffen, als in der Provinz la Mancha. Ich wurde oft auf dem Wege gefragt: Confiesa M. de nuestra Santa feé catolica, y los Soldados tambien? (Sind Sie von unsrer heiligen katholischen Religion, und die Soldaten auch?) Diese Schwachheit abgerechnet, sind sie jedoch Menschen ohne Falsch und von aufrichtiger Gemüthsart. Die Häuser bauen sie schlecht von Lehm und Ziegeln zusammen, das Innere aber ist desto schöner und reinlicher. Den Wänden wissen sie einen äußerst blendendweißen Anstrich zu geben, weil sich in la Mancha viel Kalk- und Thon-Gruben befinden. Für die Hauptzierde eines Zimmers halten sie das Bild eines Heiligen, der sehr ernsthaft an der Wand hängt. Als komische Gemählde hab' ich größtentheils Schildereyen aus dem Ritterleben ihres

Landsmanns, des berühmten Don Quixott's, gefunden.

Von Tembleque aus gieng ich auf einer großen Strecke ebenen Landes, desto weniger gab es Berge, aber viel Maiz und Gerste, Wein im Ueberfluß und mehrere große Dörfer seitwärts der Chaussee bis Ocanna. — Ocanna ist besonders ein sehr großer Flecken, der in den ältesten Zeiten wichtiger gewesen seyn mag, als jetzt. Vor dem Orte steht ein Brunnen, dem man es leicht ansieht, daß er ein altes Denkmahl der römischen Baukunst ist. Selbst die Wasserröhren, Tröge und Wasserhalter zeigen von der Meisterhand, die sie hervorbrachte. Aus einer Inschrift nimmt man ab, daß ihn Philipp II. erneuern ließ. Der Ort selbst gehört den Rittern von Santiago (oder San Jakob). Sie tragen den ältesten von den vier militärischen Orden in Spanien (quatro Ordenes militares), wozu man den Sn. Jiago (San Jacob), den Calatrava, Alcantara und Nuestra Señora de Montesa rechnet. Alle diese Orden genießen gute Einkünfte und ihre Glieder die besten Pensionen auf Lebenszeit. Nur Offiziers, die im Felde fürs Vaterland vorzugsweise stritten, erhalten ihn als eine

eine Belohnung des Verdienstes. Doch giebt es auch Fälle, wo man ihn Geistlichen ertheilt, wenigstens erinnere ich mich, ein Exemplar auf ihren Mänteln gesehen zu haben.

Von Ocanna hatt' ich noch 2 Leguas bis Aranjuez. Dieß ist eins von den 8 königlichen Lustschlössern, welche die Gegend von Madrid schmücken. Es ist das größeste und vornehmste, und liegt auf einer Ebene am Flusse Tajus zwischen Hölzern, Baumpflanzungen, Alleen von Orange und Lorbeerbäumen. Die mehresten davon wurden erst zu meiner Zeit oder doch nur kurz vorher angelegt. Jetzt gleicht die Gegend in der That einem Paradiese, reich versehen mit Schönheiten der Natur und der Kunst. Noch trefflicher wird sie einst dastehen, wenn der Vorschlag des Marquis de Santa Cruz, den er vor meiner Abreise (am 14. April 1803) der Crone machte, vollkommen ausgeführt wird — die herumliegenden kleinern Berge nämlich, zwischen die der Tajus und Xarama fließen, sollen mit Bäumen bepflanzt werden. Dieser Vorschlag meint es besonders mit der Gesundheit gut. Man wird nun dort bey der großen

Gluth der Sonne in den Sommermonaten einen kühlen und schattenreichen Zufluchtsort finden. Der Hof gehet deshelb, weil die Sonnenhitze zu groß ist, auch schon in der Mitte des Monat Junius von Aranjuez nach Madrid zurück.

Die Waldungen werden jetzt auch längst den Ufern des Tajus mit allem Fleiße gepflegt, damit der drückende Mangel des Holzes in Zukunft verringert werde. Man kann sich davon leicht einen Begriff machen, wenn ich die Gewohnheit berühre, daß manche Familie, besonders auf dem Lande, ihr Brodt, aus Mangel des Holzes, auf gedörrtem Pferdemist backen muß. Daher sind auch in Madrid alle Bäckereyen vor den Thoren oder an entlegenen Orten.

Als Philipp III. den Plan zur Erbauung dieses Schlosses entwerfen ließ, so sollt' es ein Viereck geben. Der jetztlebende König will es auch nach diesem Entwurfe umbauen lassen, doch möcht' es damit, nach der jetzigen Lage Spaniens, etwas langsam hergehen. Das Schloß, wie es dermahlen da steht, hat nur 3 Seiten, von Backsteinen aufgeführt und von mehrern großen steiner-

nen Säulen nach der toskanischen Ordnung getragen. Der Canal von Tajus umfließt die Gärten und bildet zwey Wasserfälle, welche die Promenaden angenehm und kühl machen. In den Gärten findet man sehr lange und breite Gänge, mit Ulmenbäumen besetzt, die sich drey- und vierreihig durchkreuzen. Die Hauptbögen können ungefähr 1000 Schritt lang und auf 20 Fuß breit seyn. Die Allee (Alameyda genannt) liegt vor der Stadt Aranjuez und wird ebenfalls von hohen Ulmenbäumen gebildet. Die Länge beträgt eine teutsche Stunde, die Breite 300 Schritte. Die Alleen in den Gärten sind von beiden Seiten mit Hecken eingeschlossen und aller 25 — 30 Schritt mit Ruhesitzen, aus Rasen geformt, versehen. Auch findet der Spaziergänger zur Abwechselung Canapees von Stein, mit einer Decke von Epheu oder Weinreben umschlungen. Zwischen den Hecken und Alleen hat die Kunst allerhand Springbrunnen mit Schnörkeleien von Jaspis und Marmor hingezaubert und in jeder Jahrszeit laden den einsamen Wanderer Gerüche von wohlduftenden Blumen ein. Aber alle diese Schönheiten übertreffen bey weitem die nicht, die ich in den königlichen

Gärten zu Neapel fand. Sie sind, gegen diese gehalten, gleichsam nur eine leise Andeutung der Kunst, was sie vermögen könnte, als eine vollkommene Ausbildung ihrer Kraft und Größe. Ein treffliches Beyspiel von der letztern fand ich auch in den churfürstlichen Gärten zu Manheim, München, Schwetzingen, Carlsruhe, Ludwigsburg 2c. Den Garten der Tuillerien zu Paris, zu Fontainebleau, Saint Cloud 2c., will ich nicht einmahl erwähnen.

Der Pallast Aranjuez wurde von dem berühmten spanischen Baumeister Don Juan de Herrera angelegt, wie ich denn dieß in einem alten Dekret von Philipp III. im Eskurial auf einer mit Glas bezogenen Tafel in Castilianischer Sprache laß. Im Jahr 1780 wurde hier auch ein Barfüsser Mönchskloster auf Kosten der königlichen Schatulle errichtet. Es heißt San Pedro de Alcantara und ist so äußerst prächtig, daß es mit der Aussenseite des Pallastes (d. h. nach Verhältniß) wetteifern kann. Am Ufer des Tajus hat der König ein Bollwerk anlegen lassen, welches zugleich mit einem sehr netten Kastell versehen ist, und

worinnen eine Kompagnie Artilleristen stehet, welchen die Pflicht obliegt, bey allen vorfallenden Feyerlichkeiten Salven zu geben. Uebrigens haben sie alles das zu beobachten, was nur irgend einer Seefestung zukommt. Am Fuße des Kastells ist ein kleiner Hafen angelegt, auf dem sich eine Parthie Gendeln befindet, in welchen der Hof zuweilen Wasserfahrten anstellt. Sie dienen dem Monarchen auch zum Aufenthalt, wenn er sich mit der Fischerey belustiget, um sich bisweilen von der Jagd loszureißen, welche er leidenschaftlich liebt. Diese Liebe zur Jagd ist so groß, daß ihn das allerungestümste Wetter nicht abhalten kann, doch sind größtentheils die Sonn- und Festtage zur Fischerey oder zu einem Besuch in den Gärten bestimmt. Ist der König hier, so zählt Aranjuez über 20,000 Einwohner, aber nach seinem Abgange bleiben kaum noch 7—8000 übrig. Der Aufenthalt des Hofes dauert sechs Monate, nämlich vom Dreykönigstag an bis in die Mitte des Junius.

Von hier kamen wir auf Valdemore, ein mittelmäßiges Städtchen, welches sich durch den

Bau des rothen Weins und einer Cristalfabrik auszeichnet. Bey ihrer Errichtung bediente man sich häufig der Teutsch-Böhmen; jetzt genießen diese ihre Pensionen und die Spanier führen das Werk mit großem Eifer fort. Noch sind hier zwey seidene Strumpf-Fabriken, deren Produkte sehr gesucht werden. — Bey diesem Orte fängt sich Castilla nueva (Neu-Kastilien) an. Man reiset von Aranjuez bis Madrid 7 Leguas, indessen bietet sich an der Heerstraße kein anderer Ort als Valdemore, doch alle Stunden eine Venta dar. Seitwärts liegen viele Dörfer, kaum eine halbe oder eine Stunde von einander entfernt. Zwischen jenen steht viel Korn- und Weinfeld, die Chaussee ist schön und breit, und über den Tajus führt eine kostbare Brücke, an der ich 38 Schwibbögen gezählt habe.

Madrid, die Hauptstadt Spaniens, liegt auf verschiedenen kleinen Hügeln, welche von dem Flusse Manzanares bespühlt werden und der zu Sommerszeit den Waschweibern ihr nöthiges Material liefert. Um die Ufer dieses Flusses, der in den Sommermonaten sehr seicht ist, schlingt sich

ein Kranz von süßduftenden Bäumen, deren schattenreiches Dach eine Reihe erquickender Spaziergänge bildet und die durch mehrere sehr artige mit allen Bequemlichkeiten versehene Weinhäuser doppelten Reiz erhalten. Die Villa (Flecken; so nennt man im Allgemeinen Madrid) wird von dauerhaften, aus spitzigen Feuersteinen erbaueten, Mauern beschirmt, und hat 27 Thore. Doch nur erst seit 18 Jahren sind die Straßen der Stadt gepflastert und auf beiden Seiten sehr bequem mit breiten Steinen versehen, welche die Fußgänger vor den häufig auf- und abrollenden Kutschen in Schutz nehmen. Lobenswürdig ist die Reinlichkeit dieser Straßen — sie wird von der Polizey sehr streng aufrecht erhalten und wetteifert gleichsam mit der hellen herrlichen Beleuchtung des Nachts, denn es brennen auf 45,000 Lampen. Das Clima von Madrid ist während des Sommers unbeschreiblich heiß; man glaubt Feuer einzuathmen; in gleichem Grade aber sind hinwiederum die Wintermonate kalt. Das Gebirge Guaderrama, das sich von Eskurial in einer unabgerissenen Kette um die nördliche Seite der Stadt windet und welches oft bis in die Mitte des Mays

Schnee und Eis decken, mag wohl die Grundursache dieser auffallenden Veränderung seyn. Man hat auch deshalb in Spanien das Sprichwort: En Madrid ay ocho meses Invierno, y quatro infierno (d. h. in Madrid hat man 8 Monate Winter und 4 Monate eine Hölle).

Im Umfang hält Madrid 1½ teutsche Meilen. Zum Besten der politischen Sicherheit ist sie in 8 sogenannte Quartiere (Quarteles) getheilt, wovon jedes Quartier wiederum in 4 Pfarreyen (Paroqías oder Bárrios) zerfällt. Diese Quartiere werden von einem vierfachen Kollegio (das den Nahmen Alcalde de Barrios führt) beherrscht, unter welchem ein Hofrath (Alcalde de Corte) steht, der dem Kollegium alle diejenigen Rechtssachen anzuzeigen befugt ist, welche etwa von wichtigen Folgen seyn dürften. Die geringern entscheidet er selbst. Die noch wichtigern aber, worunter die kriminellen Sachen eine Hauptrubrik ausmachen, werden ohn' Ausnahme dem Supremo Consejo de Castilla vorgelegt, der alle Wochen viermahl zusammenkommt und Session hält. Man nimmt darinnen alle Erz- und andere Bischöffe auf, welche

sich denn auch in ihren Titeln des Zusatzes: del Consejo de su Magestád bedienen. Der jetzige Präsident davon ist der Erzbischof von Granada. Dieser Posten ist überaus wichtig und man findet in der spanischen Geschichte mehrere Beispiele, daß man ihn alten und erfahrnen Generalen der Armee anvertrauete. Außer diesem Kollegio hat auch noch der Stadtrath (El ayuntamiento), dessen Oberhaupt der Corregidor ist und aus mehrern Alkaldes bestehet, seine eigene, abgesonderte Gerichtsbarkeit. Der untere Rath (la Justicia) wacht über die Richtigkeit des Maases und Gewichtes und lässet durch seine Alguaziles (Stadtknechte) die öffentlichen Wirths- und Kaffehäuser untersuchen. Diese Leute befinden sich dabey sehr wohl, zumahl wenn sie geistige Getränke lieben, welches ihnen bey der rauhen Jahreszeit in Spanien auch nicht zu verargen seyn mag. Es ist ihnen nämlich zu jeder Zeit, wenn es ihnen beliebt, erlaubt, die Wirthe um Proben von ihren gebrannten Wassern und Liqueurs anzusprechen, welche ihnen diese unentgeldlich zu reichen angewiesen sind, damit sie die Aechtheit und die etwannige Verfälschung derselben untersuchen können. Wer-

den die Wirthe bey einer Verfälschung betroffen, so müssen sie sogleich ins Gefängniß wandern.

Ansehnlich ist die Zahl der Nonnen- und Mönchsklöster in Madrid. Ohne die sogenannten Brüderschaften (Hermandades), welche den Heiligen, die der Papst kononisirte, Kapellen halten, sich in den Hospitälern der Kranken annehmen und die vorgefundenen Leichname der Ermordeten begraben, giebt es 43 Mönchs- und 39 Nonnen-Klöster. Da nun jedes Kloster auch seine eigene Kirche hat, so ist die große Anzahl der Hauptkirchen (die kleinern ungerechnet) um so auffallender, denn es giebt nicht mehr als 17. Jede davon hat ihren eigenen Sprengel und ist mit außerordentlich guten Einkünften dotirt. Ich habe zwar ein, wie man wenigstens behauptete, richtiges Register der Geistlichkeit aus ganz Spanien (die in fremden Welttheilen liegenden Besitzungen abgerechnet) gesehen, worinnen 64,000 Mönche und Brüder, 49,000 Nonnen und Schwestern und 30,000 Weltgeistliche angegeben wurden, aber ich glaube doch, daß sich die Zahl derselben noch höher beläuft, wenn man besonders diejeni-

gen Geistlichen dazu rechnet, welche noch keine Weihe, mithin die Erlaubniß noch nicht erhalten haben, Messe zu lesen.

Unter den vornehmsten Kirchen zeichnen sich besonders die zu S[n]. Isidro, welche ehedem den Jesuiten gehörte und nun zur Metropolitankirche von Madrid erhoben worden ist, die San Gimes und San Martin, San Estephan (St. Stephan), San Louis und St. Sebastian aus. In den beyden letztern finden Dieb' und Mörder (wenn es anders keine Meuchelmörder sind) Schutz und Sicherheit. Obgleich diese Kirchen alle sehr groß und schimmernd sind, so trägt dennoch die darinnen verschwendete Pracht den Stempel des alten Geschmacks, der sich nach mohrischer Bauart mit einer Menge goldener Arabesken verband, die bey näherer Ansicht dem Auge mehr mißfällt, als wohlthut. Die einzige Pfarrkirche, Santa Cruz, ist mit einem regelmäßigen Thurm versehen, die übrigen zieren kleine unscheinbare Thürmchen und Kuppeln. Desto beträchtlicher sind ihre Fonds, welche durch die religiösen Betteleyen, die man

unter dem Nahmen probres almas del Purgatorio (für die armen Seelen im Fegefeuer) versteckt und während der Messe einsammelt, sehr reichlich vermehrt werden. Von den Klöstern ist ohne Zweifel das zu St. Thomas das vornehmste. Es umfaßt die halbe Straße St. Hyronimo und gehört dem Dominikaner-Orden. Zwar erinnert dieser Orden sehr unsanft an die ehemaligen Blutgräuel der spanischen Inquisition unter der Regierung Philipps II., aber man wird einigermaßen dadurch wieder mit ihm versöhnt, daß in seinem Kloster jährlich gegen 50,000 Rthlr. Stipendiengelder für arme studierende Theologen ausgetheilt werden. In seinem Innern ist noch immer das Inquisitions-Gericht, welches aber bey weitem seine grelle Gestalt verlohren hat, die es ehemals so furchtbar machte. — Das neue Kapuziner-Kloster in der Calle del Prado wurde im Jahr 1788 durch die mächtige Verwendung des Herzogs Medina del Celi auf das prachtvollste erbauet, und hat ihm unermeßliche Summen gekostet, welches jedoch um so weniger zu verwundern ist, da der Herzog nach seines Vaters Tode auf 96,000 Thaler jährlicher Einkünfte und über-

haupt ein baares Vermögen von 6 Millionen Piezas d'Espanna oder Duros (Laubthaler) erbte. (Ein Duros beträgt 20 Realen. Ein Real ist in Spanien die kleinste Silbermünze und hält 6 gute kayserliche Kreuzer.) Diesen Krösus-Reichthum verschwendete er nicht nur binnen 20 Jahren, sondern er mußte auch, um nur Geld zu gewinnen, die mehresten seiner Güter verpfänden, bis ihm am Ende der König einen Sequester setzte. Ueberhaupt muß ich hier bemerken, daß die spanischen Granden unermeßliche Summen verschwenden, und daß der Luxus in ihren Pallästen zu einer Höhe empor gestiegen ist, die allen Glauben übersteigt. Ich kenne Granden, die nur allein ihren Maitressen jährlich 6000 Duros zum Unterhalt auswarfen. Auf den öffentlichen Spatziergängen erblickt man Equipagen, welche königlichen Glanz übertreffen. Sonderbar sind 2 Gewohnheiten, die durchaus nicht zusammenpassen. Unter den Vorrechten der Granden befindet sich nämlich auch das, daß sie nur dann erst, wenn sie der König begrüßt, ihren Hut abnehmen. Es läßt sich jedoch denken, daß der Monarch diese Gewohnheit nur selten übt. Eine andere, die um so nä-

her an die steife Etikette der Spanier grenzt, bestehet darinnen, daß die Granden, welche sich zur Kur am Hofe befinden, bey Tafel auf dem linken Knie liegend Speisen und Getränke kredenzen.

Madrid hat mehrere öffentliche Spatziergänge, unter denen der Prado einer der vorzüglichsten ist. Er hält eine reichliche Stunde in der Länge und eine Viertelstunde in der Breite. Auf beyden Seiten stehen vier Reihen Bäume von schwarzen Pappeln, unter denen man hier und da Ruhebänke antrifft. In der Mitte des Weges befinden sich zwey Straßen für die Kutschen und Reitenden. Auf dem Platze sprudeln 12 Springbrunnen, deren Vorstellungen aus der Mythologie entlehnt und trefflich aus Jaspis- und Marmorsteinen gearbeitet sind. Ueberdieß findet man fortlaufende Bänke von Quadersteinen mit eisernen Lehnen, die nur da unterbrochen werden, wo die Allee zusammenläuft. Auf der einen Seite des Prado brüstet sich das Schloß *Buen Retiro*, in welchem sich eine berühmte Porzellanfabrik befindet, welche durch ihre Mahlereyen besonders

berühmt geworden ist. Weiter hin standen sonst elende Hütten von Lehm. An deren Stelle ist jetzt ein Gitterwerk von Eisen getreten, welches mit Pilastern abwechselt, auf denen Vasen stehen. Noch näher dem Prado zu heben sich zwey andere Façaden empor, die sich durch ihre besondere Form unterscheiden. Sie werden von ganz allerliebsten Büsten aus weißem Colmenarstein geschmückt, die noch überdieß durch einen Kranz von Lorbeer- und Orangen-Bäumen an Zierlichkeit gewinnen. Diese Gitter laufen bis an das Thor von Alkala, wo sich die Allee endet, fort, und schließen den botanischen Garten mit ein, der bis ans Schloß Buen Retiro hinanläuft. Dieser Garten ist ziemlich weitläuftig und hat ein sehr artiges Laboratorium, in welchem allerhand chemische Versuche angestellt werden. Außer diesem Laboratorium erblickt man noch ein anderes prächtiges Gebäude von Quadersteinen mit vielen Zimmern und großen Hörsälen, wo eigne dazu angestellte Lehrer chemische und physikalische Vorlesungen halten. Darinnen müssen auch alle diejenigen, die die Pharmacie öffentlich ausüben wollen, ihren Cursum machen und sich dann examiniren lassen. Ich traf hier eine Men-

ge amerikanischer und afrikanischer Pflanzen an. Bey jeder findet sich eine kleine Säule von Elfenbein, die den Nahmen der Pflanze trägt. Carl III. endigte dieses für die Gesundheit so äußerst nützliche, und für die Physik und Chemie durchaus unentbehrliche Werk i. J. 1779 mit großem Kostenaufwand. Es verschönert sich auch in seinem Innern täglich mehr, wozu die Professoren Don Antonio Velazquez in der Chemie und Monsieur Barneville in der Physik das ihrige beytragen.

Den Nahmen Pardo führt ein eigenes Lustschloß. Man kommt von dem Thor San Vincente durch eine sehr breite Heerstraße, die, wie alle öffentlichen Wege, mit Bäumen besetzt ist, dahin. Rechts und links liegen die angenehmsten Gärten und Landhäuser zwischen Fruchtfeldern, Aprikos- und Mandelbäumen. An diese schließt sich ein dichter Eichenwald an, der erst am Eingange ins Schloß endet. Das Schloß ist mit hohen Mauern umgeben, auf denen viele Bildsäulen stehen. Im Garten des Schlosses laufen eine Menge Rehe und Hirsche herum, die so zahm

sind,

sind, daß sie den Spatziergängern kaum aus dem Wege gehen. Der Hof bringt hier den ganzen Monat Oktober zu. Deshalb heißt der Garten: Der Spätgarten (Jardin del Otoño).

Vor dem Thore Segovia empfangen den Wanderer die elisäischen Felder (los Campos elyseos), wo eine prächtige steinerne Brücke über den Manzanares führt. Das Ufer beschatten links und rechts große Pappelbäume, und zweyhundert Schritt von der Brücke beginnt der neue Kanal, der sieben Stunden lang ist und 14 Mühlen treibt, die äußerst lieblich unter schattenreichen Bäumen versteckt liegen. Zur Abwechselung bieten Erfrischungshäuser dem spähenden Auge einen Ruhepunkt dar. Man findet darinnen Eiswasser, Mandelmilch, Gefrornes und alle Arten von Weinen; doch in den eigentlichen Weinhäusern halten sich blos Schweizer- und Waloner-Soldaten auf, weil es der eingebohrne Spanier durchaus für Schande hält, außer den Mahlzeiten zu seinem Vergnügen Wein zu trinken. Unter allen Spatziergängen wird dieser am meisten besucht. Und

ich muß gestehen, daß er auch wirklich vor allen andern diesen Vorzug verdient, weil er dem Aug' und dem Ohr eine immerwährende Abwechselung darbietet, welche den mürrischsten Hypochonder erheitern würde, wozu denn besonders die Natur, im Einverständniß mit der Kunst, das Ihrige treulich beygetragen hat. Wie erfreuend ist nicht schon das stille Rauschen des Manzanares, das Plätschern der Angeln, welches jedem frey steht, die helle, freundliche Aussicht auf die beyden Ballhäuser und die unzähligen kleinern Denkmähler der Architektur, die das Auge überall entzücken. Die Zitter- und Guitarrenspieler, die auf den Ruhebänken und in den Weinhäusern umher zerstreuet ihre Kunst üben, und eine lustige Tonadilla singen, und die teutschen und französischen Lieder der Soldaten, die dem Spatziergänger, zu Ehren des Bacchus, entgegentönen, stimmen seinen Geist zum frohen Genuß der Schönheiten der Natur. Hier durchschneidet eine schön verzierte Gondel majestätisch die Wellen des Flusses, und dort schallt eine klappernde Castannede auf dem niedlichen Finger der scherzenden Spanierin, die den Fandango tanzt — Szenen, bey denen die Langeweile nei-

disch flieht und Heiterkeit und Ruhe in das Herz zurückkehren.

Vor dem Thore Atocha ladet nicht minder ein äußerst angenehmer Platz zum Spatziergang ein, den der Spanier Alameyda nennt. Er läuft bis an das Kloster S^n Antonio, also eine reichliche halbe Stunde, fort und endiget sich vor dem Thore San Vincente, durch das man an den neuen Pallast kommt, den die Kunst auf einer Anhöhe an der Abendseite der Stadt hingezaubert hat. Nach dem Grundriß wird dieser Pallast aus zwey Hauptflügeln bestehen, denn bis jetzt ist er noch nicht vollkommen ausgebauet. Wer kann wissen, wie lange dieß noch dauern möchte? Auf die Höhe des Schlosses führt eine Terrasse, die vor dem eigentlichen sehr steilen Wege, auf dem man dahin kommt, viele Vorzüge hat.

Diese und noch andere Werke der Baukunst, welche man seit mehrern Jahren um Madrid angelegt hat (worunter sich hauptsächlich der Kanal de Mazanares, der schon unter Ferdinand VI. projektirt war, vor 9 Jahren aber erst zu Stande kam, auszeichnet) veranlassen zu der schmeichel-

haften Hoffnung, daß durch die Unterstützung des Monarchen noch alle kahle Gegenden 4 — 5 Leguas weit von Madrid mit solchen Meisterstücken der Kunst geziert werden dürften. Man hat auch von einer Seite bereits den Anfang hierzu gemacht, und wenigstens auf eine fleißigere Anpflanzung der Oliven- und Obstbäume, so wie anderer Holzungen, etwas mehr Aufmerksamkeit gewendet, wodurch dem Holzmangel sichtlich gesteuert wird.

Zu den größern Unternehmungen, welche seit zehn Jahren aus der Kasse des Königes zum allgemeinen Besten bestritten wurden, gehört ohnstreitig der neue schöne Weg von Madrid bis zum Eskurial. Die Unterthanen begannen Anfangs den Bau aus ihren Mitteln, wobey sie gewiß sehr viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu bekämpfen hatten; der König trat ihnen dann bey und vollendete ihn im J. 1778. Man trifft auf diesem Wege viele Brücken und 3 Posthäuser an, wo der Reisende immer Pferde und Maulthiere bereit findet. Diese Bequemlichkeit kommt besonders den königlichen Offizianten zu Gute, welche während des dreymonatlichen Aufenthalts des Hofes hin und her reisen müssen.

Madrid selbst zählt mehrere prächtige Häuser von fünf, sechs bis sieben Stocken. Sie wurden größtentheils aus großen Quadersteinen aufgeführt, welche die Steinbrüche von Alkala de Hennares in großer Anzahl liefern. Um so bitterer ist der Uebelstand zu tadeln, daß oft neben großen Pallästen eine elende Lehmhütte paradirt, die das Auge auf eine ekelhafte Weise beleidiget. —

Ein prächtiges Gebäude ist der neue Pallast. Er ist außerordentlich weitläuftig, hat 4 Höfe, besonders schöne Zimmer, und mag, der Beschreibung nach, mit den trefflichsten Meublen versehen seyn, dennoch haben mich Kenner versichert, daß er ganz ohne Geschmack gebauet sey. Eingang und Treppe sind schön; es können füglich 4 — 5 Kutschen neben einander fahren. In dem großen Staats- und Audienzsaal bietet sich ein ungemein kostbares Zimmer dar, welches 120 Fuß lang und 40 breit ist. An der Decke haben sich Meisterhände der Mahlerey verewiget; Mengs, der im hohen Alter eine Pension in Madrid genießt, steht oben an. Die Wände sind mit karmesinrothem Sammet und goldgestickten

Tapeten überzogen, auf denen hie und da die seltensten Spiegel blitzen. Eben so reich verziert sind die übrigen Gemächer, als die Zimmer des Prinzen von Asturien, des Infanten Don Antonio ꝛc. Man muß besonders die mit dem feinsten Marmor bekleidete Kapelle sehen, um den Meisel der Bildhauerkunst in seiner Kraft zu bewundern. Den Fußboden der Höfe decken große sehr breite Quadersteine, auf dem marmorne Säulen nach der korinthischen Ordnung emporlaufen. Den ersten zieren mehrere Statuen jüdischer Könige; in den übrigen sieht man die Bildsäulen des Trajan, Vespasian, Titus und Adrian. Sie sind durchgehends von Marmor in Lebensgröße. In den Höfen befinden sich die königlichen Kanzleien, und unter dem Fußboden die Küchen. Die Stallungen und Kutschenbehälter aber hat man auf einen großen runden Platz vor dem Pallaste verwiesen.

Ein sehr großer öffentlicher Platz ist der *Plaza de toros* (der Stierplatz), wovon ein großer Theil wie ein Amphitheater gebildet und eingezäunt ist, und auf welchem das weltberühmte Stierge-

fecht gehalten wird. Es beginnt den dritten Feiertag nach Ostern und wird dann alle Montage (wenn anders kein Fest auf diese Tage fällt) regelmäßig damit fortgefahren. Der Beschluß hängt von der Witterung ab, gemeiniglich aber macht der Monat Oktober dem Spektakel ein Ende. Die Einwohner von Madrid ziehen dieses Schauspiel allen andern vor; niemand schließt sich davon aus, ja die Wuth (selbst unter der ärmern Klasse des Volks), diesen Gefechten beyzuwohnen, geht so weit, daß sie Kleider, Betten und alle nur ersinnliche Mobilien versetzen, um Geld zu erhalten. Das Auge genießt auch allerdings ein stattliches Schauspiel. Die Kleidung der Granden dabey ist auf das kostbarste und ganz nach alter spanischer Tracht gefertiget; die Ochsen, welche man besonders dazu ausliefet, werden mit bunten seidenen Bändern geschmückt; von allen 4 Seiten des Platzes schmettern Trompeten und andere blasende Instrumente, und eine Menge Menschen deckt die Rotunda und die auf das herrlichste gezierten Balkons. Zu jedem Gefecht sind 18 Stück Ochsen bestimmt, sechs vor- und zwölf Nachmittags. Auf einem der Balkons befindet sich als Zuschauer

der König; links an der Corregidor von der Stadt (der das ganze Werk dirigirt) mit dem Senate. Zur Rechten des Königs auf einem andern Balkon die Infanten. Das Zeichen, um das Thier anzugreifen, giebt der Corregidor einem ihm gegenüber sitzenden Musikantenchor, welches nun den Anfang des Schauspiels durch Trompeten und Paukenschall verkündigt. Alle Pferde, welche man zum Kampfe mit dem Stiere bestimmt, werden ihren Besitzern mit 10 spanischen Thalern bezahlt und kommen sie mit dem Leben davon, unentgeldlich zurückgegeben. Ich habe bemerkt, daß einige davon drey bis viermahl dabey waren; aber unbeschreiblich groß ist die Furcht der armen Thiere, wenn sie den wütenden Stieren entgegengeritten werden. Die Reiter, welche größtentheils von den Zigeunern abstammen, nennt man Torreros (Hetzer). Es sind deren zwey, welche sich mit den Pferden an die Thür des Zwingers postiren, in welchem der Stier eingesperrt ist. Sobald nun der Ochse heraustritt, hält ihm der Hetzer eine spitzige Lanze entgegen. Wird er damit verwundet, so springet er wüthend auf seinen Feind los — ohnfehlbar aber würde der Torrero

die Beute des Stiers werden, wenn nicht in eben diesem Augenblicke andere Hetzer zu Fuß (Banderillias) herbeyeilten und ihn durch spitzige Pfeile mit Wiederhaaken (die durchgehends bunt gemahlt und mit Bändern behangen sind) davon abhielten. Diese beschäftigen und necken dann den Ochsen auf mancherley Art, so, daß endlich seine Wuth in ein gräßliches Gebrüll ausbricht. Die Banderillias, von denen immer 12 gegenwärtig sind, entgehen den Stößen des Ochsen, wenn er auf sie zuspringt, durch ihre fast unglaubliche Schnelligkeit, besonders aber durch die Vorhaltung eines leichten seidenen Mantels, den jeder von ihnen auf der Schulter trägt. Diese Banderillias müssen sich vorhero (ehe noch das Schauspiel beginnet) wechselseitig zuschwören, keinen in der Gefahr zu verlassen und den Hetzern (Torrero) auf das Beste beyzustehen. Trotz dem nun, daß die letztern Harnische tragen, so geschiehet es doch nicht selten, daß sie stark verwundet werden, ja! ich erinnere mich, daß in den eilf Jahren, welche ich in Madrid verlebte, mehrere davon auf dem Platze geblieben sind. Decken indessen nur 3—4 Pferde das Feld (gewöhnlich werden 8—

15 getödtet) so wird dieß der Feigheit des Torrero zugeschrieben, wofür er von dem Pöbel mit Schreyen und Klatschen bestraft wird. Kann er hingegen beweisen, daß die Schuld nicht an ihm, sondern an dem Ochsen lag, so widerfährt die Schande des Klatschens dem Landjunker, aus dessen Heerde die Ochsen ausgelesen wurden und dessen Nahme auf den Bekanntmachungszetteln stehet. Wenn das Zeichen zum Tödten gegeben wird, so tritt der Espadero (gemeiniglich Matador genannt) hervor und sticht in Gesellschaft der Banderillias mit einem Degen, den er unter dem Mantel verborgen hielt, den Ochsen so geschickt, daß er aufs erstemahl, unter dem Jauchzen des Volks, zu Boden stürzt. Hierauf werden 6 rasche und wohlgeschmückte Pferde (meistentheils aber Maulthiere), welche an einer Schleife angeschürrt sind, im völligen Galopp hereingelassen. Auf diese Schleife ladt man sodann unter Trompeten und Paukenschall die getödteten Ochsen und fährt sie im Triumph ab. Wahrscheinlich würde dieß, für jeden gefühlvollen Menschen traurige, Schauspiel längst abgeschaft worden seyn, wenn nicht der Ueberfluß der Kosten in die Spitäler,

Findelhäuser 2c. bestimmt wäre. Dem allen ohngeachtet aber muß doch die Erlaubniß dazu alle zehn Jahre durch ein neues päpstliches Breve bestätiget werden. Im Jahr 1789 kam mir ein solches Breve zu Gesicht. Pius VI. hatte sich darinnen so ausgedrückt:

„Concedemoste nuevo, otros diez años suplicada Licencia, a la superſticioſa y aficionada Nacion eſpañola para hacer ſus Corridas de Toros, con la expreſa Intelligencia que empleen ſus Productos al Bien de los Ospitales, y probres de eſte Reyno.“ (d. h. Wir verwilligen aufs neue andere zehn Jahre dem abergläubischen und leidenschaftlichen spanischen Volke die gesuchte Erlaubniß, seine gewöhnlichen Stiergefechte zu halten unter der ausdrücklichen Bedingung, das daraus gelöste Geld zum Besten der Hospitäler und Armen des Reichs anzuwenden.)

Andere große Plätze sind der *Plaza del Coliseo*, wo ein großes Opernhaus erbauet ist. — *Plaza major* (der Marktplatz). *Plaza de S^n. Isidro. Plaza del Carmel. Plaza S^n. Domingo* (Dominico). *Plaza de Arcadia. Plaza Cebada.*

Plaza de Resurreccion. Plaza del Palacio (der Platz vom Pallast). Auf diesem wurde 1779 die Statue Carls III. zu Pferde von Messing aufgestellt.

Die allerbedeutendsten Gebäude sind: *El Correo* (die Post). *Adaana* (das Zoll- und Kaffeehaus). *La historia natural* (Natur-Kabinet) in der *Calle alcalá.* Dieß Gebäude ist in Rücksicht des Innern ohnstreitig das herrlichste und vorzüglichste in ganz Madrid. Man findet darinnen gleichsam alle Schätze der Natur in kostbaren Schränken mit Krystalltafeln aufgestellt. So ist z. E. aus dem Thierreiche das allerkleinste Insekt bis zum Elephanten hinauf in seiner natürlichen Haut und Schaale ausgestopft zu finden. Das nämliche gilt von dem Pflanzen- und Steinreiche. Das Gebäude zerfällt in 74 Zimmer und Säle, ohne die Sammlungs- und Arbeits-Zimmer. Sie sind durchgehends mit prächtigen Spiegeln versehen, und über jeder Thür steht eine Schrift mit goldenen Buchstaben, welche dem Fremden sagt, was er in dem Zimmer zu finden hat. In besondern Kästchen werden 30 Arten von Gold,

wie es die Arbeiter in den Bergwerken finden, auch alle Gattungen von Goldsand aus allen Weltgegenden aufbewahrt. Ein anderes Zimmer bewahrt eine Sammlung Aborten von mehrern europäischen und indianischen Geschöpfen auf. Der berühmte Naturforscher Marques de Salazar del Rio hat über dieses seltene Naturalienkabinet ein wichtiges Werk im J. 1800 herausgegeben. Schade ists, daß sich noch kein teutscher Uebersetzer dazu gefunden hat. Daß das Kabinet selbst eins der vollständigsten ist, beweisen dänische und englische Naturkenner, welche mich versichert haben, daß die Kopenhagener und Londner Naturaliensammlungen der spanischen bey weitem nachstehen. Was wird es erst in funfzig und mehrern Jahren seyn? denn täglich (möcht' ich behaupten) wird der Vorrath mit Supplementen vermehrt. Jeder Liebhaber der Naturhistorie kann es Montags und Donnerstags Nachmittags um 3 Uhr im Winter, um 6 Uhr aber im Sommer unentgeldlich sehen.

Die königliche Bibliothek, welche vom Kayser Carl V. angelegt wurde, und ein sehr weit-

läuftiges Gebäude in der Calle atocha ist, enthält einen ungeheuren Vorrath von Büchern, besonders aber eine treffliche Auswahl der seltensten Manuskripte, so wie auch ein treffliches Münzkabinet, worinnen mir besonders alte Münzen von Erz aus den Kolonien Spaniens, sehr artige Versteinerungen und einige chinesische Götzenbilder merkwürdig geschienen haben.

Die Vorderseite des Gebäudes macht einen trefflichen Prospekt. Sie ist in zwey übereinanderstehende Abtheilungen mit Pilastern und korinthischen Säulen getheilt. Die untere hat 6 Säulen, und zwischen denen, die zunächst der mittlern Thür laufen, stehen mehrere Statuen, wovon die eine den Erzbischof von Toledo, den heiligen Eugenius, und die andere den heiligen Isidro, den Schutzpatron Madrids, vorstellt. Auch diese Anstalt steht jedem Freund der Literatur zum öffentlichen Gebrauch offen. Man kann sie Vormittags von 11 — 1 Uhr besuchen und sich in eigenen dazu bestimmten Gemächern der Schreibematerialien bedienen, die zu dem Ende schon bereit liegen, um aus dem gelesenen Werke Exzerpte

zu machen. Nur Sonn- und Festtags ist sie geschlossen.

Nicht minder schöne Denkmähler der Baukunst sind die beyden *Casas de Moneda* (Münzen). Die neue Schreibschule der Piaristen hat 42 Lehrsäle und gehörte sonst dem Jesuiterorden. Der jetzt lebende König ließ sie im J. 1797 noch schöner einrichten, und versahe sie mit reichlichen Stipendiis und Privilegien. Die darinnen angestellten Lehrer sind angewiesen, die Kinder armer Leute die Schreibe- und Rechenkunst unentgeldlich zu lehren.

Das *Collegio de Nobles* ist für arme Edelleute ein heilsames Gestift und, als Gebäude betrachtet, eben so sehenswerth, als die übrigen. Es liegt in der Calle de Affligidor und wurde unter der Regierung Philipp IV. erbauet. Hierher gehört auch die Kriegsschule (Escuela militar), wo alle Wissenschaften vorgetragen werden, die junge Offiziere nöthig haben, um dem Staate nutzbar zu werden. Noch sind bey dieser Gattung zu bemerken: das Quartier von der Garde zu Pferde (Guardias del Corps), die

aus Edelleuten bestehet und in der Calle de St. Barbara liegt; die Thesor, wo der Staatsrath (Supremo Consejo de Castilla) seine Session hält und in der alle große Zahlungen gemacht werden, in der Calle de Palacio; die königliche Hofapotheke in der Calle del Thesoro, wo alle Kranken, die arm sind, unentgeldlich Arzeneyen bekommen, so bald sie von ihrem Alcalde de Bario ein Zeugniß ihrer Armuth vorzeigen.

Unter den sehenswerthen Gebäuden ist das königliche Hospital (El Real Hospicio) eines der vorzüglichsten in Madrid. Es verbindet sich damit eine eigene Fabrik, in welcher Tücher, Leinewand, seidene Strümpfe ꝛc. gefertiget werden. Zu der Erbauung dieses Prachtgebäudes, welches in jeder Hinsicht der Hauptstadt Ehre macht, haben alle 14 Provinzen Spaniens ihr Scherflein beygetragen. Deshalb prangen auch an dem Haupteingang alle vierzehn Wappen in erhabener Arbeit. Ferdinand II. und seine Gemahlin, die von dem Papst kanonisirte, Isabelle, Prinzessin aus dem Hause Portugall, legten gemeinschaftlich den Grund dazu. Indessen ist die

Unter-

Unterhaltung mit keinen Kosten verbunden, weil alle Maulthiere und Pferde, welche zum Ziehen der Kutschen gebraucht werden, für jeden Fuß monatlich 1 Real (oder 6 Kayserkreuzer) zahlen müssen. Jeder Eimer Brandewein giebt 2, jeder Eimer Wein 1 Quart ab, und so hat jedes Getränke seine gesetzmäßige Taxe. Sogar die Wasserverkäufer (Aguadores), welche meist Gallizier sind und mit diesem Gewerbe in den Sommermonaten eine Menge Geld verdienen, weil sie das Wasser durch eingelegtes Eis in den Fäßchen sehr frisch zu erhalten wissen und es dann auf allen Straßen und Spaziergängen feil bieten, sind gehalten, dem Hospital eine Abgabe zu entrichten. Alle Comödien- und Opernhäuser senden von jeder Vorstellung Etwas Bestimmtes in seine Kasse, so wie jede Stierhetze, wie ich das schon vorhin erwähnt habe. Die Lotterie des Landes, die in jedem Monat des Jahres, doch nur in Madrid gezogen wird und außerordentlich viel Geld einbringt, enthält 90 Nummern, von denen jede den Nahmen eines Mädchens führt, welches in diesem Hause erzogen wird. Der Nahme empfängt 100 Realen bey jeder Ziehung, doch

kommt dieses Geld der ganzen Anstalt zu Gute. Es leben darinnen über 2000 Arme, die, oft bis an ihren Tod, Speise, Kleidung und Wohnung unentgeldlich genießen. Allen wird eine Arbeit aufgegeben, selbst der allerelendeste, gebrechlichste Mensch ist nicht davon ausgeschlossen, doch, wohlgemerkt — es sind dann Arbeiten, die für das Maas seiner Kräfte passen. Alle Beamte, die sich zu dem Hospital zählen, beköstiget die Anstalt. So speisen täglich darinnen über 2000 Menschen. Um halb eilf Uhr wird der erste Tisch servirt und um halb 2 Uhr gehn die Letztern ab. Das nämliche geschiehet Abends von halb 6 bis halb 9 Uhr. Ein besonderes weibliches Arbeitshaus (Casa de Obedienza) ist mit dem Hospital verbunden, in das Ehemänner ihre ungehorsamen Weiber, oder Eltern ihre unartigen Töchter auf eine bestimmte Zeit stecken lassen.

Die Hospitalkirche ist äußerst schön gebauet und das Innere groß und geräumig, dennoch muß die starke Gemeinde sich täglich in drey Theile absondern, um der Messe, die darinnen alle Tage gehalten wird, beizuwohnen. Die

Jugend des Hospitals erhält täglich vier Stunden Unterricht, außerdem wird sie mit ihrem Alter angemessenen Arbeiten beschäftiget. Dazu werden sie durch eigene Aufseher, welche sie überall belauschen, sehr streng angehalten. Alle Arme und Krüppel aus den Provinzen Spaniens finden hier Zuflucht und Unterhaltung, sobald sie Atteſtate von ihren Orts-Obrigkeiten mitbringen.

An Sonn- und Festtagen ist es ihnen erlaubt, gleich nach der Messe spazieren zu gehen, doch ist diese Erlaubniß mit der Sonderbarkeit verbunden, daß sie dann, sobald sie sie benutzen, keinen Anspruch auf das Mittagsmahl machen. Deshalb werden ihre Nahmen aufgeschrieben und die Portionen dem Asitador (so heißt derjenige, der die Speisen und Getränke der Anstalt zu besorgen hat) abgezogen.

Alle Bettler, die sich betreten lassen, sie mögen nun Ausländer oder Landeskinder seyn, werden das erstemahl auf 6 Monate dem Hospital übergeben; das zweytemahl auf noch einmahl so lange; in beyden Fällen dürfen sie das Haus nicht ein einziges mahl zu ihrem Vergnügen verlassen,

das drittemahl aber schaft man sie (wenn sie anders dazu passen) auf den Schiffbau nach Karthagena oder Ferrol. Passen sie nicht dazu, so verweist man sie auch allenfalls auf die Schiffe nach Indien. Ueberhaupt ist jede Betteley in Madrid äußerst streng verboten, und nur die Blinden können den einzigen Tag in der Woche, den Freytag, zu diesem Geschäft anwenden. Viele von ihnen spielen dabey die Guitarre und singen ihre Sequedillas. Um auf ihrer Wanderung nicht zu straucheln, lassen sie sich von einem dazu abgerichteten Hunde durch alle Straßen führen. Die Blinden selbst sind mit dem Lokale äußerst genau bekannt. Man frage nur einen, und er wird dem Frager eine so richtige, und deutliche Beschreibung von der oder jener Straße, oder von dem oder jenem Hause machen, daß er nicht fehlen wird, wenn er es sucht. Indessen sind diese Blinde nicht allemahl arme Leute. Ich kenne einige davon, die sogar eigene Häuser haben, welches um so weniger zu verwundern ist, da die Spanier (man muß ihnen dieß zum gerechten Lobe nachsagen) außerordentlich mitleidig und barmherzig sind, vorzüglich gegen diese Klasse der Be-

dürftigen. Wenn sie vom Wandern durch die Straßen müde sind, so setzen sie sich an eine bekannte Kirchthür. Auch hier werden sie oft reichlich beschenkt, da dieß die Plätzchen sind, wo die Verliebten ihre Billetdoux abgeben. Ein solches Billetdoux, durch einen Blinden besorgt, geht sicherer, als wenn man es durch den verschwiegensten Postillon d'Amour abschickte. Oft sind sie auch die Handlanger der Buchhandlungen und Liederfabriken. Diese geben ihnen eine Parthie Exemplarien von ihren Sequidillen, Wundern der Heiligen oder den vorgefallenen Mordgeschichten. Sie singen dann entweder das Lied oder die Mordgeschichte beym Klang ihrer Guitarre ab, oder sie bieten sie feil. Man hört diese Bettler oft sehr gern singen, weil es Stimmen unter ihnen giebt, welche so rein und melodisch klingen, daß manches Theater und manche Kapelle sie um einen hohen Preis kaufen würde, wenn dieß nur irgend möglich wäre. In Madrid lebt noch eine andere Art Armer, die sogenannten Strohwisch-Poeten. Dieß sind Menschen, die auf alle Gelegenheiten, die sich ihnen darbieten, Gedichte machen, welches aber in keiner Sprache

so leicht ist, als in der Spanischen, weil die am Ende auslaufenden Vokale das Geschäft des Dichters nicht sonderlich erschweren.

In Spanien findet man einen großen Theil der Einwohner, welche von Jugend auf Schwachheiten an den Augen erleiden. Man siehet in vielen Gassen eine Menge Mannspersonen, welche Brillen auf der Nase tragen. Die Aerzte behaupten (und mir kommt dieß selbst sehr wahrscheinlich vor), daß die vielen Aderlässe, welche sich die Spanier schon in der frühesten Jugend geben lassen, und der zu häufige Genuß der Granatäpfel daran Schuld sey.

Ich habe schon oben etwas von der Porzellainfabrik gesprochen. Der König hat darinnen sein eigenes Zimmer, wo er sich oft mit der Mahlerey auf den neuen Fabrikaten beschäftiget. Und in der That! die Mahlerey der Fabrik ist so schön und zart, daß sie mit andern Rivalen dieser Art gewiß wetteifern kann. Es sind dabey ganz eigene Vortheile anwendbar, welche sich (wie

man sagt) von einem gebohrnen Chinesen herschreiben sollen.

Nicht minder sehenswürdige Gebäude sind die 3 Hauptspitäler S. *Juan de Dios*, *Hospital General* und *Hospital de Passion*. Das letztere ist blos für das weibliche Geschlecht bestimmt. Auch diese genießen ihren Unterhalt von den öffentlichen Abgaben, besonders aber werden sie von Vermächtnissen und Legaten sehr ansehnlich unterstützt. Die Inquisition, welche im Jahr 1782 ihr weltliches Ansehen verlohr, wurde genöthiget, ihnen einen Theil der Güter abzutreten, die sie auf eine unrechtmäßige Art an sich gebracht hatte. Die Aerzte und Chirurgen, welche hier angestellt sind, werden sehr gut besoldet, sie verdienen es aber auch, denn Spanien zieht Aerzte, besonders Pharmazevtiker, die sich in ihrer Kunst im Verhältniß mit andern Nationen vortheilhaft auszeichnen. Die Lobenswürdigste Tugend in diesen Häusern ist die fast bis zum Eigensinn getriebene Reinlichkeit. Bey der geringsten Veranlassung werden die Betten der Kranken gewechselt, welches außer-

dem bestimmt von 8 Tagen zu 8 Tagen geschiehet. Zwischen zwey Betten befindet sich allemahl ein Nachtgeschirr in der Mauer, mit einer Thür bedeckt. Jeder Kranke empfängt zwey gute Matratzen und zwey wollene Zudecken, deren Farben die Brüderschaften bezeichnen, in welchen er liegt. Zu seinem Gebrauch findet er saubere Trinkgeschirre, eins für's Wasser, eins für den Wein und ein anderes für den Thee; auch Löffel, Schüsseln und Servietten machen der Nettigkeit des Instituts Ehre. Das sämmtliche Geräth steht über dem Kopfe des Kranken auf einem Brete an der Wand, nicht weit vom Bette. Denjenigen, welche sich einer strengen Diät unterwerfen, wird aller zwey Stunden, sowohl bey Tag als auch bey Nacht, Caldo (warme Fleischbrühe), gebracht. Die Speisen, welche die Aufwärter nach der genauen Vorschrift der Aerzte, Mittags um eilf Uhr und Abends Punkto sieben Uhr auf einem Wägelchen mit einem Kohlfeuer, auf dem die Schüssel stehet, nach dem Bette des Kranken fahren, sind äußerst schmackhaft und kräftig und den Umständen eines Jeden Individuums angemessen.

Der Arzt ist gehalten, täglich in seinem Saale die Kranken zweymahl zu besuchen. Abends nach dem Essen erscheinen die Controleurs mit ihren Razionsbüchern und fragen die Kranken, ob sie ihre ihnen bestimmten Speisen und Getränke richtig erhalten haben? Das nämliche thun die Aerzte und Wundärzte mit ihren Rezeptbüchern.

Das *Hospital General*, in dem es trotz der 2000 Betten, die hier aufgestellt sind, öfters noch an Platz gebricht, hat eine schöne, große, geräumige Kirche, in welcher italienische, französische und teutsche Prediger angestellt sind, doch müssen sie sämmtlich dem römisch-katholischen Glauben zugethan seyn. Nur die Schweitzer-Regimenter genießen, vermöge eines Akkordes mit dem König, die Erlaubniß, reformirte Prediger anzustellen, doch tragen diese, aus Nachsicht gegen das Vorurtheil des bigotten spanischen Pöbels, weltliche Kleidung und führen den Titel als Sekretäre des Obristen. — Die Anatomie, das chemische Laboratorium und die trefflich eingerichtete Apotheke sind ein Schmuck dieses wohlthätigen Hauses.

Aus allen Theilen des Königreichs bringt man Kranke und Verwundete hieher, welche auf das gewissenhafteste, und geschickteste, ohne das mindeste Entgeld bedient werden. „*O! magnum opus charitatis!*" steht mit Recht über der mittlern Thür.

Die Brüderschaften kommen an Sonn- und Feyertagen in schwarzen, leinewandenen Oberröcken, die sie aber allemahl in dem Hospital zurücklassen, zur Vertheilung der Speisen hieher, und bedienen die Kranken von ihrem Distrikte mit Reinigung des Kopfs, mit Abnehmung des Bartes, mit Putzen der Nägel ꝛc., und reichen ihnen auch etwas Geld zur Bestreitung des Rauch- und Schnupftobacks.

Es giebt eine Menge reicher Granden in Madrid, bey denen man einen Ueberfluß von Meublen, silbernen Serviçen ꝛc. antrifft, aber desto weniger Häuser und Palläste, welche von außen ein glänzendes Ansehen hätten. Der einzige Herzog von Medina Celi macht hier eine Ausnah-

me. Sein Pallast ist einer der prächtigsten, aber demohngeachtet sind die Zimmer niedrig und die Verzierungen im Innern ganz nach altem Geschmack. Vor zwey Jahren ließ er sein Landhaus, welches nicht weit von Madrid entfernt liegt, nach französischem Schnitt einrichten und meubliren. Und man sagt allgemein, diese Art der Zimmerverzierungen habe ihm so wohl gefallen, daß er Willens sey, nach dieser Modifikation besonders, weil sie wohlfeiler sey, als der einheimische Geschmack, auch seine übrigen Häuser in der Stadt (er hat eine ganze Menge) einrichten zu lassen. Der Herzog besitzt an seinem Pallaste ein eigenes Zeughaus (wie mehrere spanische Granden) in dem sich viele schätzbare Stücken aus der spanischen Ritterzeit, Rüstungen, Helme, Schwerdter und andere Armaturen befinden. Sein Vorfahr machte sich die größte Ehre daraus, wenn er Offiziers von fremdem Militär mit diesem Schatze bekannt machen konnte. Der jetzt lebende Herzog aber hat es dem König verehrt.

Das Gesetz befiehlt, daß alle Häuser von Quadersteinen gebauet werden müssen. Die Re-

gierung liefert sie aus den reichen Steinbrüchen der Provinz Biskaja. Der große Marktplatz (Plaza major), welcher im Jahr 1793 abbrannte, ist mit solchen Steinen 7 Stock hoch, aufgeführt. Er wurde erst im vorigen Jahre 1803 vollendet.

Außer obigen genannten drey Haupthospitälern giebt es nun noch eine Menge kleinerer, die von und für gewisse Familien gestiftet wurden. Sie sind jedoch nur auf 12 bis 15, höchstens 20 Bettstellen eingeschränkt. Das größeste davon (ein schönes, ansehnliches Gebäude) ist das *Hospital de la Corte* (Hof-Hospital) in dem die kranken königlichen Hofbedienten und auch die Pensionirten verpflegt werden. Da die Hofsuite sehr zahlreich ist, so wird es in diesem Hause nie leer. Der Präsident davon ist der erste königliche Leibarzt, Don Isidro Gisano. Die Verpflegung und Kur der Kranken wird eben so streng und pünktlich betrieben, als in den übrigen Hospitälern. Es ist unbezweifelt gewiß, daß die spanischen Krankenanstalten alle andere, z. B. die französischen, in Rücksicht ihrer innern Einrichtung

(man nehme nun die Pflegung der Kranken oder auch die Organisation des Hauses), weit übertrifft. Ich sage dieß nicht aus Vorliebe für Spanien; die Erfahrung selbst steht mir zur Seite, denn als ich meine letztere Reise nach Deutschland machte, besah ich mir sehr genau alle Hospitäler in Lion, Montpellier, Besançon und weilte, besonders, um von den Beschwerlichkeiten der Reise auszuruhen, in manchem Spitale gewiß 6 bis 8 Tage lang. Ohngeachtet ich nun die trefflichste Pflege dort fand, die man meist Frauenzimmerhänden anvertrauet, so ist sie doch der in Spanien bey weitem nicht an die Seite zu setzen. Diese Pflegerinnen in den französischen Hospitälern führen den Nahmen „Barmherzige Schwestern“ und sind eigentlich Nonnen aus den zur Revolutionszeit aufgehobenen Klöstern. Bey der Schreckensperiode in Frankreich, wo, wie bekannt, alles eine andere Gestalt gewann, und so manches öffentliche Institut mit seinem Drum und Dran in den republikanischen Schatz floß, verlohren dennoch diese Stiftungen nichts. Sie waren zwar gezwungen, ihr baares Geld herauszugeben, dafür aber empfingen sie von der Munizipalität

aus den Gütern des Adels, der Krone, der Emigrirten und den Kirchen vollkommene, reichliche Entschädigung. Das einzige, was ich in Rücksicht der spanischen Hospitäler zu tadeln finde, ist die geringe Anzahl, die freilich mit der französischen in keinem Verhältniß steht. Denn in Frankreich giebt es selbst in den mittlern Städten solche Verpflegungsinstitute, in denen der Reisende und jeder andere Kranke wahrlich fast besser bedient wird, als bey seinen Aeltern und Verwandten selbst. Unser teutsches Vaterland birgt nur ein geringes Häuflein in seinem Schooße, und dieß laborirt noch überdieß an manchen Gebrechen, die man in Spanien und Frankreich kaum dem Nahmen nach kennt.

Quartel de Guardias de Corps (Quartier für die Edelgarde) ist ebenfalls ein ganz neues, i. J. 1800 erst vollendetes, großes und ansehnliches Gebäude vor dem Thore S. Vincent. Vor demselben befindet sich ein weiter offener Platz, auf dem die Garde sich in den Waffen übt. Im Hofe sind sehr bequeme Ställe für die Pferde. Die Zimmer

nehmen sich reinlich und helle aus, in jedem logi- ren allemahl zwey zusammen. Auf diese Art woh- nen in diesem Hause 1600 Mann, denn die Garde bestehet aus 4 Eskadrons, davon jede 400 Mann hält. Man kann sich nun leicht einen Be- griff von der Größe dieses Gebäudes machen — jeder Gardeoffizier hat überdieß noch eigene Be- dienung, welche ebenfalls in dem Hause ihre Lo- gies angewiesen bekommt.

In den Quarteles de los Guardias Españoles y Valones (Quartiere für die Spanische und Wa- loner Garde) wohnen auch zusammen 3,000 Mann. In jedem Zimmer stehen 6 bis 8 Bet- ten, doch schläft jeder allein und zwar sehr be- quem.

Quartel de Alabarderos (Quartier für die Hellebardisten). Sie führen keine Feuerwaffen, sondern blos Kurzgewehre, in der Größe wie die der preussischen Unteroffiziere. Der einzige Unter- schied besteht darinnen, daß die Spitze um einen Viertelschuh länger als jene und von Stahl ist. Diese Hellebardisten formiren 8 Kompagnien, je- de zu 150 Mann und werden aus den Sergean-

ten der Armee gebildet. Kein anderer als nur ein solcher gedienter Soldat kann auf eine Inkorporation dieses Korps Anspruch machen.

Der König mag sich in Madrid oder in einer andern Gegend des Königreichs befinden, so befindet sich allemahl eine Kompagnie von der spanischen, eine von der Valonergarde, und eine von den Alabarderos, so wie eine gewisse Anzahl von der Leibgarde zu Pferde in seinem Gefolge. Die Letztern stehn zu Fuß an den Gemächern des Königs, der Königin und der Prinzen von Geblüt. Die Alabarderos besetzen die Gallerien und Gänge mit ihren Hellebarden und die spanische- und Valoner Garde beziehen ihre Posten bey den Eingängen, in den Höfen und andern Plätzen des Parterres im Pallast. So oft der König, seine Gemahlin und der Prinz von Asturien (als Kronprinz) ausfahren oder zurückkommen, präsentiren die Soldaten ihr Gewehr und die Tambours schlagen den Marsch. Für die übrigen Infanten und Prinzessinnen aber tritt die Wache blos ins Gewehr, ohne zu präsentiren und die Tambours schlagen Vergättrung.

Man hat sich sonst viele lächerliche Dinge von der Etikette der alten spanischen Höfe erzählt und geglaubt, daß diese Zeiten nun vorüber sind; allein man irrt sich; noch existirt ein großer Theil dieser steifen Sitte. Ich habe z. B. selbst gesehen, daß die Königin bey einer angestellten Jagd unglücklicherweise vom Pferde fiel. Der Hofkavalier, der sie begleitete, würde an jedem andern Hofe der erschrockenen Dame seine Hülfe geleistet haben, aber die Etikette verlangte von ihm, daß er sie nicht berührte — und so mußte die Bedauernswürdige, dem elenden Hofzeremoniel zu Liebe, so lange warten, bis der König, ihr Gemahl, der beym Falle wenigstens noch eine Viertelstunde von ihr entfernt war, in einer Jagdchaise ankam, und nun erst genoß sie das Glück der Unterstützung. So darf ferner der König an keinem Orte übernachten, wenn die Königin nicht da ist. Dieß die Ursache, warum er öfters sehr spät erst im Pallaste ankommt.

Man hat sonst den Spaniern alles Genie abgesprochen. Dieß heißt ohnfehlbar zu weit gehen.

Die Spanier sind eine Nation, der es durchaus nicht an natürlichen Talenten mangelt. Aber woher kommt es, daß sie sonst so wenig auf Exkolirung der Künste und Wissenschaften, besonders aber auf das bessere Studium der technologischen Wissenschaften wandten? Eine Hauptursache liegt wohl in ihrem Karakter! Sie besitzen zu wenig Entschlossenheit, eine Sache auszuführen und zu viel Stolz auf ihre Geburt, als daß sie sich zu geringern mit ihrem Dünkel nicht übereinstimmenden Arbeiten hergeben sollten. Doch hat sich seit einigen Jahrzehenden glücklicherweise die Eifersucht ins Spiel gemischt. Der Spanier sieht ein, daß es ihm eben nicht zur Ehre gereicht, wenn seine Geistesfähigkeiten zu weit gegen die anderer Nationen zurückbleiben. Auf diese Weise mangelt es heut zu Tage Spanien an keiner Art von eingebohrnen Handwerkern und Künstlern. Vorher fand man in dieser Gattung fast lauter Ausländer. Diese haben sich nun ein hübsches Vermögen erworben, und sind damit in ihr Vaterland zurückgekehrt. Sonst gab es in Madrid keinen eingebohrnen spanischen Uhrmacher und Goldschmidt — es waren dieß lauter Franzosen und

Italiener. Jetzt sind diese fast gänzlich verschwunden, und haben der spanischen Industrie das Feld geräumt. Die Goldschmiede haben eine eigene Straße (Calle de Plateros), worinnen sich über 100 offene Läden befinden, welche mit den geschmackvollsten Arbeiten versehen sind. Es ist nur zu bedauern, daß diese Gasse, die mit neuen und alten Häusern gleichsam durchknetet ist, trotz ihres auffallend reichen Schimmers in den Läden mit den übrigen Straßen der Stadt so auffallend kontrastirt.

Unter den Bildhauern und Stukkatur-Arbeitern findet man in Madrid seltene Künstler. Dieß beweisen ihre aufgestellten Statuen und Kirchenarbeiten. Wer mit diesen Meisterstücken der Kunst näher bekannt zu werden wünscht, kann darüber ein herrliches Buch nachlesen, welches der noch lebende königliche Direktor des Bauwesens, Don de la Puente *) herausgegeben hat. Man findet

*) Man hat von diesem Werke eine teutsche Uebersetzung von J. A. Dieze, welche i. J. 1775 bey Weigand in Leipzig in 2 Bden erschien.

darinnen auch viel von Mahlereyen, mit denen das Eskurial, Aranjuez und die übrigen Schlösser des Königs angefüllt sind.

Die spanische Literatur betreffend, so wird besonders das medizinische Fach trefflich bearbeitet. Es wird auch viel aus dem Englischen und Französischen übersetzt, und auf der Universität zu Salamanka lesen die Professoren der medizinischen Fakultät in allen drey Sprachen, selbst in der italienischen. Die Pflanzenkunde hat seit einigen Jahren viele Forscher gefunden. Ich führe in dieser Beziehung einige Werke an, die mir, als einem Layen dieser Wissenschaft, bekannt geworden sind.

1) Cavanilles Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur. 4 Bde mit 100 Kupfertafeln. Dieses wichtige Werk enthält mehrere Pflanzen aus dem botanischen Garten zu Madrid und eben so viel aus den Gegenden, die um die Stadt liegen.

2) Flora Peruviana et Chilensis, sive descriptiones et Icones plantarum Peruvianarum et Chilensium; auctore Ruiz et Iosepho Paronio. Man findet in dieser Sammlung, welche bis jetzt 4 Bde stark ist, mehrere Kupfertafeln, worauf in jedem Bande 217 Pflanzenfiguren enthalten sind. Ein

3tes ist Nova generum polygamiae classificatio, auctore V. A. Lorente, in 4to.

Von Bell, diesem großen Arzte, sind viele medizinische Werke ins Spanische übergetragen worden, als seine Abhandlung über die Geschwüre (Tratado teórico y práctico de las úlceras ó ungas — por Bell) und seine bekannte Chirurgie in 6 Bänden (Sistema, ó curso completo de Cirugia p. Bell).

Unter die vorzüglichsten Werke der Apothekerkunst kann man die Pharmacopoea Hispana, Regis jussu et impensis, 1794. 8, welche 15 Realen kostet, rechnen. Ein anderes sind die Elementa pharmaciae, Chemiae recentis fundamentis innixa, auctore Franc. Carbonell etc.

in 4to., ein Werk, welches mit Recht jedem Chemiker und Pharmaceutiker zum Studium empfohlen werden kann.

Ueber das Aderlassen hab' ich mit Nutzen und Vergnügen Don Juan Fernandez del Valle unsterbliches Buch „Tratado completo de la Flebotomia" gelesen. So wie seine Chirurgía Forense general y particular 2 Bde in den Händen aller Chirurgen seyn sollte.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich hier einige von den bessern spanischen Zeitungen bemerke.

Correro mercantil de España y de sur Indias (oder: Handelspost von Spanien und seinen Colonien). Von diesem Blatte erscheinen wöchentlich 2 Bogen, sehr gemischten Inhalts. Außer den meteorologischen Bemerkungen und Getreidepreisen enthält es überdieß Handelsneuigkeiten, Wechselkurse, und merkantilische, auch mit unter ökonomische Abhandlungen. Es kommt in der Calle de Alcalá heraus, und kostet auf dem Platze 8 Piaster, 2 Realen.

Die Zeitungen von Madrid und Barzellona erscheinen wöchentlich zweymahl. Täglich hingegen der Correo de Cadiz und Postillon del Correo. Diese alle erzählen politische Neuigkeiten des Tages, bisweilen freylich sehr mager und genüglos. Doch sind die ihnen beygefügten literarischen Notitzen gehaltvoller. Der Styl ist oft besser und geschmeidiger als in unsern kritischen Zeitungen.

In dem Correo literario de Gérona finden auch militärische Artikel Platz. Ueberdem giebt es noch eine Menge Journale und Intelligenzblätter, die in allen spanischen größern Städten und sogar in einigen Häfen herauskommen. Außer diesen Stücken erscheinen jährlich bestimmt noch folgende 3 Almanachs: Almanak náutico, y efemeridas astronómicas, para el año — cálculadas de órden de F. M. pana el Observatorio Real de Cadiz (d. h. Schiffskalender und astronomische Tagebücher für das Jahr —) ꝛc. Almanak mercantil (Handelskalender) und Noticias varias y curiosas de Madrid para el año. (Vermischte und unterhaltende Nachrichten von Madrid.) Dieß ist eine Art Hofkalender, welcher

alles das nachliefert, was in jenem nicht gesagt worden ist.

Madrid hat eine Menge öffentliche Akademien, Collegien und Lehranstalten. Z. B. die Real Academia Española (königlich=spanische Akademie). Die Real Academia de la Historia (königliche Akademie der Historie). Die Real Academia de las nobles Artes (königliche Akademie der Künste). Die Real Academia medica Madritense (königliche madrider medizinische Akademie). Die Real Sociedad económica Madritense y Junta de Damas unida á la Sociedad (königliche madrider ökonomische Gesellschaft und der damit verknüpfte Damens=Verein). Die Real Academia de Derecho, con el titulo de Carlos III (königl. Akademie der Rechte). Die Real Academia de Jurisprudencia práctica, con el titulo de la purissima Concepcion (königliche Akademie der praktischen Rechtswissenschaft). Die Real Academia de Jurisprudencia teóretico-practica (königl. Akademie der theoretisch=praktischen Rechtswissenschaft). Die Real Academia de sagrados Cánones, Liturgia, Historia, y Disciplina eclesiastica (königl. Akademie der heiligen Canons, der kirchlichen Liturgie, Geschichte und Disziplin).

Die Real Academia de Derecho civil, canónico y patrio (königl. Akademie des bürgerlichen, kanonischen und spanischen Rechts). Die Real Academia de Derecho patrio con el titulo de nuestra Señora de Carmen (königl. Akademie des spanischen Rechts). Die Real Academia Latino-Madritense (königliche madrider lateinische Akademie). Estudios reales (königl. Collegium zu St. Isidro. Es wird darinnen vorgetragen, Theologie, Moralphilosophie, Physik, Logik, alte Sprachen und Dichtkunst. Philipp IV. ist Stifter davon). Das Real Seminario de Nobles (königliches Seminarium junger Adlichen oder Ritterakademie). Die Real Escuela de Mineralogia (königl. mineralische Schulanstalt) und (außer den schon obenangeführten, als von den öffentlichen Gebäuden die Rede war) noch das Real Observatorio y Escuela de Astronomia y Geographia matématica (königl. Observatorium und Schule für Astronomie und mathematische Geographie).

Es giebt endlich auch eigene Professores der arabischen Sprache in Madrid, von denen einige sehr gut salarirt werden. Diejenigen ihrer Schüler, die sich auszeichnen, erhalten jährlich einmahl

bestimmte Prämien. Man wendet auf diese Sprache deshalb einigen Fleiß, weil der Hof bey der Pforte, den afrikanischen Fürsten und in Marokko seine Consuls hat. Alle die jungen Edelleute, welche noch bey gewissen Mönchs-Orden Vorlesungen hören, (wenn ich es anders so nennen darf) lernen nichts als lesen und schreiben und etwas Christenthum, was man ihnen, seitdem besonders der Jesuiterorden aufgehoben ist, wodurch diese Mönchsschulen in einen kläglichen Verfall gekommen sind, überdieß höchst erbärmlich vorträgt. Andere Knaben lernen darinnen auch asistir al Sacrificio de la Missa (dem Priester bey der Messe dienen) und etwas von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern. Viele, man möchte sagen, die meisten Adlichen stehen unter der Aufsicht eines pedantischen Abbées, der die junge Menschheit durch elende, nichtswürdige Grundsätze zu verkrüppeln sucht und sie blos am Gängelbande der Bigotterie leitet. — Nach Verdienst und Gelehrsamkeit wird in Madrid keine Stelle besetzt. Die meisten Bedienungen vergiebt entweder der Eigensinn der Großen, oder man muß sie kaufen. So hab' ich z. E. den Mayor Domo (Hausmei-

ster) des Duk de Infantado als Alcalde mayor nach Zamorra (Stadtrichter in Zamorra) befördern sehen, weil die Hälfte der Stadt seinem Herrn gehörte.

Der Stand der Theologen ist durch die neuern Gesetze sehr eingeschränkt. Kein Noviz kann in ein Kloster aufgenommen werden, ohne daß es der Cardinal-Patriarch weiß. Dieser hat dann die Obliegenheit, es dem Staatsrathe zu melden, welcher nach der im J. 1795 ergangenen königlichen Verordnung seine Bewilligung oder eine abschlägliche Antwort ertheilen kann. Die Presbyteri (oder Weltgeistlichen) erhalten von den Erzbischöffen die Weihe (oder die Ordination), welche ihnen Messe zu lesen erlaubt; doch geschiehet dieß nicht eher, als bis sie 500 Thaler (Duros) baares Vermögen aufweisen, weil sie sonst von der Frohnmesse, die sie täglich mit 20 Kreuzern (una Pezeta) bezahlt bekommen, nicht leben könnten, ohne dem Publikum lästig zu werden. Sie sind deshalb genöthiget, einen Theil ihres Vermögens zuzusetzen, bis sie eine Versorgung erhalten, die ihnen nie entgehet. Die Geistlichkeit ist noch

ein treuer Abglanz der ehemaligen alten Intoleranz, nur, daß ihre biblischen Pfeile nicht mehr so schwer verwunden, als sonst. Die Kunst der Heucheley ist die Krone ihres Karakters. Den Pöbel gängeln sie nach Belieben und donnern ihm unaufhörlich den Bann, das Fegfeuer und die Hölle ins Gewissen. Dieser läßt sich dieß auch gern gefallen und ist zufrieden, wenn ihm die geistliche Scheere die Flügel seiner Bequemlichkeit nicht beschneidet. Dafür belohnt er die Geistlichkeit mit einem unerschütterlichen Glauben an alle den Unsinn, der noch von den spanischen Kanzeln herab tönt, und mit einer hartnäckigen Verleugnung des toleranten Menschensinnes, der den Ketzer als Christen und Menschen darstellt. Es könnte freylich auch in religiöser Hinsicht in Spanien manches besser seyn, als es ist, wenn der jetzige König seinem Vater, Carl dem III., gliche. Sanftmuth und Güte — wer wollte sie ihm absprechen? Beyde zieren seinen wohlwollenden Karakter. Aber er bekümmerte sich gleich Anfangs zu wenig um die Regierung und überließ die Auflösung so manches politischen Räthsels seinen Ministern, die ihm dann allmählig die Zügel der Re-

gierung aus den Händen zu winden wußten. Eben weil er gut ist und manchen Menschen mehr trauet, als er von Gott und Rechtswegen sollte, verläßt er sich zu oft auf die Geschicklichkeit seiner Minister, die dann nach Belieben und zu ihrem Vortheil schalten und walten. Er glaubt genug gethan, und den schönsten Theil seiner Pflichten erfüllt zu haben, wenn er alle Tage, eh' er auf die Jagd geht, die Einsegnung aus den Händen des ehrwürdigen Cardinal-Patriarchen empfängt. (Dieser listige Geistliche, der sich von der Stufe eines bloßen Weltpriesters bis zur höchsten Religions-Würde aufschwang, wurde vor drey Jahren zum spanischen Grand erhoben. Er ist Allmosengeber (Limosnero del Rey) und Beichtvater des Königs. Sein Nahme heißt: Don Antonio Semorant, aus Catalonien. Er scheint blos für seine geistliche Würde zu leben, aber im geheim hat er einen ungemein großen Einfluß auf die Staatsverfassung und auf den Gang des königlichen Karakters. Der alte ehrwürdige Haller mag wohl Recht haben, wenn er sagt:

„Die Kunst, die Bibel zu erklären,
Und Land und Leute zu ernähren,
Sind beyde der Verehrung werth;
Doch liebt ihr alle beide wenig,
So gebt die Bibel eurem König,
Und euerm Pfaffen gebt das Schwerdt.“)

Eben dieser geistliche Hirt war es, der dem verstorbenen Pius VI. bey der Revolution in der Vendée den Anschlag gab, die Royalisten mit Geld und Volk zu unterstützen. Der Erfolg für beyde ist hinlänglich bekannt.

Als der jetzige König von Spanien den Thron bestieg und sich am 20. September 1789 in Madrid krönen ließ, schien er in die Fußtapfen seines großen Vaters treten zu wollen; er schoß eine beträchtliche Summe aus dem königlichen Schatze zur Vollendung des Landstraßenbaues her, erließ den Unterthanen viele königliche Steuern, nahm weniger für den Tabackspacht und machte dadurch den Einkauf dieses Gewächses leichter und wohlfeiler. Der Universität zu Alcala de Hennares und zu Salamanka ertheilte er eine Menge Freyheiten und Privilegien, um welche sie beyde schon lange gebeten hat, die aber seine Vorfahren im-

mer hartnäckig verweigert hatten. Doch bey dem letztern Krieg mit Frankreich, von dem ihn der Conde de Aranda (welcher damahls Staatsminister und Präsident de Castilla war) so warm abrieth, und der nicht lange nach seiner Krönung ausbrach, belegte er das Volk mit neuen Steuern, nahm wieder einen höhern Pacht vom Taback (wiewohl er dabey versicherte, daß dieß nach Beendigung des Kriegs nicht mehr der Fall seyn sollte; dennoch hat er sein Wort gebrochen) und schickte den großen Staatsmann Conde de Aranda, der sich bey seiner 15jährigen Gesandtschaft in Paris und einer glänzenden Rolle in den Europäischen Kabinetts sehr empfohlen hat, in ein lebenslängliches Exil auf seine Güter in Arragonien; dagegen erhob er in einem so gefährlichen, kritischen Zeitalter, den Gardeoffizier Don Manuel Goday auf diesen wichtigen Posten und machte ihn zum Herzog von Alkudia und zum Friedensfürst. Die Urtheile über diesen Mann fallen sehr verschieden aus — so viel ist denn aber doch gewiß, daß er seinem Vorgänger in keinem Falle gleicht und daß er den erlangten Frieden mit Frankreich theuer genug erkaufen mußte. Ob

ers nöthig hatte? und ob er grade so handeln mußte, wie er handelte, — dieß überlaß' ich den Politikern zur Entscheidung! Von Seiten Frankreichs standen 90,000 Mann auf dem Kampfplatz. Spanien stellte dieser Armee über 120,000 Mann entgegen, welche alle gut diszíplinirt waren, und wovon ein großer Theil auf Kosten der Großen des Reichs unterhalten wurde. Die Soldaten, angefeuert durch ihren blinden Religionseifer und standhaft gemacht durch die Bannstrahlen des heiligen Vaters, welche er auf die verwegenen Franzosen herabgeschleudert hatte, so daß die Mütter und Greise ihre Söhne kräftig ermunterten, für den Glanz der Religion zu leben und zu sterben, scheueten keinen Donner der Schlacht und stürzten sich blindlings in das Waffengetümmel. Viele waren so erbittert, daß sie ohne Handgeld Dienste nahmen und freywillig und ohne sich bezahlen zu lassen, ihre Freyheit den spanischen Waffen überlieferten. Urutia, ein Biskajer, der das Commando als General en Chef nach dem Tode des bey Duero gebliebenen Conde de Union über die in Catalonien stehende Armee übernahm, wußte diesen Religions-Enthusiasmus

siasmus sehr weise zu benutzen, und seine Anordnungen und die richtige Strenge, mit denen er alle seine Offiziers zu behandeln verstand, schlossen dem Königreiche eine glückliche kriegerische Zukunft auf. Und nun bewirkte Godoy in der Blüthe so guter Aussichten den Frieden mit Frankreich, der nach dem Urtheile vieler Politiker der Krone schädlich, nach andern aber höchst nützlich war. Die reine historische Wahrheit möge hier entscheiden.

Doch das alles ist bey weitem kein Beweis gegen die Talente dieses Mannes, der in mehrern Fällen wiederum alle Achtung verdient. Er ist es, der dem Ackerbau durch Prämien und andre wichtige Unterstützungen in vielen spanischen Provinzen, besonders aber in Estremadura, emporhalf; er ist es, der die Handwerke und Künstler in Zünfte (Gremios) theilte, und aus jeder Klasse durch die königliche Akademie der Künste und Wissenschaften zu St. Fernando *) ein eigenes sich hier-

*) Dieses St. Fernando war ehemahls ein berühmtes Zuchthaus, welches Ferdinand II. oder der Heilige erbauen ließ. Jetzt ist es eine der schönsten Akademien und liegt

auf beziehendes Werk verfertigen ließ. Und so kann man ihm noch andere nützliche Einrichtungen nicht absprechen. Ueberhaupt sind durch ihn die Handwerksinnungen in größere Aufnahme gekommen. Sie haben über ihr Geschäft und ihr Gewerbe mehr nachgedacht und in der Ausbildung desselben hie und da es fast weiter gebracht, als andere Nationen. So haben z. E. die Roth- und Weißgerber jetzt eine Art von Lohe erfunden, die die englische bey weitem an Güte übertrift. Sonst fand man in Spanien nur englische Klempner, jetzt beschäftigen sich blos einheimische Spanier damit, und in der That! sie verstehen dem Bleche einen so glänzendweißen Silberglanz zu geben, daß sie daraus Pyramiden, Wandleuchter, Blendlampen, Laternen und sogar Trinkgeschirre verfertigen, und man glauben sollte, alle diese Sachen wären wirklich von Silber. Sie

drey Stunden von Madrid gegen Alkala zu. Die Mitglieder haben sich durch ihre Bemühungen in dem weitläuftigen Felde, das sie bearbeiten, von jeher sehr ausgezeichnet und ihre tiefsinnigen Untersuchungen verdienen in mehr als einer Rücksicht die Achtung der gesammten Literatur.

sind dadurch so in Aufnahme gekommen, daß sich viele, besonders ärmere Kirchen, statt der gewöhnlichen silbernen, ihrer zu Kirchengefäßen bedienen.

Hier noch etwas von dem spanischen Kostüme. Der vornehmere Stand kleidet sich jetzt durchaus französisch, denn die alte spanische Tracht ist nach dem neuesten Modereglement gänzlich verbannt. Die von mittlerm Stande tragen Capas (Mäntel) und Hüthe (oder Monteras), welches eine Art kastilianischer Mützen von Tuch oder Sammet ist, die bey kalter Witterung so heruntergeschlagen werden, daß sie die Ohren bedecken. Die Mäntel erstrecken ihr Gebiet bis zum Bettler-Orden, welche denn die Löcher darinnen so künstlich zu bedecken wissen, daß man nicht das Geringste davon gewahr wird. Ueberhaupt können sie sich in einem solchen Mantel ein Air geben, das nur den Spaniern eigen ist. Unter dem Mantel tragen sie Chupas (Jacken) mit einem Unterleibchen, welches auf beyden Seiten angenähet, mithin ohne Rücken ist, mit 5 bis 6 auch mehrern

Reihen kleiner stählerner, steinerner oder silberner Knöpfchen verziert. Die mehresten tragen nicht eher Röcke, als bis sie sich verheyrathen wollen, oder wenn es die Corteja (Liebhaberinn, Braut) verlangt. Den Mantel hängen sie um, es mag regnen, oder die Sonne scheinen, kalt oder warm seyn, nur daß er im Sommer von seidenem oder anderm leichten Zeug, im Winter hingegen von Tuch ist. Die Frauenzimmer dieser Gattung tragen ihre Mantillas, die ich schon weiter oben beschrieben habe. Ein anderes weibliches Kleidungsstück ist die Basquina (Rock), welche gewöhnlich schwarz aussehen und von Zeug oder auch Taffet gemacht werden. Eine solche Basquina bestehet aus zwey Theilen, die man oben zusammenknüpft; nur unten sind beyde an einander genähet. Im Hause sieht man die Spanierinnen gewöhnlich in Korsetten und leichten Röcken, die sie sonst auch unter der Basquina tragen. Man nennt sie Guardapies. Hernach haben sie auch Enaguas von Leinwand, die sie aus Liebe zum Luxus mit Franzen besetzen, und täglich nicht selten zwey- bis dreymahl wechseln. Sonderbar ist ihr Kopfputz. Diejenigen Spanierinnen, welche noch

nicht von der französischen Mode mit fortgerissen wurden, tragen, besonders in der **mittlern** Klasse, noch immer eine Art großer Haarbeutel von Taffet. Er sitzt mitten auf dem Wirbel des Hauptes und schlingt die Haare am Nacken zusammen. Das Vorderhaar hält ein Kamm fest, auf welchem die Mantilla ruhet. Doch herrscht diese Mode nicht in allen Provinzen. In Biskaja, Asturien und Katalonien z. B. bedienen sie sich bunter Tücher, Filzmützen mit Klappen und Haarnetze.

Ich erinnere mich schon weiter oben gesagt zu haben, daß die Gastgeber, Kaffeeschenker, Billardhalter rc. meist lauter Franzosen, Italiener und Teutsche sind, welche sonst bey den dasigen Schweizer- und Valoner-Regimentern dienten. Dagegen sind die Chocolaterias (oder Chokolatenhäuser) blos von Spanischem Geblüt. Chokolate, ein in Madrid sehr gebräuchliches Getränk, das man sogar dem Gesinde zum Frühstück vorsetzt, kann man zu allen Zeiten des Tags bekommen. Der Handel damit ist sehr stark und die Drogi-

sten, die sie verfertigen lassen, haben täglich 10 — 12 Arbeiter im Hause, welche sich blos mit diesem Gewerbszweig beschäftigen. Groß und Klein, Arme und Reiche trinken Chokolate und bezahlen ungefähr für eine Meißner Kaffeetasse eine Onz. Die Chokolatentafeln, von denen die größeste nur 2 Onz kostet, läßt man bey einem gelinden Feuer in reinem Wasser zerfließen. Wallt sie nun auf, so quirlt man sie mit einem in Form eines Kreuzes geschnittenen Holze, gießt sie dann gleich in die dazu bereitstehende Quiquera (Tasse) und setzt sie wieder in die warme Asche. Ist sie gut, so muß sie oben eine Haut erhalten und einen starken Geruch von Würze geben. Wenn man sie mit feinem Zwieback (Biscochos) austunkt (man nimmt auch Zuckerbrot dazu), so muß sie als Zeichen der Güte ein festes Wesen, aber nie eine zerrinnende Klebrigkeit haben. Führt sie einen Syrup-Geschmack, Pechfarbe, oder einen fetten und schwarzen Bodensatz bey sich, so taugt sie gar nichts. Die angesehenen und vornehmen Spanier lassen sich die Chokolate Zentner- oder halbe Zentner-Weis durch die Chocolateros im Hause verfertigen, welche sich davon sehr reich-

lich nähren. Nach dem Genuß der Chokolate trinkt man ein Glas Wasser. Ich hab' es ein einzigesmahl mit Wein versucht, trotz der Warnung, die man mir gab. Und in der That sie muß gegründet seyn, denn es wurde mir außerordentlich übel darauf. —

Der Spanier schnupft und raucht stark, ohngeachtet auf beyden Fabrikaten ein ungeheurer Zoll liegt. Die Einfuhr fremden Tabacks ist bey Galeerenstrafe verboten; nur eine Dose voll darf der Fremde mit ins Land bringen. Als ich abreisete, kostete das Pfund Rauch- oder Schnupftaback — 50 Realen oder 2½ Duros. Jeder Spanier raucht, aber allemahl nur wenig. Kaum hat er 15 — 20 Züge gethan, so steckt er seinen Cigarro, den er mit andern in einer blechernen oder silbernen Büchse trägt, wieder ein. Man raucht in Spanien äußerst wenig aus Pfeifen, größtentheils wickelt man die Blätter aus dem Havannah-Taback zusammen, so, daß sie inwendig hohl bleiben. Sie sind ungefähr so lang als eine Federspule und dreymahl so dick — und diese Tabacksinstrumente nennt man eben Cigarros. Sie werden

auch von Papier gedrehet. Man nimmt nämlich schwarzen Brasilien, fein geschnitten und wickelt ihn in ein breites, fingerlanges Papier, welches auf beyden Seiten eingebogen ist, fein und künstlich ein. Auf allen Spaziergängen und tavernos (Wirthshäuser) giebt es Cigarros-Händler und der Spanier hält sich für den größesten und achtbarsten Mann, wenn er bey einem Glas Eiswasser, oder Limonade seinen Cigarro rauchen und traulich von Kirchenfesten, Stierhetzen, Jagden des Hofs und von den Vorzügen der römisch-katholischen Kirche schwatzen kann.

In der Puerta de Sol (einer von den Hauptplätzen Madrids), wo nicht nur durchgehends schöne Häuser stehen, sondern wo sich auch das schon berühmte Prachtgebäude, die Post, befindet, trifft man zur Mittagszeit und gegen Abend den Zusammenfluß der eleganten und nicht eleganten Welt der Hauptstadt — kurz alles, was Mensch und Thier heißt, an. Hier werden alle Neuigkeiten der Stadt angeschlagen und wer sich mit dem Lesen nicht abgeben will, kann das, was er wissen will, auch mündlich eben so gut erfahren.

Die Post trägt dazu das ihrige bey, denn es gehen Briefe und fremde Zeitungen ab und zu, auch laufen hier die drey Hauptstraßen, Carrera St. Geronimo, Calle mayor und Calle Alcalá zusammen und machen auf diese Art den Sammelplatz lebhafter. Aus allen siehet man, wie auf einer Bühne eine Menge Verkäufer auftreten, die ihre Waaren mit lautem Geschrey feil bieten und eine Menge schönklingender Worte, doch ganz kurz, verschwenden, um Käufer anzulocken. Da hört man die Zeitungs- und Liederverkäufer rufen: Gazetta nova! Tonadella nova! No tengo mas, que medio dozena! quien quiere la ultima gazetta? Tome Vm. la ultima, que tenjo! (d. h. Die neue Zeitung! Ein neues Liedchen! Ich habe nur noch ein halbes Dutzend! Wer will die letzte Zeitung? Hier! Herr! die letzte) oder die Orangenverkäuferinnen: Naranjas. Dos por tres quartos! (Apfelsinen, zwey für drey Quart) oder die Wasserverkäufer: Agua Fresca! Agua Fresquita! Quien bebe? quien quiere? Ahora viene de la fuente! (d. h. Frisches Wasser — schönes frisches Wasser! Wer trinkt? Wer will? Eben ist es geholt!) Man sieht hier auch

Beispiele der spanischen Höflichkeit. Alle Spanier, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, sind troz ihres Hochmuths dennoch von Natur mitleidig und dienstfertig; freylich fordern sie dabey auch, daß sich der Gegenstand, der ihr Mitleid verlangt, vor ihnen demüthige. Ihrer Jugend prägen sie schon sehr früh das Sentiment ein: Cortesia costa noda, y val mucho (die Höflichkeit kostet nichts und gilt sehr viel). Auf diesem Plaze treiben sich nicht minder eine Menge Freuden= (oder besser: Jammer=) Mädchen herum, aber sie sind doch bey weitem nicht so frech und ungestümm als in Leipzig, Berlin oder Dresden. Sie reden Niemand an, wie diese, sondern befassen sich blos mit Zeichen oder Briefchen, die sie durch Blinde an die Behörde bringen. Die stillen Frühmessen müssen auch manches Rendezvous berichtigen.

Zum Vergnügen der Leser noch einige Rückblicke auf die spanische Geschichte und die ihrer 2 letzten Regenten.

J. J. 1788 den 16. December starb Carl III. im 75. Jahre seines Lebens, wie bekannt, an

Entkräftung. Sein Leichnam wurde unter großem Pomp und einer unzuberechnenden Volksmenge in das königliche Begräbniß nach Eskurial, ins Kloster St. Lorenzo, gebracht.

Dieß Kloster liegt in dem Gebirge Guadarrama; es ist sehr felsicht und unbebauet, mithin kann man die Lage mehr wild als angenehm nennen. Das Kloster begreift eine ungeheure Masse von Steinen in sich und der königliche Pallast ist dicht daran gebauet. Die Hauptfronte, die gegen Westen zu liegt, und den Hügel bestreicht, ist sehr eingeschlossen, die andere Hälfte aber liegt desto freyer. An dem Ganzen hat der Erbauer wenig Pracht verschwendet. Das einzige Portal ruhet auf kostbaren hohen Säulen nach der dorischen Ordnung. Das Dach des Gebäudes zieren viele Thürmchen mit Fenstern versehen. Die Steine, welche an diesen Bau verwendet wurden, sind bewundernswürdig groß. Philipp II. ist Stifter desselben, und seine Nachkommenschaft nennt es das achte Wunder der Welt. Bemerken muß ich, daß Philipp den Grund des Gebäudes im 33sten Jahre seines Lebens legte und das Ganze noch

vor seinem Tode vollendete. Er starb darinnen, nachdem er hier 9 Jahre gelebt hatte. Der daran befindliche Blumengarten, in welchem etwas Orangerie steht, die aber wegen der kalten Winde von Puerto de Guadarrama (so heißt ein Paß durchs Gebirge) nicht allemahl zur Reife kommt, ist ohne Bedeutung.

Das darinnen befindliche Pantheon wurde nach seinen Ueberschriften i. J. 1616 angefangen und 1654 beendiget — ein ungemein schönes und herrliches Denkmahl der Baukunst, welches von Jaspis und andern Marmorarten mit vergoldeter Bronze und vielen Kostbarkeiten verziert, dem Kunstfleiß mehr Ehre bringt. In diesem Pantheon stehen die Urnen und Särge der spanischen Könige und Infanten. Auf seiner Treppe von Marmor stehen jederzeit die Ueberreste des letztern Königs, bis er von seinem Nachfolger abgelößt wird. — Ein kleines Dorf, welches auch Eskurial heißt, liegt $\frac{1}{4}$ Stunde vom Kloster, und 14 Leguas von Madrid.

Das Kloster bewohnen die Mönche vom Orden des heiligen Hieronymus. Man gab es ihnen

zur Entschädigung für das, welches sie in der Schlacht bey S. Quentin einbüßten, denn bekanntlich machten die Spanier eine Batterie daraus und äscherten es ein. Den Nahmen S. Lorenzo erhielt es dem Lorenzotag (10. August) zu Ehren, wo der König den Sieg über seine Feinde erfocht. In dem ersten Saale giebt es Zimmer von auserlesenen Schriften und wohlgelungenen Portraits, in andern zeigt man Sammlungen von hebräischen, griechischen, römischen und arabischen Handschriften. Ich habe Verzeichnisse davon in Neapel, in Florenz und in Mayland angetroffen, wobey Kenner bemerkten, daß sie den Nahmen einer der raresten Sammlungen verdiene.

Wir kamen mit unsrer weitläuftigen und zahlreichen Suite am zweyten Tage gegen 10 Uhr Vormittags hier an. Auf dem Wege wurden die nämlichen Zeremonien beobachtet, die bey Gallatagen gebräuchlich sind. Nur Kleidung und Ton waren verschieden. Als wir noch ungefähr 60 Schritte vom Kloster entfernt waren, sahen wir die Mönche desselben in zwey Reihen gestellt und

den Prior (der ein Grand de España ist) in der Mitte. Dieser rief mit starker Simme:

„Quien vive?" (Wer ist da?)

Der Zeremonienmeister, Conde de Asalto, der von den Staats- und Kriegsministern begleitet wurde, antwortete darauf:

„Carlo tercero, Rey de España y Indias." (Carl III., König von Spanien und Indien.)

„Que manda?" (Was befiehlt er?)

„Que su Cuerpo acqui, buelve al polvo y Ceniza." (Daß sein Leib hier zu Staub und Asche werde.)

Hierauf wurde dem Prior auf Verlangen der Schlüssel zum Sarge überreicht. Er schloß ihn auf und als er sich von der Aechtheit der königlichen Leiche vollkommen überzeugt hatte, so schüttete er eine Menge Seegen und Gebete auf sie herab. Dann wurde sie in die Kirche gebracht, wo der päpstliche Nuntius am Hochaltar in Gegenwart mehrerer Cardinäle und Bischöffe das Hochamt hielt. Diese Feyerlichkeit begann unter

einer trefflichen Trauermusik, während daß auf den übrigen Altären, deren sich mehr als 30 in dieser Kirche befinden, Exequien gehalten wurden. Die Todtenfeyer dauerte bis Nachmittags um 2 Uhr unter abwechselndem Musketen- und Kanonenfeuer. Das Kloster gab dem ganzen Leichenzug und den Truppen ein prächtiges Mahl. Dann gieng alles in der nämlichen Ordnung nach Madrid zurück.

Kaum hatte Carl III. die Augen geschlossen, als einige Große, worunter sich die Condes de Aranda und Alexander de Oreilly befanden, in Ungnade fielen. Der letzte, der so viele Ehrenstellen bekleidete, und nicht nur Vicekönig von den vier Andalusien, sondern auch Gouverneur der Stadt und Festung Cadix war, wurde nach Valencia verwiesen, doch behielt er alle seine Güter und bekam den Titel Capitán-General. Sein Emporsteigen und Fallen war das Werk kurzer Tage! Eins gieng so schnell als das andere! Von diesem Manne ist eine Anekdote bekannt, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten darf.

Oreilly stand im Kriege mit Italien als Unteroffizier bey einem spanischen Regimente und

wurde bey Camposanto verwundet. Ein österreichischer Soldat, der vorher in spanischen Diensten gestanden hatte, sah ihn liegen und wollt' ihm eben den Gnadenstoß geben, als ihm Oreilly zurief: „Halt! Du kennst dein Opfer nicht. Ich bin ein spanischer Grand und der Sohn des Herzogs de Arkos.“ Diese Lüge entwaffnete den Mörder, er ließ sein Schwerd sinken, weil er dieses große und berühmte Haus kannte und eine Belohnung erwartete, wenn er ihn leben ließe. Als er ihn nun zum kommandirenden General gebracht hatte, entdeckte Oreilly seinen unschuldigen Betrug. Dem General gefiel die List; er schickte den Gefangenen, ohne Lösegeld zu fordern, mit Ehrenbezeugungen und Geschenken ins feindliche Lager ab. Die Herzogin von Arkos, welche diese Geschichte erfuhr, nahm ihn von diesem Augenblick an in ihren Schutz, ließ ihn einige Jahre in der Kriegs-Ingenieur-Schule zu Karthagena studieren und verschafte ihm dann eine Kompagnie bey dem Irrländischen Regiment Ultonia. So stieg er von einer Staffel zur andern. — Beym Ausbruch des letztern Krieges mit Frankreich forderte man ihn wieder auf,

Dienste zu nehmen, er war auch dazu bereitwillig, allein er starb auf der Reise nach Madrid 4 Stunden von Valencia, wo er begraben lieget.

Für die Krönungstage des neuen Königes Carl IV. waren der 21, 22 und 23ste September 1789 angesetzt. Sie wurden mit aller nur ersinnlichen Pracht gefeyert. Alle Großen des Reichs befanden sich in Galla zu Madrid und jeder beeiferte sich, den andern durch reiche Equipagen und Aufwand zu überflügeln. Die am Hofe lebenden ausländischen Gesandten ließen Ehrenpforten errichten, und öffentliche Erleuchtungen, mit allegorischen Gemählden verziert, Maskeraden, Bälle rc. anstellen. Die Truppen, welche 15,000 Mann stark vor der Puerta Toledo kampirten, übten sich nach der alten Rittersitte in Schimpf- und Scherzspielen und lieferten blinde Schlachten. Die Edelgarde, welche wie türkische Ispahans gekleidet war und den nenen Monarchen begleitete, trug eine Uniform, außerordentlich reich mit Silber besetzt. Ich kann es betheuern, daß selbst bey der Krönung des Kaisers Josephs II. die dort obwaltende Pracht dieser in Madrid bey

der Thronbesteigung Carls IV. bey weitem nicht zu vergleichen ist. Die Krönungszeremonie geschahe in der Frauenkirche (Nuestra Señora de Atocha). Vor und nach der Krönung wurden Stiergefechte, Renn- und Wettläufe mit Pferden aus der Barbarey (Corso de Barbaros) u. s. w. gegeben. Von den Truppen, die in dem Lustlager standen, erhielt jeder Mann 15 Tage lang doppelten Sold.

Die i. J. 1790 ausgebrochene Revolution in Frankreich sah Spanien nicht mit gleichgültigen Augen an. Oeffentlich durfte kein Mensch davon reden, und den einlaufenden Posten wurde bey hoher Strafe eingeschärft, nichts davon bekannt zu machen. Auch die Reisenden, die nach Madrid kamen und von den auswärtigen Begebenheiten vollkommen unterrichtet waren, sahen sich genöthiget, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Aber welches Gesetz will die Neugierde unterdrücken? Welcher Monarch kann durch seine Machtsprüche jede einzelne Zunge zügeln? Hie und da sprach man doch im geheim davon!

Man wußte alles, was in Frankreich, diesem gefährlichen Nachbar, passirte und nicht selten schien selbst der steife, streng an der Einrichtung und den schwerfälligen Gesetzen seines Vaterlandes hängende Spanier mit Enthusiasmus von der neuen Freyheit und Gleichheit zu schwatzen. Nun mischte sich der Mönchsgeist ins Spiel. Die Patres auf den Kanzeln schilderten die Franzosen als ein von Gott und allen Heiligen verworfenes Volk ab, nannten sie im Wahnsinn ihres Eifers blutdürstige Hunde, Teufel in Menschengestalt, Heiden, die die Religion mit Füßen träten 2c. Man eiferte in den Beichtstühlen gegen sie und forderte jeden auf, zur Vertheidigung der gekränkten Religion alles zu wagen und um ihrentwillen den letzten Blutstropfen zu opfern. Das Volk wurde endlich so erbittert, daß es den Nahmen Frankreich nur mit Abscheu nannte.

Der Nationalkonvent in Paris schickte damahls Abgeordnete an den König, um mit ihm gewisse Verträge zu schließen, allein Carl IV. sandte sie mit der Aeußerung zurück, daß er von Niemand andern als von dem rechtmäßigen Sou-

verän Gesandte erwarte. Der Krieg war nun unvermeidlich. In dieser Hinsicht wurde in den spanischen Staaten schon äußerst stark geworben, zugleich befahl der König, daß auf allen Plätzen die gewöhnlichen Quintas gezogen würden. (Dieß ist ein altes, aber neuerdings geschärftes Gesetz, welches dem Commandanten jedes Distrikts befiehlt, eine Anzahl lediger Bursche zu stellen, die nicht unter 17 und nicht über 40 Jahre alt sind. Kaum ist dieß Gesetz ergangen, so hat jeder Dorfrichter die Vollmacht, alle unverheyrathete Personen von diesem Alter und dem Maas von 5 Schuhen und 1 Zoll vorzuladen und die Anzahl der Rekruten durchs Loos auszuheben. Nur der Adel und die Söhne der Gerichtspersonen werden davon ausgenommen.)

Die spanische Infanterie wurde nun, besonders durch allgemeine Beyträge des Adels und der Vornehmen des Reichs (denn fast in allen öffentlichen Blättern standen Offerten der reichen Partikuläre, welche sich gegen billige Zinsen anheischig machten, jährlich oder monatlich ein gewisses Quantum an die Kriegskasse zu liefern) mit Errichtung neuer und der Verstärkung der schon

vorhandenen Regimenter auf folgenden Fuß gestellt, wie sie sich noch bis auf diesen Augenblick befindet; denn das Versprechen der Kammer, das sie den Geworbenen gab, sie nach dem Frieden zu entlassen, wurde leider! nicht erfüllt.

1 Regiment spanische Garde von 6 Bataillons. 1 Regiment Walloner Garde, von 6 Bataillons. 6 Schweizerregimenter, jedes zu zwey Bataillons, macht: 12 Bataillons. Zusammen also: 24 Bataillons. Rechnet man nun den Staab dazu, ohne die Hautboisten, welche nicht obligat sind, so kommt eine Summe von 16,048 Mann heraus. 38 National-Infanterieregimenter, jedes zu 2 Bataillons. Zusammen: 76 Bataillons. 2 Regimenter, von denen 4 Bataillons in Zeuta stehen. Eins von 2 Bataillons in Manilla; 3 Irrländische Regimenter oder 6 Bataillons; 3 kleine Wallonische Regimenter oder 6 Bataillons. 4 Italienische Regimenter oder 8 Bataillons; 8 Provinzenregimenter oder 16 Bataillons. Zusammen: 59 Regimenter oder 118 Bataillons.

Jedes komplette Infanterie-Regiment, mit seinen 2 Grenadier-Compagnien ist stark: 1445

also: 85,255 Mann. Auf diese Art ist der Fuß des ganzen Volks zu Fuße 101,303 Mann.

Nun giebt es auch 6 Bataillons Artillerie, jedes zu 4 Kompagnien, wovon wiederum eine 159 Köpfe hält. Ein Cuerpo de Ingenieros (Ingenieur = Korps). Dieß besteht aus lauter Subalternen Offiziers in 2 Kompagnien, die zu Karthagena und Cadix eine Akademie haben. Ein Cuerpo de Bombarderos sind zwey Kompagnien zu Land und zwey zu Wasser. Ein Cuerpo de Invalidos (Invalidenkorps) hält 32 Kompagnien, welche alle Gewehr haben und in verschiedenen Besatzungen nur leichte Dienste thun. Die Stärke des Korps kann man nicht bestimmen, weil es jedem Manne frey stehet, in einer ihm beliebigen Garnison seinen verdienten Invalidensold zu fordern. Ein Cuerpo de Inhabiles (Corps der Unvermögenden) besteht aus 15 Kompagnien, wozu diejenigen genommen werden, die gar keine Dienste mehr zu thun im Stande sind. Sie führen kein Gewehr und thun nichts. Dagegen empfangen sie Bett', Licht und Holz, wie die übrige Infanterie.

Die Kavallerie bestehet aus 4 Eskadrons (Guardias de Corps) Leib-Garde, nämlich die Spanische, Flamändische, Italienische und Amerikanische, wie ich schon oben bemerkt habe. Der Kommandant jeder Eskadron ist Grand de España und hat den Titel als Capitän General (General-Feld-Marschall). Der König ist allemahl Obrister. Eine Brigade von den königlichen Carabiners steht, wie schon gesagt wurde, in der La Mancha und ihre Stärke mag jetzt ungefähr 8 — 900 Mann betragen. — Vierzehn Regimenter Reuter führen kein Feuergewehr, sondern nur Pistolen und Säbel. Jedes hat 4 Eskadrons. Zusammen: 56 Eskadrons. Jede Eskadron 3 Kompagnien. Zusammen: 168 Kompagnien. Jede Kompagnie mit Ober- und Unteroffizier 88 Köpfe. Summa: 14,784 Mann. Zehen Dragoner-Regimenter von 4 Eskadrons. Jede zu 3 Kompagnien, zusammen: 120 Kompagnien. Jede Kompagnie hält 68 Mann. Summa: 9160 Mann. Hiezu kommt noch ein ganz neu errichtetes Husaren-Regiment, welches im letztern Kriege General Urutia errichtete und ein Korps von 800 Mann in sich begreift. Zusam-

men: 800. Summa Summarum der ganzen Kavallerie: 24,744 Mann.

Wenig Kavallerie, aber schon zu viel in einem Lande, wie Spanien ist, wo wenig Heu erbauet wird, und wo die Reuterey wegen der bergigten Gegenden nicht viel nutzen kann, wenn der Schauplatz des Kriegs im Innern ist. Die gesammte Kavallerie hat auf den neuen Fuß weiße Röcke, gelbe Westen und dito Beinkleider; die Dragoner allein tragen gelbe Röcke und grüne Untermontirungsstücke. Die jetzige Seemacht, welche sich in den 3 Departements Cadix, Ferrol und Karthagena befindet, wo sie wichtige Schiffszeuchhäuser (Arsenäle) besitzt, besteht in 46 Kriegsschiffen, 58 Fregatten und den dazugehörigen Schaluppen, 26 Urkas (diese braucht man zu Kriegsschiffen und bey den Kauffahrern. Sie bringen Holz aus der Havannah und andere Sachen nach Ferrol, doch kommt auch ein großer Theil des Holzes, was hier gebraucht wird, aus Asturien) und endlich eine ziemliche Anzahl Xabequen (Schebeken), welche die kleinsten von allen drey Arten Schiffen sind. Im englischen nennt

man die Schebeken Jagten. Sie führen 16 bis 20 leichte Kanonen und sind leicht gebauet. Man bedient sich ihrer zur Transportirung der Truppen. Bey den Seetreffen machen sie in der Eskadre die Vorposten und das Freykorps aus, indem sie ihrer leichten Bauart wegen sehr bequem zum Rekognosziren gebraucht werden können. Man hat sie statt der Galeeren, die jetzt in Spanien ganz abgeschaft sind.

Die Anzahl der Seesoldaten und Matrosen beläuft sich dermahlen auf 30,000 Mann, doch zweifle ich, daß zur Zeit der Noth zwey Drittheile brauchbar sind, weil die Commandeurs eine Menge solcher Leute in die Schiffsregister einzeichnen, die sie um einen wohlfeilen Preiß haben können und von denen sie dann ein artiges Plus ziehen. Viele von ihnen sind zum Dienst gar nicht tauglich. Es ist schon oft der Fall gewesen, daß man beym Auslaufen einer Flotte, um nur das Schiffsvolk komplet zu machen, Matrosen aus den Gefängnissen nehmen mußte. Aus eben diesem Grunde befinden sich immer Portugiesen, Engländer, Schweden und Holländer auf den

spanischen Schiffen als Matrosen, die dann aber allemahl, wenn das Königreich Friede hat, wieder abgedankt werden.

Die Soldaten, die zur Besetzung der Schiffe bestimmt sind, bestehen aus 6 Bataillons, davon zwey in jedem Departemento de Marina, nämlich in Cadix, Karthagena und Ferrol, in den dortigen Arsenälern einquartirt sind. Man nennt sie Guardias de Marina (Seegarde). Ihre Offiziere, die alle in den Seekadetten-Schulen zu Ferrol, Cadix oder Alikante studiert haben, tragen dreyerley Arten Uniforms mit Golddressen verbrämt. Die Gala-Uniform ist reich, mit kleinen massivgoldenen Knöpfen benähet, auf welchen man einen Anker sieht.

Außer der vorhin angeführten Land- und Seemacht hat Spanien unausgesetzt 40,000 Mann Landmiliz. Die Soldaten aber empfangen in Friedenszeiten keinen Sold, sondern blos die 3 Staabsoffiziere, alle Unteroffiziers, Trommelschläger und Pfeifer von jedem Regimente. Diese liegen in dem Hauptorte des Kantons, von dem sie abstammen und bieten der Obrigkeit auf ihr

Verlangen den Arm bey allen Vorfallenheiten. Sie sind immer komplett, denn wenn einer stirbt oder sonst abgehet (sie müssen 8 Jahre dienen, wie alle Quintas) so muß der Alkalde des Ortes solches dem Stabe anzeigen, der dann zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle, die aus dem nämlichen Orte, wo er zu Hause ist, geschiehet, die gehörige Vorkehrungen trifft. Sie haben zweymahl des Jahres bey ihrem Stabe Assamblee (Zusammenkunft), wo sie in den Waffen geübt werden, doch mögen diese Uebungen nicht von Belang seyn, denn als sie im letztern Kriege zur Armee kamen, konnten sie kaum das Gewehr präsentiren.

Das Cuerpo de Infanteria ligera (leichtes Fußvolk), ist ebenfalls ein über tausend Mann starkes Korps. Die Mannschaft trägt leichte Röcke, Espargata (hänfene Schuhe) ein gezogenes Gewehr, zwey Pistolen und ein Stilet. Sie schwärmt in den Gebirgen umher, um Contreband und Spitzbuben wegzufangen. In Kriegszeiten macht sie ein Freykorps aus, wo der Mann des Tags über 5 Quart mehr Sold, als jeder andere Infanterist genießt.

Jedes Departement hat seinen Kommandanten, der in den größesten, wie zum Beyspiel in Andalusien, Catalonien, Navarra und Granada, Virey (Vicekönig) genannt wird. Die Subordination ist sehr streng und geht so weit, daß, wenn ein Offizier in einer Privatgesellschaft einen andern, der höher ist, als er, hereintreten sieht, er diesem sogleich seinen Platz anbieten muß.

Jetzt noch ein paar Augenblicke auf den damahligen Krieg gegen Frankreich zurück.

Man hörte auf allen Spaziergängen, Chokolate-, Kaffee- und Eißwasser-Häusern (Casa de Rinfrescos), wo man auch alle Arten Gefrohrnes haben kann, nichts als von dem Kriege gegen die Hochmüthigen, Gott und die Heiligen verachtenden Franzmänner, sprechen. Fast jeder bot etwas von seinen Gütern zur Ausrüstung einer Kriegsmacht dar, welche nun diese Nation, die an allen Pflichten göttlicher und menschlicher Gesetze gleichsam zur Verrätherinn geworden war, demüthigen und bekehren sollte. Die Urtheile darüber fielen oft sehr inkonsequent und lächerlich aus. Hiezu

kam nun noch besonders der Tod Ludwigs des XVI., der nach der Meynung dieser blinden Katholiken blos als ein Martyrer des Glaubens gefallen war und dessen Tod zu rächen jedes römisch-katholischen Christen unabänderliche Pflicht sey. Der Pöbel waffnete sich auf den Grenzen von Biskaija und Katalonien und wählte sich Anführer, die in ihrer blinden Wuth selbst dem Vaterlande gefährlich geworden wären, wenn sich nicht die Ortsobrigkeiten ins Mittel geschlagen und dem Unfug gesteuert hätten. Jetzt wurde von Seiten Spaniens die Defensiv- und Offensiv-Allianz mit England geschlossen. Frankreich erwartete die Kriegserklärung Spaniens nicht; es kam ihm zuvor und kündigte ihm i. J. 1793 den Krieg an. Die Armee theilte sich nun in drey kleinere, von denen die eine nach Rosellon, die andere nach Biskaya und die dritte gegen die Pyrenäen marschirte. Das Regiment, in dem ich stand, gehörte mit zur erstern Armee, und wurde von dem Kapitän-General Don Antonio Rikardos kommandirt. Wir machten doppelte Märsche und langten im Aprill 1793 zu Barzellona an.

Das Kriegsglück und die wenige Besatzung, die in Bellegarde lag, lieferte diese Festung, die einen Paß über das pirenäische Gebirge bildet, nach einer kurzen Belagerung in unsere Hände. Eben so schnell nahmen wir Collioure, ein kleines Städtchen mit einem hübschen Hafen, weg. Der Zug gieng nun nach Perpignam, die Hauptstadt von Rosellon, mit einem sehr festen Schlosse am Flusse Ter, doch da Don Antonio die Belagerung nicht mit dem Eifer betrieb, der hier wohl hätte statt finden sollen, so mußten wir mit einer langen Nase wieder abziehen, zumahl da die Besatzung ganz unvermuthet Sukkurs erhielt. Kurz die Herren Franzmänner trieben uns ganz artig zurück und nahmen uns mit der Manier auch die zwey eroberten festen Plätze wieder ab. Wir zogen uns nach Gerona zurück, wo der General zwischen Gerona und Figueras dem Feinde eine Schlacht zu liefern dachte, allein dieser wich uns immer aus und es kam nie zu einem entscheidenden Augenblicke. Nach grade wurden unsere Spanier muthlos. Die ungewohnte französische Taktik kam ihnen äußerst ungelegen; mancher konnte nicht begreifen, woher der Gott und alle Heiligen vergessende Franzos

nur den Muth hernähme, sich mitten in den Schwerdter-Wald und das Feuer der Kanonen zu stürzen, ohne zu wanken und zu weichen. So riß allmählig ein panisches Schrecken ein, das sich nach jeder gewonnenen Schlacht des Feindes vermehrte. Figueras, die Hauptfestung in Katalonien gieng verlohren, oder besser: sie wurde ohne die geringste Gegenwehr übergeben. Auch Rosas, eine mittelmäßige Festung mit einem Seehafen, erfuhr ein gleiches Schicksal.

Plötzlich erhielten wir den 15. Oktober 1793 den Befehl, mit der 6ten Brigade nach Biskaya zu marschiren, wo die Franzosen auf Kosten der Spanier reine Wirthschaft machten. Fuentenabia, eine Grenzfestung am Biskayischen Meer wurde so eben belagert und gieng noch über, ehe wir ankamen. Als wir hernach die Schlacht bey San Hermenegildo verlohren, erhielt der Feind auch San Sebastian, eine biskaysche Stadt von nicht großem Umfange an der Küste von Guipuskoa. In eben dieser Schlacht zeichnete sich das Schweizerregiment Reding und das 5te Bataillon des Wallonerregiments sehr

aus. Sie thaten dem Feinde bey ihrer klugen und geschickten Retirade vielen Schaden und empfingen deshalb von dem König ein Ehrenzeichen mit der Ueberschrift: *Premio del Valor* (Belohnung der Tapferkeit), welches sie noch jetzt am linken Arm tragen.

Die Franzosen nahmen nun ohne weitern Widerstand Besitz von der Hauptstadt Bilbao und der ganzen Landschaft Biskaya. Diese Provinz hat 30 Städte, von denen allein S. Sebastian und Fuenterabia fest sind. Die übrigen haben blos Mauern. Man findet in Biskaya eine Menge Waldungen, viele Eisenbergwerke, schöne Viehzucht, auch etliche Stutereyen, die jedoch ohne Bedeutung sind. Besonders treiben Vittoria, Bilbao und Toloza einen starken Handel mit Eisen und ihren fabrizirten Tüchern. Die Landessprache ist die alte Kantabrische, die man aber (im gemeinen Leben gesprochen) nicht versteht. Seit zwölf Jahren bestehen eigene Schulen, in welchen die kastilianische Sprache gelehrt wird, auch hat man angefangen, in selbiger zu predigen, aber die Neigung zur erstern hat

sie

sie immer wieder verdrängt, und da größtentheils in den Schulen die alten Unterrichtsbücher beybehalten worden sind, so kann es wohl noch lange dauern, ehe es zum Zweck der völligen Ausrottung kommt. Dieß Land wird eigentlich zu keiner Provinz des spanischen Reichs gezählt, sondern es führt den Nahmen Señorio de Biscaya (Herrschaft Biskaya), und hat das eigene Privilegium, dessen sich keine von allen Provinzen zu rühmen weiß. daß es Rauch- und Schnupftaback fabriziren kann. Da es aber davon über der Grenze nichts verkaufen darf, so werden die Grenz-Orte von Alt-Kastilien, Navarra und Catalonien mit einer Menge Kuntschaftern besetzt, die alle Auspassirende sehr scharf visitiren und das, was sich über eine vollgedrückte Dose beläuft, für Kontreband erklären.

Bey dem Einmarsch der Franzosen in diese Herrschaft begiengen die Einwohner des Distrikts von Avila (welcher in dem kleinen Ländchen Guipuskoa liegt) die Schwachheit, sich zur Wehr zu setzen. Ohngeachtet jene eine ziemliche Anzahl Leute einbüßten, so wurden doch die Avilaner so-

gleich zu Paaren getrieben, und rein ausgeplündert. Mehrere Dörfer lagen bald darauf in Schutt und Graus und die Anführer, welche die Pfarrer der Dorfschaften waren, nahmen die Flucht. Zwey davon wurden ergriffen und dem Mordbeil der Guillotine zu Bilbao überliefert.

Mich hatte man in dem Spital zu Pamplona in der Provinz Navarra angestellt, wo eine Menge Blessirter von unserer Armee und auch von den gefangenen Franzosen lagen. Bey den letztern zeigte sich eine starke Dysenterie, an der sehr viele starben. Man mußte deshalb den Ueberrest in ein drey Stunden davon gelegenes Dorf transportiren, wo am 24. December ein feindliches Piquet eindrang und nicht nur die Gefangenen, sondern auch die Kommandirten aufhob und wegführte.

Endlich erfolgte der Friede, den Spanien mit Aufopferung seines Antheils an Domingo und einer großen Geldsumme erkaufte. Ich blieb bis zu Ende Novembers des 1795sten Jahres in Pamplona.

Die Provinz Navarra, von der hier die Rede ist und welche mit der jenseits der Pyrenäen, die schon lange den Franzosen gehörte und noch unter der monarchischen Regierung Basques de Gascogne hieß, ja nicht verwechselt werden darf, grenzt gegen Süden an Arragonien, gegen Westen an Altkastilien, gegen Norden an Biskaya, gegen Osten aber an das pyrenäische Gebirge. Die Sprache auf dem Lande ist die nämliche alt Kantabrische. Sie erstreckt sich bis nach Bordeaux. Die Provinz hat einen Vice-König, der Militär- und Civilsachen entscheidet, und die Stadt einen bischöflichen Sitz, der unter dem Erzbischof von Arragonien steht. Das Land ist bergigt aber so ziemlich fruchtbar, besonders gedeihen hier Oliven und Weine. In den Eichwäldern trifft man große Heerden Schweine, die sich von den Eicheln mästen, welche hier häufiger als in Teutschland wachsen. Der Speck und die Schinken dieser Schweine sind so gut und schmackhaft, daß die Einwohner großen Handel damit treiben. Eine nicht große, aber ziemlich artige, Handelsstadt ist unter andern Tudella, die vornehmste nach Pamplona. Sie liegt am Zusammenfluß des

Ebro mit dem Queiloz und hat mehrere schöne steinerne Brücken. Eine davon ist über eine Viertelstunde lang und gegen 200 Schritte breit. Der hier erbauete rothe Wein kommt an Geschmack dem Alikanten-Wein gleich und wird so sehr geschätzt, daß der Magistrat von Tudela eigene Weinbergshüter besoldet, welche den Einwohnern und Besitzern das Traubenabschneiden untersagen müssen. Nur des Sonntags darf jeder Eigenthümer ungefähr ein Schnupftuch voll Trauben mit nach Hause nehmen.

Das ehemalige Jesuiterkollegium in Pamplona ist ein großes, weitläuftiges Gebäude, in welchem i. J. 1749 unter dem Kommando des Marschalls v. Bervie 10,000 Franzosen einquartirt waren. Die Stadt hat auch eine Universität, die aber im Grunde wenig zu bedeuten hat. Es studieren blos Theologen hier. Unter diesen traf ich einen Landsmann an, der aus Erfurth war und Schilling hieß. Sonst stand er bey dem Regiment Schwaller, erkaufte da seinen Abschied, ward Katholik und studierte nun die Gottesgelahrheit. Er erzeugte mir viele Freundschaft und erzählte

mir, daß ihm die neuere Philosophie, die er in Erfurth studiert habe, hier viel Ansehen verschaft hätte, der er auch eine Kaplaney verdanke, die ihm jährlich 200 spanische Thaler eintrüge. Seine ganze Bibliothek bestand dermahlen in einer Legenda de los Santos (Leben des Heiligen und ihre Wunderwerke) in 6 dicken Quartanten, mit der ich mir oft, da sie in rein kastilianischer Sprache geschrieben war, zum Spaße die Zeit vertrieb, und in den Erklärungen der heiligen Schrift des S. Hieronimus und S. Bernhards. Ich versuchte eines Tages, ihn auf seinen sonderbaren Religionsschritt aufmerksam zu machen und glaubte nichts gewisseres, als daß er schaamroth vor mir stehen würde, allein er setzte mir eine gewisse Keckheit entgegen, die ihn behaupten ließ, daß er, nur durch die Eingebung der Mutter Gottes und des heiligen Josephs geleitet, die Falschheit der protestantischen Religion eingesehen und von dieser zur katholischen übergegangen sey. Als ich dieß hörte, ließ ich ihn ungestöhrt bey seiner Meinung, brach aber meinen Umgang mit ihm ganz ab. Die ganze Erleuchtung, die die arme Jungfrau Maria auf ihre Rechnung nehmen mußte, bestand

wohl mehr in der heitern Perspektive, welche ihm eine wohlgespickte Pfaffentafel und das runde Gesicht seiner kleinen, quapplichen Köchin geöffnet hatte.

Seit 1761 war ich nun der Ball des Schicksals gewesen. Jetzt stand ich einen Augenblick still und überblickte die geraden und krummen Pfade, die ich gegangen war. Die meisten fand ich mit Dornen bestreuet, nur hie und da blühete noch ein Röschen, das aber, von der Winterkälte meines Alters gedrückt, mir keinen Geruch für die Zukunft versprach. Mehrere von meinen Kameraden hatten schon längst ihre Rosen gebrochen, sich daran ergötzt und mit den Blättern derselben ihr Lager bestreuet, auf denen sie dann ruhig schlummerten; ich allein stand da, ohne Blume und Blüte; ich allein schien aus meinem Vaterlande gestossen, bestimmt zu seyn, das traurige Opfer der Dienstpflicht eines fremden Landes zu werden. Doch — ich ließ nicht alle Hoffnung schwinden und wandte mich an den Chef meines Regiments, mir zur Belohnung meiner treu gelei-

steten Dienste eine, wenn auch nur geringe, Pension auszuwirken. Ich erhielt zu meinem Vergnügen die gehörigen Versicherungen und Anweisungen und trat nun die Reise nach Madrid an. Glücklich und ohne Abentheuer kam ich dort an und, mittlerweile ich alles das, was meine Absicht bezielte, der Behörde übergab, schrieb ich in mein Vaterland, um den Meinigen von meinem Befinden Nachricht zu geben, die leider! seit meiner Befreyung aus der algierischen Sklaverey nichts wieder von mir gehört hatten. Meine Schwester, die seit 32 Jahren mit dem Pfarrer Reichert zu Frankenthal bey Gera verheyrathet ist, erhielt den Brief richtig und antwortete mir sogleich. Sie meldete mir, daß meine Mutter, die sie 12 Jahre lang bey sich gehabt hatte, unter Segenswünschen für mich gestorben und mir etwas Weniges hinterlassen habe, das sie mir, nach meiner Forderung, sogleich zu überschicken bereit sey. Sie sandte mir 50 Thaler und bot mir dann im Einverständniß mit ihrem Gatten, ihr Haus und ihren Tisch an, falls ich gewilligt seyn sollte, aus einem fremden Lande in mein liebes Vaterland zurückzukehren.

Ich empfieng Geld und Brief eben als ich mich im Bade zu Caldes befand, wo ich meinen Körper von einigen heftigen paralyptischen Zufällen zu befreyen suchte. Ich benutzte einen Theil desselben, um meine verlohrnen Kräfte wieder herzustellen und mir einige sehr nothwendige Kleidungsstücke anzuschaffen, den Rest aber bestimmt' ich zu meiner Reise ins Vaterland.

Kaum kam ich aus dem Bade zurück, als ich auf ein Jahr lang um einen königlichen Urlaubs-Paß anhielt. Ich erhielt ihn ohne Weigerung und gieng im April 1798 wieder von Madrid ab, über Pamplona, wo man mich bey dem Eingang der Pyrenäen ungehindert passiren ließ. Als ich aber nach Bayonne kam und man dort aus meinem Passe sah, daß ich ein Teutscher und ein kayserlicher Schutzverwandter sey, so wurde ich ohne Zeitverlust auf die Munizipalität geführt, die mich ins Gefängniß bringen ließ. Der Leser denke sich mein Entsetzen, denn damahls stand in Frankreich der unschuldigste Hals nicht sicher auf seinem Rumpfe. Ich saß sechs Tage lang bey einer elenden Suppe und schwarzem, fast ungenießbarem, Brode,

bis man mir eines Tags schriftlich mehrere Fragen abnahm, unter andern hieß es, ob ich denn nicht wisse, daß die Republik mit dem ganzen teutschen Reich im Krieg stehe? u. dgl. m. Ich berief mich auf meinen Paß und den spanischen Konsul, welcher auch zu mir kam und alles Mögliche zu meiner Rettung anzuwenden versprach. Endlich ein paar Tage darauf erschien der Maire und kündigte mir meine Freyheit, doch nur unter der Bedingung an, daß ich sogleich nach Spanien zurückkehren müsse. Betrübniß und Freude standen in einem Grade bey mir. Dem Tode war ich entronnen, dafür dankt' ich dem Genius des Lebens herzlich, aber daß ich mein Vaterland nicht wieder sehen sollte — dieß preßte mir bittere Thränen aus. Bey meiner Abreise nahm man mir noch 30 Livres (6 machen einen französischen Thaler) ab; mit Freuden zahlte ich sie, denn ich hatte ja meine Freyheit damit bezahlt.

Ich kam nach Madrid zurück und wartete auf günstigere Augenblicke. Meine Zeit vertrieb ich mir so angenehm, als es meine Lage zuließ, ich arbeitete so weit meine Kräfte es verstatteten

Im Jahr 1799 wurde mir von meinen Freunden, um mich zu poussiren, eine Heyrath vorgeschlagen. Der Gegenstand meines künftigen Glücks war die Tochter meines ehemaligen Feldscheers, der jetzt, wie ich, auf Pension gesetzt worden war. Das Mädchen hatte 1000 Duros baares Vermögen, aber dabey einen Fehler, den meine Siebenundfunfzig unauswetzbar fanden. Sie war nämlich beynahe 20 Jahr jünger als ich und schien blos deshalb einen Mann zu wählen, damit sie nicht als eine alte Jungfer sterben möchte. Dabey kam sie mir etwas kokett und herrschsüchtig vor. Wie? ich, der ich auf meinen gefahrvollen Reisen so manchen Liebesantrag wacker zurückgeschlagen hatte, sollte mich nun noch, ein paar Schritte weit vom Grabe, blenden lassen und meine Freyheit einem kastilianischen Pantoffel anvertrauen? Nimmermehr! Ich drückte meine Augen vor den 1000 Duros zu und vergaß gern das Angenehme dieser Erbietung, weil ich mir dadurch eine Menge unangenehmer Stunden ersparte.

Bald darauf suchte man mir, durch Vorsprache meiner Gönner, einen Platz bey den köni-

glichen Gebäuden zu verschaffen. Die hier angestellten Offizianten haben die Obliegenheit, täglich die Nahmen der arbeitenden Personen abzulesen und Acht zu haben, daß keiner müssig gehe, und dann jedem am Abend des Tags ihren Lohn auszuzahlen. Ein solcher Offiziant erhält täglich 2 Pezetas. Allein ich schlug es aus, weil ein solches Amt außer den 2 Pezetas noch eine artige Summe von Gewissensbissen einkassirt, die das unsichere Betragen gegen Bauherr und Arbeiter unabänderlich erzeugt.

Jetzt empfing mein altes Haupt wieder einen sehr harten Schlag.

Der König ließ den Befehl ergehen, daß alle pensionirte Ausländer nach St. Felipe abreisen und dort ihre Pensionen verzehren sollten. Ich war also genöthiget, meine Freunde in Madrid und diese liebe Stadt selbst zu verlassen und dem Befehle des Monarchen Folge zu leisten. Wir hatten 59 Leguas bis dahin und jeder von uns erhielt eine *Baxage minor*, (kleine Bagage, d. i. ein Esel. Baxage mayor ist ein Pferd oder ein Maulthier), auf welchem wir unsere Effekten

transportirten. Wir giengen über Valencia, Costejon del Plan, Albazette bis wir nach einer eilftägigen Reise glücklich in St. Felipe ankamen. Welch' ein Unterschied zwischen diesem und meinem ehemaligen Wohnort! Die Stadt ist klein und unansehnlich, denn sie wurde i. J. 1707 durch die Franzosen völlig eingeäschert. Die Einwohner verließen den Ort größtentheils und zogen in die La Mancha. Philipp V. ließ sie wieder erbauen, aber sie kommt der ehemaligen Stadt, als sie noch Xativa hieß, bey weitem nicht bey. Die Einwohner bauen viel Reiß, auch Granaden, Zitronen und Pommeranzen, weil das Clima sehr warm ist. Der Karakter des Volks ist Hoffarth, Bigotterie und Bosheit, er hat also wenig empfehlenswerthes.

Als der König i. J. 1802 über Valéncia nach Barzellona gieng, wo die Vermählung mit dem Prinzen von Asturien und der Prinzessin der beyden Sizilien gefeiert wurde, so händigten ihm mehrere meiner Kameraden Bittschriften ein. Auch ich befand mich unter den Supplikanten, weil der Wunsch, mein Vaterland noch einmahl

zu sehen, abermahls in seiner ganzen Größe in mir erwachte. Ich bat den König darinnen um die Vorausbezahlung einer zweyjährigen Pension und resignirte auf alle fernere königliche Gnade, weil ich mit diesem Gelde die Reisekosten ins Vaterland recht bequem zu bestreiten hoffte.

Im Monat Februar 1803 erhielt ich durch den S. Felipischen Kommandanten einen Reisepaß auf 2 Jahre, doch ohne Reisegeld, mit der Erklärung, daß mir nach meiner Zurückkunft der in diesen zwey Jahren aufgelaufene Rest der Pension nachgezahlt werden sollte. Der Kommandant stellte mir, als er mich mit dem königlichen Willen bekannt gemacht hatte, sehr wohlmeinend die Gefahren vor, die mein Alter bey einer so weiten Reise zu bekämpfen haben würde, allein nichts konnte meinen Entschluß erschüttern und der Gedanke, noch einmahl auf den Fluren der mütterlichen Heimath zu wandeln, besiegte alle Hindernisse.

Um Geld zu erschwingen, verkauft' ich nun alles, was ich entbehren konnte. Das daraus gewonnene Quantum belief sich ungefähr auf 12

Thaler, so, daß ich in Summa, wenn ich meinen zweymonatlichen Sold dazu addirte, eine Baarschaft von 20 Thalern besaß. Mit dieser kleinen Börse und einem doppelten Passe, einem spanischen und französischen (den letztern stellte mir der zu Barzellona residirende Konsul zu) trat ich nun eine Reise von dreyhundert und funfzig teutschen Meilen in einem Alter von 61 und ½ Jahren am 14. May d. J. 1803 an.

In Barzellona (59 Leguas von S. Felipe) nahm ich die gewöhnliche Eselspost. Man reitet darauf bequemer als auf dem besten Pferde, sobald man eine gehörige Unterlage hat und da meine Rozinante sich an die höflichen Erinnerungen des hinter ihr hertrabenden Knaben weiter nicht kehrte, so konnt' ich die Schönheiten der Gegend weit gemächlicher genießen, als mancher Reisende in seinem viereckigten Glaskasten, wo er nichts sieht, als den Schaum dieser Naturkostbarkeiten. In Barzellona musterte ich meine Kasse, leider flüsterte sie mir zu, daß es nöthig sey, den Marsch von nun an ganz zu Fuße zu machen. Die 45 Stunden von hier bis Perpignan legt'

ich in zehen Tagen zurück. Beym Präfekt des Departements der östlichen Pyrenäen erhielt ich einen Paß, den ich in den Hauptstädten des französischen Gebietes viermahl unterschreiben ließ. Anfänglich macht' ich des Tags 6 bis 7 Lieux (eine beträgt anderthalb deutsche Stunden) denn überall wanderte ich auf den schönsten Chausseen.

In Montpellier hielt ich in dem schönen Hotell de Dieu Rasttag, wo ich in dem Passagiersaal 8 Tage lang recht gut verpflegt wurde. Von da kam ich auf Nimes, 7 Lieux von Montpellier, und dann auf Beziers, Narbonne, Pezeras und Vienne. Die letztere Stadt liegt in der ehemaligen Dauphinée an der Rhone und treibt sehr ansehnlichen Handel, besonders aber ist sie durch ihre Gerbereyen und ihr Sohlenleder berühmt. In St. Esprit (welches ich nun passirte), soll die schönste Brücke in Europa anzutreffen seyn. Ich gebe das zu, sobald man unter Europa Frankreich versteht. Ueber Valenze und Lyon kam ich endlich nach Paris, in diese trefflichste aller Städte in Europa, in dieß weltbekannte Magazin des Luxus und der Mode. Hier

blieb ich wieder 8 Tage lang bey meinen guten barmherzigen Schwestern, die mich mit Liebe und Zuvorkommenheit pflegten. Dann wanderte ich auf Besançon zu nach Bedford, von hier über Collmar, Schlettstadt nach Strasburg, wo ich mich bey der Munizipalität meldete, die mir einen Paß ausstellte, um bey Kehl den Rhein passiren zu können. Nun schlug ich mich über Rastadt, Carsruhe, Ellwangen, Anspach, Nürnberg, Erlangen, Bamberg nach Lobenstein und Schlaitz und kam am 21. July vollkommen wohl und gesund in Dorfe Frankenthal an.

Man kann leicht denken, wie viele harte, sauere Tritte dazu gehörten, um mit 20 Thalern eine Reise von 350 Meilen zurückzulegen. Und doch legte ich sie glücklich zurück. Freylich würde ich mich hier und da, besonders in Frankreich, weit angenehmer befunden haben, wenn ich das letztere so wieder gefunden hätte, als es in den Zeiten vor der Revolution war. Jetzt zeigten mir manche sonst sehr bemittelte Personen ihren ganzen Reichthum, eine Kiste voll Assignaten,

für

für die sie in ihrem Leben keinen Liard bekamen. Alles war theuer. Ein sehr mittelmäßiges Nachtessen kostete 24 Sous. Durch Languedok und die Dauphinée mußte ich für ein Pfund Brod 6 auch 7 Sous bezahlen, hinter St. Esprit aber galt es 12 und 13 Sous. Auch in ganz Schwaben fand diese Theurung statt. Dem Landvolke im Würtenbergischen mangelte das Hauptbedürfniß seines Lebens, Brod und Erdäpfel, es hatte nichts als ein schwarzes saures und mit Saubohnen vermengtes Mehl, wozu noch kam, daß der Churfürst die in den fünf Jahren des leidigen Kriegs zurückgebliebenen Steuern in zwey Terminen verlangte. Ich fühlte bey so vielem Elende meiner unglücklichen Mitbrüder den Stachel meines eigenen Unglücks nicht. Zwar versprachen die Felder überall eine reichliche, gesegnete Erndte. Aber was half sie? Ihr Reichthum war vorgegessenes Brodt! Nur in den Besitzungen des ädlen Churfürsten von Baden zeigten sich die Spuhren einer milden Landesregierung, die sich sogar oft bis auf Fremde erstreckten. In dieser Beziehung ist im ganzen Lande der Befehl ergangen, allen, mit guten Pässen versehenen,

Personen, welche nicht vor 7 Uhr in einem Orte ankommen, gleich den Landessoldaten, auf eine Nacht Quartier und Kost zu geben, wozu ihnen der Richter ein Billets an denjenigen Einwohner, welcher ihn beherbergen soll, einhändiget. Solche Billets hab' ich auch durch ganz Frankreich erhalten.

Und wie sieht es mit den Früchten der Revolution aus? Der Leser glaube ja nicht, daß sich die Franzosen bey ihrer neuen Freyheit wohl befinden. Das Mißvergnügen über die gegenwärtige Staatsregierung ist sehr bemerkbar, sobald man selbst an der Quelle der Unzufriedenheit steht. Besonders hab' ich bey dem Militär laute Klagen gehört. Manches Versprechen, was der brav gediente Soldat in den Zeiten des Revolutionskriegs empfieng, blieb unerfüllt. In vielen Städten sieht man Martissöhne, die, zum Krüppel geschossen, mit ihren fünf Sous ohne Brod erbärmlich leben und ohne die Hülfe ihrer Mitbrüder gewiß verhungern müßten. Daher glaub' ich, daß bey dem nächsten Kriege, den Frankreich führen möchte, der Enthusiasmus für das Vaterland zu

bluten, nicht so warm seyn dürfte, als er sonst es war, als noch die Bürger-Generale Bonaparte und Moreau die Fahne der Republik schwangen. In allen Kaffee-, Wein-, Bier- und Billardhäusern hört man nichts als bittere Klagen über Geld-Mangel; die Wirthe sind arme Wichte, welche ohnfehlbar verhungern müßten, wenn ihnen nicht bisweilen die Börsen der Reisenden neuen Muth zum Leben gäben. Doch diese Schäden werden nach und nach verschwinden, ob es schon noch lange dauern kann, ehe sich ein so wichtiges Land, wie Frankreich, von den Streichen eines Kriegs erholt, den es in seiner ganzen Entsetzlichkeit fühlte.

Wie gesagt — mich hatte der Gedanke, die Meinigen nach einer so langen Trennung wieder an mein Herz zu drücken, auf dem ganzen langen Wege erquickt. Wer schildert nun mein unnennbares Entzücken, als ich die Fluren wieder sah, in denen ich gebohren wurde; als mein Fuß den väterlichen Boden wieder betrat, wo ich sonst in kindlicher Unschuld wandelte! Ach! freylich hatte

sich da vieles verändert. Die beste und liebste Seele, an der die Meinige hieng — meine brave Mutter war hinübergegangen auf jenen bessern Stern, der sie für alle Leiden und für alles Erdenelend zu entschädigen versprach. Aber doch waren die Wälder und Eichen und Berge und Thäler zurückgeblieben mit all' ihren grünenden Fluren und mit ihrer mildrauschenden Elster. Da stand ich vor dem trauten Thale, in dem mein liebes Gera lag und unwillkührlich falteten sich meine Hände zum Gebet; unwillkührlich füllte sich mein Auge mit süßen Thränen. Lange hatte ich es nicht gesehen, aber doch war mir nichts fremd geworden; jedes Blatt auf den Bäumen nickte mir, wie sonst, als einem alten Bekannten zu; jeder Baum lispelte mir, wie vorher, sein Willkommen entgegen und jede Vogelkehle schien zu singen: „Hast du auch das Vaterland noch nicht vergessen?“ Ach! Ich sang mit Lauenstein:

Willkommen mir, du trautes Thal,
Umkränzt von blühenden Gesträuchen!
Hier thürmte nicht der Ehrsucht Stahl,
Nicht Freyheitstaumel Bürgerleichen;
Der Eintracht Tempel bliebest du,
Und birgst sie noch die goldne Ruh.

Hier, wo der Landmann glücklich lebt,
Wo sich Natur und Freude gatten,
Wo Frankenthal sich dort erhebt,
Gehüllt in grüner Bäume Schatten —
Hier winkt mir die Zufriedenheit,
Hier schlägt mein Herz, von Zwang befreyt.

Noch einmahl sey willkommen mir,
Geliebtes Thal mit deinen Hütten,
Mit deinen Menschen ohne Zier,
Mit deinen unverdorbnen Sitten! — —

So dacht' ich, so sang' ich, so betete ich und fromm und mit thränenden Augen streckt' ich meine Arme aus, um jeden Baum, der mir Kühlung zuwehete, mit vollem Entzücken an mein warmes Herz zu drücken. Von solchen Empfindungen begleitet trat ich endlich in das stille, einfache Pfarrhaus, wo die beyden Seelen, die mir hier übrig geblieben waren, meiner harrten. Weinend hieng die gute Schwester jetzt an meinem Halse, indessen ein freundlicher Händedruck meines Schwagers mich mit allen feindlichen Ereignissen meines Schicksals wieder auszusöhnen suchte. Ich fand ja treue Herzen, die mich liebten, das freundliche Auge meiner Schwester und die Erfüllung ihres frommen Wunsches, mich bey sich zu sehen, an

die sich nun freylich ein neuer Wunsch knüpft, der, daß ich auch bis an meinen Tod bey ihr bleiben möchte. Ach! wer die Freuden des Vaterlandes kennt, wird sich von meinen ähnlichen Wünschen leicht einen Begriff machen können — auch ich möchte in den heiligen Hainen Germaniens sterben; auch ich möchte einst bey der Asche meiner Väter schlummern, aber wie es scheint, dürfte dieser Wunsch unerfüllt bleiben. Ich sehe in Teutschland keine Aussicht für ein ruhiges Alter! Meine Kunst, die mich auch hier ernähren könnte, findet, da man mich nicht kennt, nur wenig Vertrauen; ich selbst bin alt und ein Greiß, mein guter Schwager befindet sich nicht in den Umständen, daß er mir, ohne sich und seiner kleinen Oekonomie zu schaden, ein Obdach und einen freien Platz an seinem Tische auf meine Lebenszeit geben könnte. Was bleibt mir also übrig? — Nichts, als daß ich von neuem den Wanderstab ergreife und das Vaterland mit dem Rücken ansehe. Ich fühl' es — meine Brust wird bluten, wenn ich zum letztenmahl die lieblichen Bäume und die trauten Blumen unter meinem Fenster begrüße, meine Augen werden in Thränen schwimmen, wenn ich

zum letztenmahl die kleine, einfache Laube besuche, in der ich diese Blätter niederschrieb, das Herz meiner Schwester wird brechen, wenn ich den letzten Bruderkuß auf ihre Lippen drücke und von ihr auf ewig scheide, denn unsere Wege laufen hienieden nie mehr zusammen, nur dort, wo der Geist unserer Aeltern weilt, werden wir uns wieder finden! — — —

Erster Anhang,

welcher die Art und Weise enthält, wie man am bequemsten durch Spanien reisen kann. Zum Nutzen für diejenigen, welche dieses Königreich zu besuchen gedenken.

Wer Spanien bereisen will, muß durchaus die Landessprache fertig sprechen und sich im Innern des Landes, um den bigotten Haufen des Volks kein Aergerniß zu geben, einen römisch-katholischen Christen nennen. Befindet man sich mit andern Spaniern zugleich auf der Reise, so ist es sehr räthlich, wenn man auf den Landstraßen vor den Kruzifixen, Heiligen und Kapellen, deren man immer eine ganze Menge antrifft, so, wie sie, den Hut lüftet.

Mit Arrieros (Fuhrleute mit Maulthieren) kann eine einzelne Person, auch eine ganze Fa-

milie, sehr bequem reisen, falls er mit ihnen in der nämlichen Posada oder Venta bleibt, wo sie einzukehren pflegen und wo er ein Bett und ein Zimmer für eine Pezeta *) bekommt. Der Reisende darf aber nie vergessen, gleich bey der Abreise ein Weinsäckchen (Bota) zu kaufen, welches er nach dem Rathe seiner Führer und nach ihrem eigenen Beyspiel mit einem Quartillo Wein (1½ Nösel) füllen läßt. Man legt sich auch ein Jagdtäschchen zu, um darinnen etwas Brod zu verwahren. Diese Tasche wird an das Thier angehängt. Es ist gut, wenn man immer etwas kalte Speisen bey sich führt, weil die meisten Venta's daran Mangel leiden. Sonst kann man auch mit den Arrieros essen, besonders wenn es in der Posada oder Venta mit der Küche gut bestellt ist. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Reisenden in den Provinzen Navarra, Granada, Murzia und Kastilla vieja die rohen Speisen mitzubringen sich genöthiget sehen, sie müßten denn mit einer Schüssel Reis oder Sardellen vorlieb nehmen wollen. Bey den Carrateros (Fuhrleuten mit Kar-

---

*) Ist der 5te Theil von einem spanischen Thaler.

ren) trifft man die nämliche Bequemlichkeit, als wie bey den Arrieros, nur muß man mit ihnen den Betrag vorher ins Reine bringen. Ueberhaupt liegen in allen Posaden und fast in jedem Gasthofe (Parador) einer großen Stadt dergleichen Leute, die von einer Provinz zur andern fahren. Die Legua kostet größtentheils 2 Realen oder 12 Kreutzer, falls die Bagage nicht über 30 Pfund wiegt.

Wer schneller und anständiger zu reisen wünscht, miethet sich einen Calessero (ein Fuhrmann mit einer zweyspännigen Kalesche). Sie lauern an den Thoren der Städte, auch in den Gasthöfen und sogar an den Landstraßen. Jeden Tag giebt man einen Duro ab, von dem Trinkgeld wissen diese Fuhrleute nichts. Wo sie hinkommen und anhalten, müssen sie sich selbst beköstigen. Nur muß man gleich beym Akkord die Bedingung mit einschalten, daß er auf dem Wege Niemand mit aufpakt, weil es in Spanien viele Vagabonden und Beutelschneider giebt. Von allen Geboten wird keins hier zu Lande so gemißhandelt, als das sechste und siebente, wie denn dieß auch schon das Sprichwort bezeigt: Si Dios los pecados del

sexto y settimo nó rebaja, se puede Uenar el Cielo con paja (d. h. Wenn Gott die Sünden vom 6. und 7. Gebot nicht nachlässet, so kann er den Himmel mit Stroh ausfüllen). Der größeste Diebstahl ohne Mord wird mit Galeerenstrafe belegt. Und nach der Denkungsart der Spanier ist ein Trunkenbold verabscheuungswürdiger als ein Dieb, (doch Richter und Obrigkeit denken nicht so).

Die fahrenden Posten, die sonst in Spanien nicht bekannt waren, hat man jetzt durch die sogenannten Faetanos eingeführt. Sie ähneln den Diligençen in Frankreich, sind gegen 8 Fuß lang, werden auf dem obern Deckel geladen und an jeder Seite können 8 Personen vor- und rückwärts zwey und zwey recht bequem sitzen. Jeder Reisende wird, wie bey unsern teutschen Postexpeditionen, auf den Postämtern eingeschrieben, wo man ihm die von dem Gouvernement bestimmten Einschreibegebühren abfordert, welche jedoch weit wohlfeiler gestellt sind, als in Frankreich.

Eine andere Art zu reisen ist die Eselspost, deren ich mich bedient habe, und die man in allen

Dörfern haben kann. Man zahlt für jede Legua 1 Reale. Sie geht freilich etwas langsam, aber sie ist sicherer als die Post, weil diese eher umwirft, als jener fällt. Bey jedem Esel ist ein Knabe, der das vorwärtsschreitende Thier bisweilen mit einem Rüthchen an seine Pflicht erinnert. Die Eselsposten lieben vorzüglich die Soldaten, wenn sie auf dem Marsche müde werden, und Reisende, die wenig Geld und Garderobe haben.

Wenn ein solcher Reisender zu Fuß durch einen Flecken gehet, welches in Spanien außer bey Soldaten und (sans comparaison!) Bettelleuten etwas sehr Ungewöhnliches ist, so wird er von den Eselsknaben so sehr geplagt, bis er sich zu einem solchen Ritte entschließt. An den Heerstraßen leben viele Familien davon.

In den meisten Städten, durch die gangbare Landstraßen führen, trifft man auch eine Art Gasthöfe (Fonda) an, in welchen angesehene Reisende Stallungen für Pferde und Kutschen, gute Zimmer, delikates Essen a la Francesa, italiana oder a la moda Española haben können. Die Besitzer da-

von sind Mailänder, oder italienische Schweizer, welche diese Fondas im ganzen Reiche zu pachten pflegen. Es giebt auch Franzosen darunter, welche jedoch von den Oberhäuptern derselben wiederum abhängig sind.

Meson ist ein Gasthof, wo Fuhrleute, Pferde, Maulthiere und Esel einquartiert werden. Für letztere wird 2 Quart, für erstere 4 Quart bezahlt. Die Besitzer dieser Gasthöfe dürfen indessen weder Wein verkaufen noch etwas speißen, außer dasjenige, was die Passagiere roh mitbringen. Doch findet auf den Landstraßen, wo man Meson's (man nennt sie auch Parador) antrifft, eine Ausnahme statt.

Findet der Reisende Ursache, über den Wirth Klage zu führen, so muß er es dem Alcalde de Barrio (dem Schiedsrichter des Distrikts, zu dem der Gasthof gehört) anzeigen, der dann sogleich mit ihm dahin geht und über den Beklagten sein Urtheil fällt.

Bey den *Aduaneros* (Zollbedienten), welche die Koffers öffnen, (doch geschiehet dieß nur beym

Wechsel der Provinzen) thut man wohl, wenn man ihnen ein paar Pezetas in die Hand drückt. Ich habe wenigstens noch keinen gesehen, der ein solches Handdrücken übel genommen hätte.

Zweiter Anhang,

einige Nachrichten über das Königreich Gallizien enthaltend.

Ich gieng i. J. 1790 mit meinem Regimente nach Sevilla, welches zur Bedeckung des Königes diente, der dahin mit einer ansehnlichen Suite zog, um bey der Urne seines Urgroßvaters, des heiligen Ferdinands, ein Gelübde zu erfüllen, das er wegen Genesung seines Thronerben, des Prinzen von Asturien, gethan hatte. Vorher aber machten wir eine Reise nach St. Jakob in Gallizien.

Der Zug war sehr majestätisch. Der Staatsrath hatte ihm 6 Millionen Reales de Vellon (eine Million macht 10,000 Duros) dazu bestimmt. Indessen konnte die Reise leicht noch einmahl so

viel kosten. 18,000 Mann Truppen marschirten vierzehn Tage voraus, um die zu passirenden Ortschaften in der Kreuz und in die Quer zu besetzen. Alle Infanten reisten mit und die 4 Eskadrons der Edelgarde zu Pferde, die Alabardieres, die spanische und Walloner-Fußgarde mußte jedesmahl in dem Orte, wo der König Nachtquartier nahm, bey guter Zeit eintreffen, um die Posten, welche durchgehends doppelt gegeben wurden, noch vor der Ankunft des Königs zu besetzen. Der Zug glich mehr einer feindlichen Streiferey, als einer Wallfahrt.

Da der Hof ein sehr starkes Gefolge bey sich führte, so mußte der Unterhalt für Menschen und Vieh auf eine äußerst kostspielige Art von den weit entlegensten Orten herbeygeführt werden. In dieser Hinsicht hatte die Reuterey fast nichts zu thun als nur zu kontribuiren und wenn die Infanterie Rasttag hielt, so lagen diese geplagten Menschen Tag und Nacht auf ihren Pferten, um der königlichen Laune zu fröhnen.

In Salamanka, berühmt durch die dort befindliche Akademie, wo selbst mehrere spanische

Prinzen

Prinzen studierten, wurde Rasttag gehalten. Die hiesige Domkirche ist ein altes, aber demohngeachtet ein prächtiges Gebäude mit einem Kapitel, welches 30 Kanonizis ihren reichlichen Unterhalt giebt. Eben so reich und schön ist das Nonnenkloster zum h. Geist. Die Schwestern nennt man Damas de St. tiago, und da jede von ihnen von altem Adel seyn muß, so führen sie auch den Nahmen Cavalleras de Santiago. Indessen leben sie bey weitem nicht so klösterlich, wie die übrigen Schlachtopfer der römischen Kirche. Es ist ihnen vergönnt, 2 — 3 Bediente von beyden Geschlechtern zu halten und täglich den Besuch des Adels anzunehmen, sobald ihre Horen vorüber sind. Doch gehen sie nie aus, als zweymahl des Jahrs; einmahl bey der Prozession des heiligen Jakob (der ihr Schutzpatron ist) das anderemahl am Frohnleichnamsfeste.

Von Salamanka kamen wir nach Zamorra. So heißt diese alte Stadt seit dem 10ten Jahrhundert, wo sie ein Alphonsus (ich weiß nicht welcher), neu bauete. Sie war, als sie noch Sentika hieß, von den Gothen zerstöhrt worden. Der hiesige Bischof hat jährlich 20,000 Dukaten

Revenüen? Ein hübsches Sümmchen, um das geistliche Korpus zu pflegen!

Von Zamorra aus marschirten wir durch meist flaches Land und passirten kleine mittelmäßige Dörfer, blieben dann in Benavente am Fluß Esla. Es gehört dem Marquis gleiches Nahmens, der jedoch nie hier, sondern immer in der Hauptstadt wohnt. Der Ort ist überaus lebhaft, weil er an der Landstraße liegt, die nach Gallizien führt, und auf der es wegen der hin- und herreisenden Gallizier, welche in Madrid und andern Städten Spaniens ihr Brod suchen, nie leer wird. Der König ließ sich hier und an allen den Plätzen, wo er übernachtete, auf einem Balkon, wie ein Rhinozeros, eine ganze Stunde lang, betrachten, nahm Bittschriften ein, gab gute Vertröstungen und schmeichelhafte Hoffnungen, wie das Lottospiel, welches immer verspricht, und nur selten Wort hält. Von Benavente kamen wir nach Banneza, 6 Leguas. Ueberall stießen wir auf große und reiche Klöster, denen mehrentheils ein ziemliches Stück der Landschaft gehörte. Das Land ist übrigens bettelarm. Die Einwohner verkaufen ihre Früchte und Weine dem

Magistrat, der in seinem kleinen Zirkel den König spielt, und von dem sie bald darauf ihre selbst erzeugten Produkte wiederum theuer zurückkaufen müssen, sobald sie selbige zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft gebrauchen.

Von dort nach Astorga. Der Marquis dieses Nahmens besitzt hier ein sehr weitläuftiges aber ziemlich verfallenes Schloß. Die Stadt, die ½ Meile im Umfang beträgt, ist ehemahls fest gewesen und bildet ein längliches Quadrat. Man findet hier über 200 Tuch- und Leinewand-Stühle im Gange, doch sind ihre Fabrikate sehr grob. Fuen Cevadon, ein hübsches Dorf, bauet viel Korn und Flachs. Von diesem Orte hat der Paß in Gallizien seinen Nahmen bekommen; es ist der letzte von den Dörfern der Mauregaten.

Diese Mauregaten unterscheiden sich von den übrigen Spaniern nicht nur in ihrer Kleidung, sondern auch in der Sprache. Sie wohnen in mehrern Dorfschaften umher zerstreut und beobachten unter sich eine Menge Verbindlichkeiten und Gebräuche, von denen sie nicht um ein Haar breit abweichen. Die Männer tragen weite Hosen,

welche sie unten um das Knie so herumbinden, daß die Bänder davon auf die Waden herabfallen, übrigens sieht man sie in kurzen Oberröcken, in Brusttüchern, mit einem Gürtel um den Unterleib. Die Weiber schmücken ihre Ohren mit großen schweren Ohrgehängen, setzen weiße Hüte auf, wie die Afrikanischen Matrosen, und lassen das Hauptʰaar auf beyden Seiten des Gesichts so weit herunterfallen, daß es die Schultern deckt. Am Halse tragen sie eine Marie, oder ein anderes Heiligenbild und Reliquien von Gold, Silber und anderm Metall, welche sie an großen Korallenketten befestigen und auf die Brust herabhängen lassen. Das Hemd zieren sie in der Gegend der Brust mit Stickereyen und knöpfen es hinten zu. Mieder und Rock sind aus baumwollenem Tuch gewebt. Sie heyrathen nie einen fremden Mann (und so umgekehrt), der nicht zu ihrer Sippschaft gehört und derjenige, der seine Kleidung ändert, und, trotz der gegebenen Warnung, von den alten eingeführten Gebräuchen abgeht, wird auf immer aus der Gesellschaft gestoßen. Von ihren sonderbaren Gebräuchen will ich nur einen anführen.

Wenn ein Mädchen verlobt ist, darf sie von nun an mit keiner andern Mannsperson mehr reden, als mit ihrem Bräutigam, bis nach der Heyrath, wo dieses Gesetz wieder aufhört. Kann man sie einer Uebertretung zeihen, so ist sie gezwungen, zur Strafe ein gewisses Quantum Wein zu zahlen, welches sie den jungen Burschen zum Besten geben muß, die sie nun bis zu ihrer Verbindung unaufhörlich quälen und bey jeder Gelegenheit zum Reden zu bringen suchen. Die Weiber verrichten alle Ackerarbeiten im Felde, die Männer aber ziehen mit Maulthieren und Eseln durch die Gebirge von Gallizien. Man sagt, sie stammten von Alphonsus II. ab, der mit einem Frauenzimmer von geringem Herkommen einen Sohn gezeugt, und ihn Mauregato genannt habe. Wie nun Alphons III. nach seines Vaters Tode, als der rechtmäßige Erbe des Landes, den Thron bestiegen hätte, so wäre Mauregato, der einen solchen Eingriff in seine Rechte nicht dulden wollen, gegen den König zum Rebellen geworden und hätte mit dem Mohrenkönig Abderrahmann ein Bündniß geschlossen. Alphonsus, erzählt nun die Sage weiter, der sich gegen seinen heranziehenden

Feind für nicht mächtig genug hielt, zog nach Biskaya und so bestieg Mauregato ungehindert den Thron von Leon, wo er fünf Jahre darauf (i. J. 981) starb. Flores erwähnt diese Geschichte in seiner España sagrada und setzt hinzu, daß Mauregato seinen Freunden, den Mohren, viel Besitzungen in seinem Reiche gegeben habe, daher käm' es, daß seine Nachkommen, die Mauregaten, sich noch heut zu Tage aus Dankbarkeit gegen die ehemalige Hülfe, die sie ihrem Altvater erwiesen, einen Theil ihrer Kleidung und Gewohnheiten beybehalten hätten.

Wir giengen durch verschiedene Dörfer der Mauregaten, die so armselig und schmutzig aussahen, als ihre Bewohner selbst. Hier war kein Mantel (Capa) und keine Mütze (Montera) mehr im Brauch; jede Spuhr des Spaniers war verschwunden. Die Hüte zierten sie mit einem bunt gestrickten Netze, das sie Jentilla nennen, und auf den Röcken flatterten Bänder von allerley Farben. Man hörte weder den Ton einer Guitarre, noch den Vers einer muntern Sequidilla, wohl aber eine Art Sackpfeifen, zu denen sich das Geräusch kleiner Schellen gesellte, die sie an den Füßen und Händen (in letzterer Hinsicht nach Art

der Kastagnetten) trugen und nach welchen sie tanzten. Doch bleiben sie meistentheils immer nur auf einem Flecke und schnitten durch das gerade in die Höhe Springen und durch ein steifes Bewegen der Augen und der Hände viele seltsame, abentheuerliche Grimassen.

Mein Regiment passirte das Gebirg, wo wir nichts als Maulthiere und Esel brauchen konnten. Der Hof und seine Suite aber blieb auf der Heerstraße. Wir kamen nach Ponferrada, eine mittelmäßige Stadt mit einem sehr festen Kastell in einer fruchtbaren Aue und am Zusammenfluß zweyer Gewässer. Hier begegneten uns sehr viele Gallizier, welche versicherten, daß jährlich mehr als 60,000 Menschen aus Gallizien auf die Erndte nach Andalusien, nach Kastilla vieja und nueva ausgiengen und daß ebenfalls eine große Menge sich in Madrid, Sevilla, Cadix, Burgos, Granada, Valenzia u. s. w. zum Wassertragen und im Sommer zum Verkauf desselben gebrauchen ließen. Mit dem gewonnenen Gelde kehrten sie dann in ihre Heimath zurück, schafften sich dafür einige Maulthiere und Esel an und verdienten auf diese Art in den Gebirgen ihr Brod.

Wir giengen über Cacabulos und Villafranka (zwey Städtchen ohne alle Bedeutung) zwischen den Gebirgen hin nach Gallizien. Auf dem Wege bis nach Gallejos lagen sehr beträchtliche Dörfer mit Roggen- und Flachsfeldern. Diese wechselten ab mit indianischem Korne, Kastanienbäumen und Grasland. Die Einwohner halten viel Schweine, aber weniger Rindvieh. Die Sprache des Landvolks wurde immer verwirrter, je näher wir dem Endpunkt unserer Reise kamen und an vielen Orten sahen wir uns sogar genöthiget, uns statt der Sprache gewisser Zeichen zu bedienen. Ich bemerkte hier ein anderes Landbausystem als in Andalusien, in den beyden Kastilien, in der la Mancha und in Navarra. Die liegenden Güter waren mehr vertheilt, die Besitzer baueten ihren kleinen Antheil selbst, dahingegen in jenen Gegenden viele Privatpersonen ihre Länder durch Verwalter bearbeiten lassen oder sie verpachten, wo aber die armen Pachter, besonders bey den hoffärthigen Andalusiern, auf das unchristlichste gedrückt werden. Sie können dann freylich auf die Verbesserung der Güter wenig oder nichts wenden und müssen nur froh seyn, wenn sie, außer dem harten Pachtgeld, noch so viel her-

ausschlagen, daß sie mit ihrer Familie nothdürftig leben können. Viele gehen aber auch ganz zu Grunde und werden Bettler, die sich dann in den Klöstern und im Militär ihr Brod elend erwerben müssen.

Wir langten in Lugo an. Die Kathedralkirche ist ein altgothisches Gebäude mit einer Menge schwervergoldeter und beflügelter Engel und Heiliger, die im Ueberfluß auf allen Altären und Kapellen geschmacklos angebracht sind. Die Stadt liegt im Gebirge am Minho, erbauet Kastanien und hat viele Schwarzwälder, in denen die Jagd unbedeutend ist.

Beamonte, ein großes Dorf. — Betanzos. Hier wachsen viele Erdäpfel und Korn, die erstern sind sehr klein und haben einen widrigen Geschmack. Ich sah besonders viel Schaafe und Grasweide. Wir reisten nun zwey Tage durch unbedeutende Flecken zwischen Kornfeldern hindurch und kamen endlich in Corunna an. Die Stadt hat einen großen Seehafen und wird durch die Zitadelle in die Alt- und Neustadt getheilt. In der erstern wohnen die Militär-Personen und alle andere Arten Beamte. Die Stadt hat eine Audiencia real (königliches Obergericht) für

die Provinz von Gallizien, von wo aus man, wie gewöhnlich, an das Supremo Consejo de Castilla appelliren kann. In der Neustadt wohnten viele Krämer, Kaufleute und Handwerker, worunter ich mehrere Franzosen antraf.

Von hier geht alle Monate ein Packetboot nach der Havannah, und aller zwey Monate eins nach Buenos Ayros im spanischen Amerika, ab. Das spanische Gouvernement wünscht einen Theil der Handlung von Cadix hieherzuziehen, deshalb laufen von hier aus seit 15 Jahren die westindischen Paketboote (Urcas — Xabeques) aus. Da aber Cadix zur Handlung nach Westindien und Süd-Amerika sehr vortheilhaft liegt, so möchte dieser Plan so geschwind noch nicht zur Reife kommen. Die Einwohner von Corunna nähren sich meistentheils von Fischen, die sie an der Luft trocknen und dann nicht nur ans Schiffsvolk, sondern auch an die Gastwirthe verkaufen. Wir blieben hier, so wie die Reuterey von der Edelgarde und die Dragoner 6 Tage liegen, weil sich der König einschiffte und auf einem Linienschiffe unter Bedeckung einer kleinen Eskadre, nach Ferrol seegelte.

Mit 8 Leguas kamen wir nach Compostella, oder St. Tiago (S. Jacob), das seinen Nahmen von dem heiligen Jakobus, dem Patron von ganz Spanien, empfangen hat. In der Domkirche zeigt man eine Menge Reliquien, da sie aber nicht sonderlich groß ist, so müssen viele Einwohner des Orts des Sonntags die Messe vor den Kirchthüren hören. Die Stadt wimmelt von Priestern und Ordensgeistlichen, die bey dem Genuß großer Einkünfte des Aberglaubens und der Schwachheit ihrer Verehrer spotten. Sonst gab es hieher große Wallfahrten, welche aber die jetzt einigermaßen stattfindende Aufklärung um vieles verringert hat. Von hier aus giengen wir nach Tuy, auf einer Anhöhe gelegen, und mit Bollwerken und Mauern umgeben. Bey diesem Orte setzte der König über den Minho, weil der portugiesische Hof mit der künftigen Königin Charlotte ohnweit Oporto ein Lager ausgesteckt hatte, worinnen er mit einem glänzenden Gefolge die königlichen Eltern empfieng. Ich blieb mit dem Regimente in Tuy zurück, wo alle Bedürfnisse in den zivilsten Preisen standen, besonders war der Wein wohlfeil und von äußerst gutem Geschmack. Ein gewisser Feldscheer Losrios (Flüsse) fragte

mich nach dem Tage der Abreise des Königs, ob ich mit ihm nach Oporto zu gehen wünschte? Ich war sogleich von der Parthie und nahm Urlaub. Dort traf ich noch weit schlechtere Estallagen (Posaden) an, als in Spanien. Das Volk war noch hochmüthiger und bigotter, als dieses. Ein Glück, daß ich ihre Sprache noch so ziemlich verstand. Zwischen dieser und der spanischen findet ungefähr das Verhältniß statt, in welchem die Hochteutsche zur Plattteutschen steht. Nicht weit von Tuy liegt auch Valenza. Die Gegend ist wegen des Flusses Minho sehr angenehm und auf diese Art hat die Stadt ein wirklich angenehmes Ansehen, aber desto beleidigender für das Auge ist ihr Inneres. Die Häuser sind regellos, schlecht und die Schieferplatten auf den Dächern werden mit Steinen belegt, damit sie nicht herabfallen. Man hat die Stadt einmahl befestigen wollen, doch es ist nichts daraus geworden, nun sieht man nichts, als halb ausgebauete, verfallene Werke, Kanonen ohne Lavetten, die in der größesten Unordnung umherliegen. Als Besatzung steht ein Bataillon Fußvolk und etwas Artillerie hier. Aber ihre Uniformen waren zerrissen und schmutzig und ihre Waffen verrostet. Ein Flamänder ver-

trauete mir, daß sich bey der ganzen Garnison nur 20 Gewehre befänden, aus welchen man zur Noth schießen könnte. Auf dem Wege begegneten uns viele Leute von gleicher Höhe und Dicke mit schwarzbraunen Gesichtern und über 5 Schuh groß. Die Weiber giengen meistentheils barfuß, oder trugen große Holzschuhe. Fünf Meilen von hier, in Puente de Limo, welches eine äußerst romantische Lage hat, fand ich die reichsten und schönsten Klöster, mit artigen Dörfern umgeben und fruchtbar an Flachs und köstlichem Wein. Die Reben schlingen sich verschwenderisch um die Eichen und Zäune. Dann kehrten wir nach Tuy zurück, wo unser Regiment bald den Befehl zum Rückmarsch erhielt. Der König gieng auf einer andern Heerstraße nach Sevilla und ließ frische Truppen zu seiner Bedeckung beordern. In la Corunna hatt' ich noch einen kleinen Kummer auszustehen. Als ich nämlich mit dem Feldscheer nach Oporto gieng, trug ich einige Nummern des Lotto, das am 24. April gespielt wurde. Ich vergaß, sie dem Kollekteur, der in Tuy wohnte, vorzuzeigen und als ich zurückkehrte, hatten sie ein ansehnliches gewonnen, meine Gültigkeit darauf aber war verfallen und ich gieng — leer aus.

Dritter Anhang,

einige grammatische Regeln. — Spanisches Maaß, Gewichte und Münzen.

Dem Leser, der kein Spanisch versteht, wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich ihm hier einige kurze, sehr leicht zu übersehende, Regeln der Grammatik, die richtige Aussprache mehrerer in dieser Geschichte vorkommender Phrasen betreffend, mittheile.

b wird wie ein w; c vor e und i wie ein sanftes ſ ausgesprochen.

Das h muß in der Aussprache nie gehört werden, außer wenn es bey einem c stehet, dann aber spricht man es wie sch aus. Das k braucht man nur in terminis technicis. ll — das erste wie ein gewöhnliches l, das zweyte wie ein i. v wie ein b. x wie ein scharfes g. z wie ein s, es mag nun am Anfang, oder in der Mitte oder auch am Ende des Wortes stehen.

Zwey Vocales werden nicht zusammengezogen, jeder wird allein ausgesprochen. Z. B. el piè der Fuß wird nicht pi sondern pihe ausgesprochen. So tiene sprich tihene. j durch den Schlund, wie ein scharfes g.

Die Figur ~ über n bedeutet ein doppeltes n und zugleich ein i. Z. B. tamaño ließ tamannio Señor ließ Sennior.

Uebrigens wird alles wie im Lateinischen ausgesprochen und die kurze oder lange Aussprache des Worts durch den Accent bestimmt.

Münzen, Maaß und Gewicht in Spanien:

R. M. Reales de vellon à 34 maravedis Castilianische Wehrung = 1 ggr. 8 Pf. oder $7\frac{1}{2}$ kr.

Die Kölln. Mark fein Silber ist zu 193 $\frac{1}{2}$ reales de vellon ausgeprägt.

G. M. Pistolen, doblones de oro von 4 Piaster = 5 Rthlr. 3 ggr. 10 Pf. oder 9 fl. $17\frac{1}{4}$ kr.

4fache dito oder Quadrupel.	nach Verhältniß.
2fache dito oder doblones de a quatro	
$\frac{1}{2}$ dergleichen	

S. M. Piaster oder Thaler escudo de platea) = 1 Rthlr. 9 ggr. 3 Pf. oder 2 fl. 29⅝ kr.

½ dergl. oder escudo de vellon; ¼, ⅕ und ⅛ nach Verhältniß.

Maaße. Die kastilianische Elle, vara hält 375 ½ franz. Linien 13 dergl. = 16 Brabanter Ellen.

Der Pies oder Spanische Schuh ist 11 Prct. kürzer als der Rheinländische.

Gewichte. 1 Arroba hat 25 libras (Pfunde) oder 400 Onkas. 1 Pfund hält 9592 holländische Aß.

100 Pfund = 98 ½ Pf. Cölln. Gew.

110 ½ Pf. = 100 Pf. Nürnberger Gew.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

X III 87

ette

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kessler, Johann Friedrich.

Reisen zu Wasser und zu Lande

Leipzig 1805

It.sing. 498
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467147-6